



XIII 3929



Supplet
+

PRUSSIA

Zeitschrift für Heimatkunde
und Heimatschutz · Band 29

XIII 392^a

Zum Gedenken
an den Beginn
der Errichtung
des Deutsch-
Ordensstaates
in Altpreussen
im Jahre 1231

im Auftrage der
Altertumsgesellschaft Prussia
herausgegeben von
Museumsdirektor Dr. Gaerte



(5383)

Selbstverlag der Gesellschaft
Kommissionsverlag bei Gräfe und Unzer

Königsberg i. Pr.

1931



202/204 + 93/29 : 94/430] 05

Inhalt:

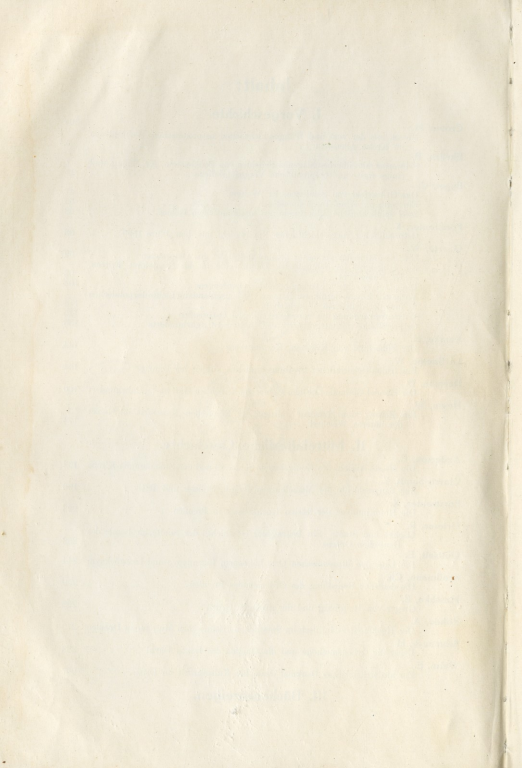
I. Vorgeschichte.

	Seite
Crome, H. Verzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen ostpreussischen Wehranlagen im Kreise Allenstein	5
Ehrlich, B. Schwerter mit silberbeschlagenen Scheiden von Benkenstein, Kr. Elbing, und einige west- und ostpreussische Vergleichsstücke	16
Engel, C. Das Gräberfeld von Sanditten, Kr. Wehlau Ein prähistorisches Taschenmesser Zwei spätheidnische Silberfunde aus altsudanischem Gebiet	47 65 68
Forstreuter, K. Ostpreussischer vorgeschichtlicher Fundbericht aus dem Jahre 1599	88
Gaerte, W. Ein mesolithischer verzierter „Kommandostab“ aus Ostpreußen Ein Hügelgrab im Schutzbezirk Dammwalde in der Staatsforst Fritzen, Kr. Königsberg Die „Lausitzischen“ Flachgräberfelder Ostpreußens Vorgeschichtliche Bevölkerungsfragen Ostdeutschlands im Lichte der polnischen und der deutschen Wissenschaft Witwenverbrennung im vorordenszeitlichen Ostpreußen Ostpreussische „Schatzgräberei“ des 15. und 16. Jahrhunderts	92 98 104 114 125 135
Kemke, H. Der Silberfund von Kiwitten, Kr. Heilsberg	144
La Baume, W. Ein frühmittelalterlicher Siedlungsfund aus Zoppot bei Danzig	154
Nerman, B. Der Handel Gotlands mit dem Gebiet am Kurischen Haff im 11. Jahrhundert . .	160
Heym, W. Ein Beitrag zum Hausbau während der Römischen Kaiserzeit im Gebiet der unteren Weichsel	174

II. Mittelalterliche Geschichte.

Anderson, E. Die älteste Ansicht des Königsberger Schlosses und der Steindammer Kirche . .	193
Clasen-Sandt, K. Zur Baugeschichte der Memelburgen Ragnit, Splitter und Tilsit	196
Forstreuter, K. Die Hofordnungen der letzten Hochmeister in Preußen	223
Grieser, R. Lischke und Stadt. Ein Beitrag zur Geschichte der Städte im Lande des Deutschen Ordens	232
Guttzeit, E. Die Lage der altpreußischen Orte Laxdenen, Liccutigeyn und Laxeniekaym . .	244
Krollmann, Ch. Die deutsche Besiedlung des Ordenslandes Preußen	250
Maschke, E. Gregor von Heimburg und der deutsche Orden	269
Rohde, A. Der Hochmeister-Harnisch im Staatlichen Historischen Museum zu Dresden . .	279
Schmauch, H. Ueber die Arbeitsmethode und die Quellen des Lukas David	283
Weise, E. Ein niederrheinisches Denkmal deutscher Kulturarbeit im Osten	297

III. Bücheranzeigen.



Verzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen ostpreußischen Wehranlagen im Kreise Allenstein.

Von Hans Crome.

Abstich.

„Alte Schanze“ 200 m¹⁾ westlich Dorf Abstich, an der westlichen Ecke des Okullsees. Lit.: G. StK.²⁾ 134 Allenstein und M. Bl. 899 Allenstein: „Alte Schanze“.

Bem. Größtenteils abgepflügt. Bergburg.

Alenstein.

a) „Alte Schanze“ 600 m vom Westausgange der Stadt zwischen Lang- und Okullsee an der südlichen Seite des von der Lykuser Straße zum Wasserwerke führenden Weges. Lit.: G. StK. 134 Allenstein: „Alte Schanze“.

Bem. Durch Kiesabfuhr völlig zerstört. Charakter nicht mehr feststellbar. Beckherrn (A. M. 374) erwähnt eine Schanze „Jerusalem“ bei Allenstein, Lage nicht angegeben. Ob dieses die vorstehend aufgeführte „alte Schanze“, ist zweifelhaft.

b) „Burgberg“ im Allensteiner Stadtförste nordöstlich Lykusen am linken Ufer der Alle, 3 km nördlich der Stadt, südlich des Einflusses des Wadang. Lit.: M. Bl. 805 Göttkendorf: „Burgberg“.

Bem. Von der ehemaligen Anlage nichts mehr vorhanden.

c) „Schloßberg“ oder „verwunschenes Schloß“ auf der dem „Burgberge“ gegenüberliegenden rechten Alleseite. Lit.: Guise Uebersicht: „Burg im Walde Sanditten nördlich Allenstein“; Guise Zettel: Burg Sanditten südlich des Einflusses des Wadang in die Alle; Bötticher IV 7.

Bem. Bis auf geringe Reste verschwunden. Abschnittsbefestigung.

¹⁾ Die Entfernungen bedeuten die Luftlinie.

²⁾ Vgl. die Liste der Abkürzungen am Schluß der Arbeit.

Alt Wartenburg, Kr. Allenstein.

- a) „Schwedenschanze“ 1 km westlich Alt Wartenburg. Lit.: G. StK. 134 Allenstein und M. Bl. 806 Alt Wartenburg: „Schwedenschanze“.

Bem. Spuren nicht mehr nachweisbar. Nach Bönigk (B. P. VII 73) beruht die Angabe auf einem Irrtum des Landmessers. Guise Zettel verzeichnet 1 km westlich Altstadt Wartenburg am Wadangsee südlich eines Sumpfes eine Schanze, deren Spuren bisher nicht festgestellt werden konnten.

- b) „Schwedenwall“ 2 km westlich Alt Wartenburg, etwa 700 m lang in nordsüdlicher Richtung durch den Königreichswald über die Alt Wartenburger Straße zum Wadangsee hinziehend. Lit.: Hollack; B. P. VII 73 (Frhr. v. Bönigk); Bötticher IV 267; Röhrich 137; G. StK. 134: Bild des Längswalles ohne Bezeichnung; M. Bl. 806 Alt Wartenburg: „Schwedenwall“.

Bem. Zu einem großen Teile bereits abgepflügt. Längswall.

- c) Altstadt Wartenburg (Stare Miasto) am Orzechowoflusse oberhalb seiner Einmündung in den Wadangsee 700 m südsüdöstlich Alt Wartenburg. Lit.: Guise Uebersicht: „Heidnisch Wartenburg verschanzt am See östlich Alt Wartenburg“; Guise Zettel: „Altstadt“; Bötticher IV 267; Röhrich 106 f.

Bem. Graben der alten Anlage noch erhalten.

- d) „Wachthügel“ 2 km südöstlich Alt Wartenburg, 1 km west-südwestlich Neu Maraunen auf dem linken Pissaufer, genannt Zamek, früher Gunlauken genannt. Lit.: Hollack; B. P. VII 69 f. (Frhr. v. Bönigk); Töppen, Geogr. 29; A. M. XXXII 381 Anm. 38 (Beckherrs); Bötticher IV 258; Mappe XI 27; M. Bl. 806 Alt Wartenburg: „Wachthügel“.

Bem. Kuppe 1928/29 eingeebnet, wobei Reste der alten Bergburg zerstört. Restgrabung des Prussiamuseums 1929.

Bergfriede.

„Schloßberg“ 300 m westlich des Gutes Bergfriede am rechten Alleufer, nordwestlich des Mossongsees. Lit.: Hollack; Guise Uebersicht: „Burg bei Bergfried an der Alle 1½ Meile nordwestlich Allenstein.“ Guise Zettel; Bötticher IV 68; Gaerte, Tafel XVIII a); G. StK. 134 Allenstein und M. Bl. 805 Göttendorf: „Schloßberg“.

Bem. Anlage gut erhalten. Abschnittsbefestigung.

Braunswalde.

„Burgreste“ nördlich vom Orte auf dem Pfarrlande, angeblich von der alten ordenszeitlichen Burg. Lit.: Hollack.

Bem. Von der Anlage sind jetzt keine Spuren mehr vorhanden. Vermutlich handelt es sich um die Höhe 121,5 des M. Bl. 805 Göttkendorf.

Dietrichswalde.

Heidnische Siedelung südöstlich Dietrichswalde. Lit.: Hollack: „Burgwall“ unter Bezugnahme auf die sog. Generalkarte; Guise Uebersicht: unter „Einzelne zu Wohnungen geschüttete Hügel der ältesten Zeit, die man nicht als Burgen betrachten kann“ wird ein Wohnplatz „auf dem Felde südlich Detterswalde 2 Meilen westlich Allenstein“ aufgeführt; Guise Zettel: bezeichneter Wohnplatz in südöstlicher Lage zum Orte „Diterswalde“, wie es scheint, an einem kleinen See gelegen.

Bem. Um eine eigentliche Wehranlage scheint es sich nicht zu handeln. Spuren einer solchen auch nicht nachweisbar. Vermutung, daß sie in dem südwestlich Dietrichswalde gelegenen „Goldberg“ zu suchen sei, ohne Unterlage.

Groß Maraunen.

„Schloßberg“ 2 km nordöstlich Gr. Maraunen, östlich der Straße nach Schönau, westlich des Marauner Fließes. Lit.: Hollack; B. P. VII 70 (Frhr. v. Bönigk) = A. M. XX 157; Bötticher IV 258; Behla 183; Mappe XI 7; G. StK. 134 Allenstein: „Schloßberg“.

Bem. Anlage gut erhalten. Abschnittsbefestigung.

Groß Ramsau.

„Schloßberg“ 1 km nördlich Gr. Ramsau, westlich der Kunststraße nach Wieps, auf der östlichen Seite des jetzt abgelassenen Klein Ramsauer Sees. Lit.: Bujack, Aufsatz in den Akten der Prussia vom Jahre 1881 Bl. 111: vermutlich Fliehbürg für die Bewohner von Klein und Groß Ramsau; M. Bl. 807 Wartenburg: Bild der Wehranlage ohne Bezeichnung.

Bem. Spuren der alten Anlage durch Beackerung verschwunden. Abschnittsbefestigung.

Hirschberg.

Wehranlage, genannt „Palistkaberg“, an der Südseite des Dorfes Hirschberg, in der Schleife der von Hirschberg nach Klutznick führenden Straße, südlich des Aarsees. Lit.: Hollack; Guise Uebersicht: „Burg (Palistka) im Dorfe Hirschberg

1 Meile südöstlich Wartenburg"; Guise Zettel; B. P. VII 71 f. (Frhr. v. Bönigk) = A. M. XX 158; Bönigk Z. K.; A. M. XXXII 355 Anm. 1 unter 1: „Schloßberg“ und 358 Anm. 5 (Beckherra); Bötticher IV 257; Röhrich 160 f; Erml. Mon. II Nr. 357 und 358; Behla 183; Mappe XII 3; M. Bl. 901 Gr. Purden: „Palistka“.

Bem. Stark abgepflügt und durch Beackerung weiter gefährdet. Abschnittsbefestigung.

Jonkendorf.

a) „Alte Schanze“ oder „Russenschanze“ an der Nordwestseite von Jonkendorf, auf dem Pfarrgelände, 200 m westlich der Kirche. Lit.: Hollack; Guise Zettel: „Alte Schanze bei Jonkowo“ (der alte Name für Jonkendorf); M. Bl. 804 Jonkendorf: „Russenschanze 1807“.

Bem. Anlage bildet ein rings von Wällen und Gräben umzogenes Rechteck; im allgemeinen gut erhalten. Weitere Feststellungen über die Herkunft erforderlich.

b) Grenzwall Gritegrucz bei Jonkendorf in der Nähe des Sees Rautschoys (Rauxskowe). Lit.: Röhrich 199.

Bem. Von dem Grenzwall nichts mehr nachweisbar; ob er mit der Schanze unter a) in Zusammenhang steht, zweifelhaft.

Kellaren.

Längswälle auf der Feldmark des Gutes Kellaren südöstlich Kl. Bertung, genannt Stutzki, an 2 Stellen in Resten erhalten. 1. Stelle östlich des Nordostzipfels des Kellarensees, nördlich und südlich des Hohlweges von Kellaren nach Zasdroscz; 2. Stelle südlich der Försterei Zasdroscz, aus 2 parallel laufenden Wällen bestehend. Ehemalige Ausdehnung der Anlage an beiden Stellen wahrscheinlich bis zum Kellarensee im Westen und in das Sumpfgebiet östlich der Straße Allenstein—Wuttrien. Lit.: Hollack: vermutlich Reste des 1350 bei Bertung erwähnten castrum Bertingense (Erml. Mon. II Nr. 162); Guise Zettel: 2 Wallanlagen, die sich vom Kellarensee über die Allensteiner Kunststraße hinziehen, die südliche Anlage ein doppelter Wall; B. P. VI 139 (Buck, Frhr. v. Bönigk): dreifacher Längswall, 153 m lang, mit dem Westende an Ostufer des Kellarensees stoßend; B. P. XXI 162, 163 und 167 (Hollack); Bötticher IV 23; M. Bl. 997 Wuttrien: Knieförmig verlaufender Längswall ohne Bezeichnung. Bem. Lauf der Wälle zum Teil noch gut erkennbar. Vermutlich Längswälle einer ordenszeitlichen Anlage.

Kirschbaum.

Längswälle im Raschunger Forst, $1\frac{1}{2}$ km südöstlich Kirschbaum, bestehend aus 2 parallelen, 400 m voneinander entfernten Wällen in südwestlicher Richtung vom Kirschbaumer Waldwege gegen Klein Bartelsdorf verlaufend. Länge der Wälle 500 und 800 Schritt. Lit.: B. P. VI 139 (Bujack, Frhr. v. Bönigk); Bötticher IV 21.

Bem. Früher größere Ausdehnung der Wälle nach Nordosten und Südwesten, Verbindung vermutlich mit den Wällen im Purdener Forst. Mit Laub- und Nadelholz bestanden. Vermutlich Längswälle einer ordenszeitlichen Anlage.

Kirschlainen, siehe Wartenburg.

Klein Maraunen, siehe Alt Wartenburg.

Kroplainen, siehe Wartenburg.

Lengainen.

Landwehr, genannt der „lange Hagen“ bei Lengainen in einer Ausdehnung von 8 km vom Ostzipfel des Wadangsees zum Westzipfel des Kirmaßsees. Lit.: B. P. VII 73 (Frhr. v. Bönigk), Bötticher IV 258.

Bem. Eingepflügt und nicht mehr zu erkennen. Vermutlich ordenszeitliche Anlage.

Nerwigk.

Längswälle in der Purdener Forst nordöstlich und östlich Nerwigk an der Ost- und Nordwestseite des Artungsees. In Teilen noch vorhanden der östlich des Artungsees gelegene Längswall in den Jagen 200, 191, 190 und 189 mit nordsüdlicher Richtung über den Raschunger Weg und der nordwestlich des Sees gelegene in den Jagen 202 und 193. Lit.: Hollack; B. P. X. 86 (Bujack); Bötticher IV 21; Prussia Zeitschrift Heft 26 S. 273 (Gollub, der Kreis Ortelsburg zur Ordenszeit); M. Bl. 902 Menguth: „Schwedenwall“.

Bem. Vermutlich standen beide Teile im Zusammenhang. Nach Bujacks Angabe umgeben die Landwehren die Ostecke des Artungsees. Reste der Anlage im allgemeinen gut erhalten. Vermutlich Längswälle einer ordenszeitlichen Anlage.

Neu Maraunen, siehe Alt Wartenburg.

Piestkeim.

Längswall, auch Schwedenschanze genannt, 600 m südlich Piestkeim, südlich des Weges nach Spiegelberg, an der Nord-

westseite des sogenannten Höllengrundes in nordwest-südöstlicher Richtung, 90 Schritt lang. Lit.: Meldung des Lehrers Fromm in Allenstein vom 17. 11. 1929.

Bem. Im allgemeinen gut erhalten.

Purden, siehe Nerwigk.

Schönfließ.

„Malakof“ 1200 m nordnordöstlich Schönfließ auf der westlichen der beiden in den südlichen Teil des Dadeysee vorspringenden Landzungen. Lit.: Bujack. Aufsatz in den Akten der Prussia vom Jahre 1881 Bl. 111; M. Bl. 808 Bischofsburg: „Malakofberg“.

Bem. Wälle der alten Anlage im allgemeinen gut erhalten. Bergburg.

Stolpen.

Wehranlage bei Stolpen an der Südseite des westlichen Zipfels des Wadangsees östlich der Straße von Alt Wartenburg nach Allenstein. Lit.: Guise Zettel.

Bem. Die Wehranlage hat bisher nicht festgestellt werden können.

Süßenthal.

„Burgwall“ 1400 nordwestlich Süßenthal unweit der Süßenthaler Mühle, südwestlich Ober Kapkeim, am linken Ufer des in die Alle mündenden Drahtgrabens. Lit.: Hollack; B. P. XXIII 183 mit Skizze auf Tafel XVIII unter 2 (Bezenberger).

Bem. Durch Abpflügen gefährdet. West- und Südteil bereits zerstört. Abschnittsbefestigung.

Trautzig.

„Schloßberg“ 400 m nordöstlich Domäne Trautzig zwischen der Insterburger Eisenbahn und dem Trautziger Graben, die Höhe 146,6 des M. Bl. 900 Gr. Kleeberg. Lit.: Hollack; G. StK. 134 Allenstein: „Schloßberg“.

Bem. Spuren der Anlage durch Beackerung fast völlig verwischt. Reste unterirdischer Gänge bei der Domäne in Richtung auf den Schloßberg. Abschnittsbefestigung.

Wallen.

Längswall 500 m südöstlich Gut Wallen in Form eines nach Süden geöffneten Halbbogens, zwischen dem von Wallen kommenden Wege und dem Preylower Mühlenfließe. Lit.: Hollack; B. P. X 87 (Bujack); Bötticher IV 21; Mappe XIII 36; G. StK.

167 Passenheim und M. Bl. 901 Gr. Purden: Bilder von Längswällen auch im Norden und Südosten des Gutes; Plan der Ländereien von Wallen und Wessolowen von 1801 mit eingezeichneten Wällen.

Bem. Längswall südöstlich Gut Wallen mit Baumwuchs bestanden und gut erhalten. Vermutlich ordenszeitliche Anlage.

Wartenburg, Kr. Allenstein.

- a) Wehranlage, der sogenannte Kreuzberg, 1 km östlich Wartenburg, zwischen Wartenburg und dem großen Aaritzsee, am Südufer der Pissa. Lit.: Hollack; Guise Uebersicht: „Burg östlich Wartenburg“; Hennenberger Erkl. 469: „Bischöfliche Festung in der Wildnis am Flusse Bisse“, zu der vermutlich der Kreuzberg gehörte; B. P. VII 70/71 (Frhr. v. Bönigk) — A. M. XX 157; Bötticher IV 257; Behla 183; Mappe XI 6; M. Bl. 807 Wartenburg: „Kreuzberg“.

Bem. Reste der Anlage nicht mehr vorhanden. Berg durch Abrutsch gefährdet. Vermutlich ordenszeitliche Anlage.

- b) Landwehr 3 km südöstlich Wartenburg in nordwestlich-südöstlicher Richtung vom Ostufer des Kirmaßsees zum Westufer des Großen Aarsees hinziehend, jetzige Grenze zwischen den Orten Kroplainen und Kirschlainen. Lit.: Hollack; Guise Zettel: „Die Verschanzungen“ am Kirmaß- und Aarsee; B. P. VII 72/73 (Frhr. v. Bönigk); Bötticher IV 258; G. StK. 134 Allenstein und M. Bl. 807 Wartenburg: Bild des Längswalles.

Bem. Mit Gebüsch und einzelnen Bäumen bestanden, gut erhalten. Vermutlich ordenszeitliche Anlage.

Literaturnachweis nebst den im Verzeichnisse gebrauchten Abkürzungen.

- Abromeit** = Abromeit, Flora von Ost- und Westpreußen. Berlin 1898.
- Acta Borussia** = Acta Borussia, ecclesiastica, civilia, literaria oder sorgfältige Sammlung allerhand zur Geschichte des Landes Preußen gehöriger Nachrichten, Urkunden, Schriften und Dokumenten. In drei Bänden. I: Königsberg 1730, II: 1731, III: 1732.
Band I 195–246 enthält Caspar Steins memorabilia prussica.
- A. M.** = Altpreußische Monatsschrift. Der neuen preußischen Provinzialblätter vierte Folge (seit 1864).
- Annalen** = Annalen des Königreichs Preußen. Herausgegeben von Ludwig von Baczko und Theodor Schmalz. Königsberg und Leipzig 1792/93.
- Behla** = Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Eine vergleichend-archäologische Studie von Dr. Robert Behla. Mit einer prähistorischen Karte im Maßstab 1 : 1 050 000. Berlin 1888.
- Beiträge** = Beiträge zur Kunde Preußens. Erschienen von 1818–1825 und 1837.
- Berl. Verh.** = Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1870–1891. Die ersten Verhandlungsberichte erschienen in dem 1870 herausgegebenen I. Bande der Zeitschrift für Ethnologie. Von Band III ab (bis XXIII) wurde für sie eine besondere Bezifferung der Seiten eingeführt.
- B. P.** = Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia. Bd. I bis XXV, von 1874 an. Von 1926 (Heft 26) an: Prussia Zeitschrift usw.
- Bezenberger** = Bezenberger, Die Kurische Nehrung . . . Stuttgart 1889.
- Bock** = Bock, Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreich Ost- und Westpreußen. 5 Bände. Dessau 1782–1785.
- Bönigk Z. K.** = Bönigks Zettelkatalog, handschriftlich im Prussia-Museum.
- Bötticher** = Bötticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. Bearbeitet im Auftrage des Ostpreußischen Provinziallandtages. Königsberg Pr.
- Bujack Z. K.** = Bujacks Zettelkatalog, handschriftlich im Prussia-Museum.
- Cohausen** = v. Cohausen, Alte Verschanzungen, Burgen und Stadtbefestigungen im Rheinland und Preußen. (Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde; Jahrgang 1866 S. 613 ff.)
- Conwentz** = Conwentz, Die Moorbüeken im Tal der Sorge auf der Grenze zwischen Westpreußen und Ostpreußen usw. Danzig 1897.
- Dorr** = Dorr, Uebersicht über die prähistorischen Funde im Stadt- und Landkreise Elbing I. II. (Programm des Elbinger Realgymnasiums für 1893 und 1894.)
- Dusburg** = Dusburg, Chronicon Prussiae, herausgegeben 1679 von Hartknoch, 1861 im ersten Bande der Scriptorum rerum prussicarum.
- Erl. Pr.** = Erleutertes Preußen oder auserlesene Anmerkungen über verschiedene zur preußischen Kirchen- usw. Historie gehörige besondere Dinge usw. In 5 Bänden. Königsberg Pr.
- Erml. Mon.** = Monumenta historiae Warmiensis, herausgegeben vom historischen Verein für Ermland. 1. Abteilung. Codex diplomaticus Warmiensis oder Regesten und Urkunden zur Geschichte Ermlands. Bd. I u. II. Mainz 1860 u. 1864.
- Erml. Z.** = Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands, herausgegeben vom historischen Verein für Ermland, Braunsberg.
- Faber** = Faber, Die Haupt- und Residenzstadt Königsberg i. Pr. Königsberg 1840.
- Frischbier**. Preußisches Wörterbuch, 2 Bände. Berlin 1882/83.

- Gaerte** = Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens. Königsberg Pr. 1929.
- G. StK.** = Generalstabkarte. Aufgenommen vom Kgl. Preuß. Generalstabe 1860—1863, im Maßstabe 1:100 000. Herausgegeben von der kartograph. Abteilung der Kgl. Preuß. Landesaufnahme 1875 und neuere Nachträge.
- Generalkarte** = Generalkarte zu der von Schröterschen Karte von Ostpreußen mit vermutlich von Guise eingezeichneten Ordens- und Heidenburgen.
- Gerullis** = Gerullis, Die altpreußischen Ortsnamen. Berlin und Leipzig 1922.
- Gisevius Z.** = Farbige Zeichnungen der heidnischen Schloßberge und Opferplätze in einem Teile des Tilsiter und Ragniter Kreises und der Nachbarkreise in 2 Heften von Eduard Gisevius. Tilsit 1849, im Besitze der Altertums-Gesellschaft Prussia.
- Guise Aktenh.** = Grundrisse der Burgen und mit Mauern befestigten Städte in Preußen aus der Zeit des Deutschen Ordens und was von gedachter Befestigung im Jahre 1826—1828 noch vorhanden war. Abschrift in einem Aktenhefte. Die Urschrift „dem Generalkommando des 1. Armeekorps gehörig“ beim Zentralnachweiseamt (Reichsarchiv-zweigstelle) in Spandau.
- Guise Uebersicht** = Kurze Uebersicht mit Literaturvermerken über die in den Guiseschen Zetteln befindlichen Aufnahmen, handschriftlich im Prussiamuseum.
- Guise Zettel** = Handschriftliche Bleistiftzeichnungen des Leutnants Guise von Ordensbauten, Wehranlagen usw. mit erläuternden Vermerken, im Besitze des Prussiamuseums.
- Hartknoch** = Hartknoch, Altes und neues Preußen. Frankfurt und Leipzig 1684.
- Helwing** = Helwing, Lithographia Angerburgica usw. Bd. I. Königsberg 1717 und Flora quasimodogenita usw. Danzig 1712 und 1726.
- Hennenberger Erkl.** = Hennenberger, Erklärung der großen Preußischen Landtafel. Königsberg 1595. Mit dem beigegebenen Hefte „der Seen, Ströme und Flüsse Namen“ usw.
- Hennenberger Landtafel** = Prussiae usw. eigentliche und warhafftige Beschreibung durch Casparum Hennebergerum . . . Königsberg 1576.
- Henning** = Henning, Ortelsburg, Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt usw. Ortelsburg 1916.
- Hollack** = Hollack, Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Uebersichtskarte von Ostpreußen. Glogau-Berlin 1908.
- Jahrb. Geol.** = Jahrbuch der Kgl. Preuß. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin für 1904. Berlin 1905.
- Insterb. J.** = Jahresbericht der Altertums-gesellschaft zu Insterburg.
- Insterb. Z.** = Zeitschrift der Altertums-gesellschaft Insterburg.
- Lemke** = Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen. I— bis III. Mohrun-gen und Allenstein 1884/99.
- Liek** = Liek, Die Stadt Schippenbeil. Königsberg Pr. 1874.
- Lissauer** = Lissauer, Prähistorische Denkmäler der Provinz Westpreußen und der angrenzenden Gebiete. Leipzig 1887.
- Löschke** = Löschke, Ragnit. Ragnit 1898.
- Lucanus** = Lucanus, Preußens uralter und heutiger Zustand 1748, herausgegeben von Gustav Sommerfeldt und Emil Hollack. Lötzen. Bd. I, Lieferung 1 u. 2, Bd. II, Lieferung 1, 2 u. 3.
- Lucas David** = Lucas David, Preußische Chronik; herausgegeben von E. Hennig und D. F. Schütz. Königsberg 1812—1817.
- Mappe** = Mappe XI, XII, XIX und XLV in den Beständen des Prussiamuseums mit Aufnahmen von Wehranlagen.
- M. Bl.** = Meßtischblätter des Reichsamts für Landesaufnahme Berlin, im Maßstabe 1: 25 000.

- Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen Königsberg.**
- Mitt. Mas.** = Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Masovia. Lötzen
- Müller** = Müller, Barten und seine Vergangenheit. Rastenburg 1911.
- Naronski** = Aemterrisse von Josef Naronski 1660—1676. Im Staatsarchiv zu Königsberg Pr.
- N. Pr. Pr. Bl.** = Neue Preußische Provinzialblätter. Erschienen von 1846 ab in 12 Bänden.
- N. Pr. Pr. Bl. n. F.** = Der neuen Preußischen Provinzialblätter andere Folge (12 Bände).
- N. Pr. Pr. Bl. 3. F.** = Derselben 3. Folge (11 Bände).
- Obgartel** = Obgartel, Der Regierungsbezirk Gumbinnen. Insterburg 1912.
- Ostdeutsche Monatshefte** = Ostdeutsche Monatshefte für Kunst und Geistesleben. Danzig.
- Passarge** = Passarge, Aus baltischen Landen. Glogau 1878.
- Pisanski de montibus** = Georg Christian Pisanski, De montibus regni Prussiae . . . Königsberg Pr. 1769.
- Pisanski coll.** = Pisanski, Collectanea zu einer Beschreibung der Stadt Johannisburg in Preußen 1748; abgedruckt in den Mitteilungen der Lit. Gesellschaft Masovia, Heft VIII 59 ff.
- Prätorius** = Prätorius, Deliciae prussicae oder Preußische Schaubühne. Herausgegeben von William Pierson. Berlin 1871.
- Pr. Pr. Bl.** = Preußische Provinzialblätter (von 1829 bis 1842 erschienen).
- Reusch** = Reusch, De tumulis . . . Königsberg 1724.
- Röhrich** = Geschichte des Fürstbistums Ermland von Victor Röhrich. Braunsberg 1925.
- Sahm** = Sahm, Geschichte der Stadt Kreuzburg Ostpr. Königsberg Pr. 1901.
- Schlicht** = Schlicht, Das westliche Samland. 5 Hefte. Dresden 1919.
- Schlicht, K.** = Schlicht, Die kurische Nehrung in Wort und Bild. Königsberg Pr. 1924.
- Schnippel** = Ausgewählte Kapitel zur Volkskunde von Ost- u. Westpreußen. Von E. Schnippel. Danzig 1921.
- Schreiber, Georg.** Friedland seines Zustandes abermahl wohlwollend erinnert. Königsberg o. J. (vermutlich 1670).
- Schr.** = Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg Pr.
- Schrötersche Karte** = Karte von Ostpreußen nebst Preußisch Litthauen und Westpreußen nebst dem Netzedistrikte. Aufgenommen durch Freiherr von Schroetter in den Jahren 1796 bis 1802.
- Simon Grunau** = Simon Grunau, Preußische Chronik. Herausgegeben von Perlbach, Philippi und Wagner. Leipzig 1876, 1889 und 1896.
- S. B. n. G. Danzig** = Sitzungsberichte der anthropologischen Sektion der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig.
- S. P.** = Sitzungsberichte der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg; den Schriften beigegeben.
- Töppen, Mas.** = Töppen, Geschichte von Masuren. Danzig 1870.
- Töppen Geogr.** = Töppen, Historische komparative Geographie. Gotha 1858.
- Unsere Heimat.** Organ des Ostpreußischen Heimatdienstes und der Heimatvereine in den alten Provinzen Ost- und Westpreußen usw. Königsberg.
- Unser Masurenland,** Zeitschrift, herausgegeben im Auftrage der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft Lyck.
- V. A. I.** = Verzeichnis der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Sammlung der Altertumsgeellschaft zu Insterburg. Insterburg 1898.
- Voigt Gesch.** = Voigt, Geschichte Preußens. Königsberg 1827—1839.
- Voigt Burgenk.** = Voigt, Burgenkarte, dem II. Bande der Geschichte Preußens beigegeben.
- Weber** = Weber, Preußen vor 500 Jahren. Danzig 1878.
- Weber Augst. M.** = Weber, Das Augstumaller Moor. Berlin 1902.

Wulff Handschrift = Handschriftliches Werk des Oberst Wulff in Ober-cassel (Siegkr.) über ostpreußische Burgwälle, die historischen Preußen usw., im Besitze des Prussiamuseums.

v. Werner = v. Werner, Gesamte Nachrichten zur Ergänzung der Preußisch-, Märkisch- und Pohnischen Geschichte. Erster (einziger) Band. Cöstrin 1755.

Z. Marienwerder = Zeitschrift des historischen Vereins zu Marienwerder.
Zeitschr. f. Ethnol. = Zeitschrift für Ethnologie. Veröffentlichungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Zweck, A. = Zweck, Litauen, Eine Landes- und Volkskunde. Stuttgart 1898.

Zweck, A. = Zweck, Das masurische Seengebiet. Stuttgart 1900.

Zweck, A. = Zweck, Samland, Pregel- und Frischingthal. Stuttgart 1902.

Schwerter mit silberbeschlagenen Scheiden von Benkenstein, Kr. Elbing, und einige west- und ostpreußische Vergleichsstücke.

Von Dr. Bruno Ehrlich.

In den Jahren 1907 bis 1918 wurde von der Elbinger Altertumsgesellschaft unter der Leitung von Dorr und Ehrlich ein altpreußisches Gräberfeld bei Benkenstein-Freiwalde ausgegraben. Das Gräberfeld liegt an der Königsberger Chaussee, 4,2 km von Elbing (Postgebäude), 0,6 km hinter der Abzweigung der Tolkemiter Chaussee nördlich von der Stelle, wo sich der im Jahre 1907 erbaute Hochdruckwasserbehälter befindet (Abb. 1). Es wurden bis 1918 im ganzen 107 Stellen untersucht, von denen die meisten durch Steinsetzungen, Reste des Leichenbrands bzw. unverbrannt bestatteter Pferde und durch Beigaben als Gräber erwiesen wurden, während bei den übrigen, die gleichfalls durch Steinsetzungen gekennzeichnet waren, aber keine Reste von Leichenbrand enthielten, nicht mit Bestimmtheit auf Grabstätten geschlossen werden konnte, wenngleich auch bei ihnen die Wahrscheinlichkeit dafür vorliegt, da bekanntlich die alten Preußen sogar darauf hielten, ihre Toten so zu verbrennen, daß auch keine Knochenreste übrig blieben. Die Ausgrabungen bis 1918 sind in mehreren Abhandlungen und Berichten veröffentlicht worden¹⁾. Die Benutzung des Gräberfeldes reichte nach diesen Untersuchungen vom Ende der Periode D bis in die jüngste heidnische Zeit hinein, d. h. von etwa 500 bis 1200 n. Chr. Die Beobachtung ergab, daß die älteren Gräber, die hauptsächlich der Periode E, in wenigen Fällen noch dem Ende von Periode D angehörten, an größerer Regelmäßigkeit der Steinsetzungen, an dem Vorkommen auch ganzer Beigefäße, an reicheren Beigaben in Metall und in einigen Fällen auch an unter ihnen befindlichen Pferdebestattungen kenntlich waren, wogegen die jüngeren Gräber in der Regel ganz unregelmäßige und liederliche Steinsetzungen, nur Scherben, außer eisernen kleinen Messern kaum noch Beigaben von Metall und keine Pferdebestattungen mehr enthielten. Bei den allerjüngsten fehlten sogar auch die Steinsetzungen. Bedeutungsvoll war es, daß auf

¹⁾ R. Dorr: Mitt. des Copernikus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn, Heft 22, 1914. Derselbe: Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. N. F. XIV. Bd., 1. Heft. Danzig 1914. — B. Ehrlich: Elbinger Jahrbuch, Heft 1, 1920, S. 178 ff. Derselbe: Eberts Lexikon der Vorgeschichte, Bd. IX unter Ostpreußen C.

diesem Gräberfelde offenbar ein unmittelbarer Uebergang der früheren zur späteren Kultur erkennbar war, daß also Periode E unmittelbar in die Kultur der jüngsten heidnischen Zeit, also Periode H überging²⁾.

Mit dem Jahre 1918 hatten die Ausgrabungen in Benkenstein zunächst ihren Abschluß gefunden. Bis 1911 waren die Grabstellen nur durch Untersuchungen mit der Stahlsonde ermittelt worden. Seit 1912 wurden die Untersuchungen in der Weise vorgenommen, daß ganze Flächen schichtweise freigelegt wurden. Ich schrieb im Jahre 1920 auf Grund der Er-

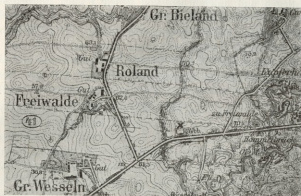


Abb. 1. Meßtischblatt 554 (Elbing). X = Lage des Gräberfeldes.

fahrungen, die ich mit dieser neuen Methode gemacht hatte³⁾: „Sie hat noch mehr als schon im Jahre 1912 gelehrt, daß bei den Grabungen vor 1912 wahrscheinlich viele Stellen unermittelt geblieben sind, die sich zwischen den nur durch die Sonde aufgefundenen Stellen befinden. Eine nachträgliche Untersuchung würde daher an jenen Stellen des Gräberfeldes nicht zu umgehen sein“.

Andere vorgeschichtliche Ausgrabungen ließen mich nicht dazu kommen, noch einmal in Benkenstein nachzugraben. Aber das Jahr 1928 brachte in glänzender Weise eine Bestätigung meiner Annahme, daß infolge der ungenügenden Untersuchung mit der Sonde noch viele Stellen auf dem vor 1912 untersuchten Teile des Gräberfeldes unermittelt geblieben seien. Der im Jahre 1907 erbaute Hochdruckwasserbehälter genügte nicht mehr zur Versorgung der Stadt Elbing mit Trinkwasser. Daher wurde der Bau

²⁾ Dorr: Mitt. des Copernikus-Vereins a. a. O., S. 13 f. — Ehrlich: Elbinger Jahrbuch I, S. 199 ff. und in Eberts Lexikon d. vorgesch. Bd. IX, S. 291.

³⁾ Elbinger Jahrbuch, Heft 1, 1920, S. 179.

eines zweiten Behälters nördlich von dem ersten beschlossen. Die für die Fundamentierung und die Anlage selbst erforderlichen Tiefgrabungen erfaßten nun gerade einen Teil des Gräberfeldes, der bis 1912 untersucht worden war. Die Arbeiten begannen im Spätsommer 1928. Am 11. September meldete das Städtische Wasserwerk dem Städtischen Museum zu Elbing, daß bei den Erdarbeiten 2 Speerspitzen, 1 einschneidiges Schwert und 1 Bronzeschnalle gefunden seien. Am 12. und 13. September besichtigte ich die Arbeitsstelle und konnte an diesen beiden Tagen noch 2 Grabstellen festlegen und untersuchen, von denen 3 auch Pferdebestattungen enthielten. Unter den letzteren brachte mir persönlich die eine (Grab 114) eine Jubiläumsgabe. Unter der Brandbestattung, die als Beigabe ein E-Gefäß mit auffallend hohem, schlankem Hals enthielt, befand sich ein Pferdeskelett, von dessen Schädel ich eine bronzene Trense und einen vollständigen bronzenen Zaumbeschlag von derselben Art lösen konnte, wie ich einen solchen just vor 20 Jahren in Grab 10 gefunden hatte⁴⁾.

Leider war es in der Folge nicht möglich, die Ausgrabungen planmäßig fortzusetzen. Die Erdarbeiten durften keinen Aufschub erleiden, da sie bis zum Eintreten des Frostes beendet sein mußten. Es arbeiteten schließlich 60 Arbeiter Tag und Nacht in zwei Schichten. Da blieb nichts anderes übrig, als zu retten, was noch zu retten war. Die Arbeiter wurden zur Aufmerksamkeit auf Funde ermahnt, es wurden Fundprämien ausgesetzt, und so konnte noch wenigstens eine gute Nachlese von Streufunden gehalten werden, eine Nachlese, die reicher war als das ganze Material an Funden, das durch die planmäßigen Ausgrabungen von 1907 bis 1918 geborgen wurde. Was auf diese Weise an Metallgegenständen gefunden wurde, gehört alles in Periode E, bronzene Fibeln, Schnallen, Zaumzeug- und andere Riemenbeschläge, darunter Beschlagstücke mit Gitterdurchbrechung, bronzene und eiserne Trensen, eiserne Schwerter und Lanzenspitzen. Diese Funde werden in ihrer Gesamtheit in Heft 9 des Elbinger Jahrbuchs (1930) veröffentlicht werden. An dieser Stelle soll in erster Linie der bedeutendste Fund, ein Schwert mit silbernem Scheidenbeschlag, genauer besprochen werden.

Es wurden bei den Erdarbeiten an verhältnismäßig gut erhaltenen Waffen 11 Schwerter und 15 Lanzenspitzen gefunden, außerdem noch Bruchstücke von sechs Lanzen. Während die Lanzenspitzen verschiedene Formen zeigten, etwa wie in Gaertes Urgeschichte Ostpreußens Abb. 242, c—e, waren die Schwerter alle von demselben Typ. Es ist der auch sonst schon durch frühere Funde vom Silberberg bei Lenzen und von Benken-

⁴⁾ Dorr: Mitt. des Copernikus-Vereins, Heft 22, 1914, Taf. IV.

stein für die Elbinger Gegend nachgewiesene eines einschneidigen Schwertes von mittlerer Länge, etwa wie das Schwert von Eisliethen, Kr. Fischhausen⁵⁾. Unter diesen Schwertern zeigten nun drei Reste von silbernen Scheidenbeschlägen, und bei dem einen von ihnen waren diese Scheidenbeschläge noch so vorzüglich erhalten, daß man einen Eindruck von der einstigen Pracht dieser Waffe erhält, die sicherlich einst einer von den preußischen „Königen“, den reiks, führte. Dieses Schwert ist in seiner Art und in seinem vorzüglichen Erhaltungszustande ein Unikum für Ost- und Westpreußen. Es ist in den Berliner Werkstätten konserviert worden, und ich darf auch an dieser Stelle Herrn Museumsdirektor Dr. Unverzagt meinen verbindlichsten Dank dafür aussprechen.

Das Benkensteiner Schwert I.

Dieses Schwert, (Abb. 2) Kat. Nr. 4547, 20 des Städtischen Museums zu Elbing, hat, soweit es noch erhalten ist, eine Länge von 53 cm. Der obere Teil der Klinge und der Griff fehlen. Die größte Breite, am Silberbeschlag der Scheide gemessen, beträgt 4,5 cm. Der Rücken hat die verhältnismäßig große Stärke von 1,8 cm, gleichfalls am Silberbeschlag gemessen. Den unteren Teil des Schwertes bzw. der Scheide, deren Material nicht festgestellt werden kann, umfaßt am Rücken an der Schneide und an der Spitze eine schmale eiserne Randeinfassung, die über den Silberbeschlag beiderseits etwa 1 cm hülsenartig übergreift. An der Schneide ist diese Einfassung etwa 18 cm, am Rücken dagegen 26 cm lang. An der Schneidenseite befindet sich 13 cm von der Spitze entfernt ein Zier nagel mit halbkugelförmigem Kopf und darum laufendem Punktkranz, bestehend aus Silber. Er diente wohl dazu, die Eisenhülse an der Scheide zu befestigen. Das Schwert und die Bandhülse sind stark verrostet.

Der Silberbeschlag besteht aus ganz dünnem Silberblech, in dem die Verzierungsmuster ausgestanzt sind, so daß sie auf der Oberseite leicht erhaben hervortreten. Die Ornamentik verrät einen feinen Kunstgeschmack, die Ausführung zeugt von einer hochentwickelten Technik des Silber schmieds. Die auf der Abbildung sichtbare Seite des Schwertes zeigt diesen feinen Silberbeschlag der Scheide noch in einem so guten und vollständigen Erhaltungszustande, daß danach die Rekonstruktion im großen Ganzen möglich ist. Von der Spitze des Schwertes aus zieht er sich etwa 43,5 cm weit über die Scheide hin. Ungefähr 17 cm oberhalb der Spitze zeigt der

⁵⁾ Gaerte: Urgeschichte Ostpreußens, S. 301, Abb. 242, g. Vgl. Dorr: Die Gräberfelder auf dem Silberberge bei Lenzen und bei Serpin, Kr. Elbing. Festschrift der Elbinger Altertums-gesellschaft zur Feier ihres 25jährigen Bestehens. 1898, Taf. 1, 16, 20—22.



Beschlag eine Unterbrechung von etwa 2,4 cm Höhe. Oberhalb und unterhalb dieser Unterbrechung schließt der Silberbeschlag mit einem vollständig glatt abgeschnittenen und einen natürlichen Abschluß bildenden Zierstreifen ab, so daß hier die Vermutung einer beabsichtigten Unterbrechung wohl gerechtfertigt erscheint. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß an dieser Stelle ein eisernes Band um die Scheide herum lief, an dem ein Ring zur Anbringung eines Tragbandes oder einer Tragkette angebracht war. Das zweite Band wäre dann oberhalb des ganzen Silberbeschlags nach dem Griffe zu anzunehmen, der nicht mehr erhalten ist. Ueber seine Höhe bzw. Breite lassen sich natürlich keine Vermutungen aussprechen. Die beiden Bänder würden dann in ähnlicher Weise, -wenngleich in etwas anderen Höhenverhältnissen angebracht gewesen sein, wie bei dem formverwandten Schwerte von Weszeiten im Memelgebiet⁶⁾.

Gehen wir nun zur Betrachtung des Ornaments über. Es läßt sich in 20 Abschnitte gliedern, die durch 21 gleichartige schmalere Zierleisten von einander getrennt bzw. durch die eingefast sind. Den untersten Abschnitt bildet ein 10,5 cm langes Tannenzweigmuster. Die Rippe und die Nadeln sind durch Reihen von kleinen Punkten dargestellt; die Rippe ist von zwei feinen parallelen Linien eingefast, die schräge gegenübergestellten Nadeln sind durch ebensolche Linien von einander getrennt. Den Abschluß dieses Abschnitts bildet nach dem Griffe zu die erste der erwähnten schmalen Zierleisten, die bei einer Breite von 0,6 cm aus zwei von drei parallelen feinen Linien eingefasteten Punktreihen besteht. Diese Zierleiste bildet zugleich den Querabschluß für den nach oben hin folgenden zweiten Abschnitt des Silberbeschlags, der bis zu dem angenommenen unteren eisernen Tragband reicht. Dieser zweite Abschnitt besteht aus fünf der beschriebenen schmalen Zierleisten, die vier Zierbänder von je 0,8 cm Breite abgrenzen. Das ständig wiederholte Ornament dieser vier Zierbänder besteht aus einem elliptischen Mittelteil, der von je drei Punkten eingefast ist.

Ich möchte dieses Ornament als Traillenornament bezeichnen, da es an die Traillen von Treppengeländern oder Galerien erinnert. Dieses Traillenornament fällt in der Richtung der Schwertklinge verlaufend, in Abständen von kaum 0,2 cm nebeneinandergestellt die ganzen vier Zierbänder. Der obere, größere Teil des Silberbeschlags oberhalb des unteren Tragbandes, dessen Länge insgesamt 23 cm beträgt, zeigt in sich eine noch interessantere Gliederung und auch noch eine reichere Verzierung. Er zerfällt in drei größere Abschnitte von je fünf Zierbändern. Diese Abschnitte sind durch 0,9 cm breite aus drei Punktreihen und vier um-

⁶⁾ Gaerte a. a. O., S. 301, Abb. 242, f.

fassenden Linien bestehende Zierleisten abgegrenzt, während die fünf Zierbänder jedes dieser Abschnitte unter sich durch die schmäleren, 0,6 cm breiten Zierleisten getrennt sind, die nur zwei Punktreihen und drei Linien zeigen. Jeder dieser Abschnitte ist in sich gegen 7 cm breit. Von den fünf Zierbändern dieser drei Abschnitte enthalten die beiden äußeren das Traillenornament, während das mittlere Zierband ein Ornament zeigt, das inmitten einer 8-förmigen Umrahmung von Punktreihen als Füllung der beiden Teile der 8 je einen kleinen Buckel trägt.

Auf der unteren Seite des Schwertes ist der Silberbeschlag nur zum Teil erhalten. Von der Spitze bis zum unteren eisernen Tragband ist er vollständig erhalten und entspricht ganz der Vorderseite. Vom oberen Teil dagegen ist nur ein etwa 7,5 langer und 1,1 cm breiter Silberstreifen vorhanden, der als einzige Verzierung an zwei Seiten die bekannten Punktreihen und Linien als geradlinige Einfassung zeigt. Es sei noch hervorzuheben, daß der silberne Beschlag die ganze Scheide umfaßte, also auch den verhältnismäßig dicken Rücken derselben zierte.

Als Vergleichsstücke zur Ergänzung und Wertung dieses Benkensteiner Schwertes kommen in Betracht 1. mehrere andere Benkensteiner Schwerter bzw. Bruchstücke von solchen, 2. ein eisernes Schwert vom Silberberg bei Lenzen, Kr. Elbing, 3. Schwerter, Messer bzw. Dolche und andere Fundgegenstände aus anderen Teilen Ostpreußens.

1. Außer dem soeben beschriebenen Schwerte sind in Benkenstein 1928 noch zwei eiserne einschneidige Schwerter und ein Bruchstück eines solchen mit Resten von Scheidensilberbeschlägen gefunden worden.

Das Schwert II ist 59 cm lang. Spitze und Griff fehlen. Am oberen Teile der Klinge sind Reste eines Holzbelags erhalten, jedenfalls von der hölzernen Scheide. Diese hatte eine eiserne Einfassung, die sich fast den ganzen Rücken entlang zieht. Der einstige Silberbeschlag ist nur noch in geringen Resten vorhanden, zum Teil aber außerdem im verrosteten Eisen als Muster abgedrückt. Es ist das von mir als Traillenornament bezeichnete. Die einzelnen Zonen sind aber nur durch je drei glatte Linien als Zierleisten, nicht außerdem durch Punktreihen von einander getrennt.

Das Schwert III ist 51 cm lang, einschließlich des hier noch erhaltenen 3,5 cm langen Teiles des Griffs, an dem noch Spuren eines Holzbelags vorhanden sind. Der Rücken ist nach Rücken und Schneide zu stumpfwinklig abgesetzt. Die Spitze fehlt. An Schneide und Rücken sind noch Teile der eisernen Einfassung zu erkennen. Vom silbernen Scheidenbeschlag sind nur geringe Reste erhalten. Das Ornament besteht hier aus Gruppen von je zwei konzentrischen Kreisen, die von einem Perlenkranz umgeben sind.

An einem Reststück eines eisernen Schwertes IV befindet sich mit der verrosteten Masse des Eisens verbunden ein kleiner Rest eines Silberbeschlags. Es handelt sich um ein auf den Rand der Einfassung gefallenes mit der oberen Seite nach unten liegendes Stück. Die Verzierung besteht aus konzentrischen Kreisen zwischen Zierleisten von je zwei Punktreihen.

Die übrigen bisher in Benkenstein gefundenen Schwerter sind alle gleichfalls einschneidig. An einigen von ihnen sind Reste des Holzbeschlags von Griff und Scheide noch vorhanden.

2. Auf dem Silberberg bei Lenzen wurden im ganzen vier Schwerter gefunden, davon zwei in den Gräbern 63 und 76⁷⁾. Alle sind einschneidig, aber von verschiedener Länge. Das in Grab 63 gefundene Schwert, das von Dorr a. a. O. auf Tafel I, 16 abgebildet ist, ist einschließlich des 12 cm langen Griffes 69 cm lang. Seine größte Breite beträgt 4,5 cm. Der Griff ist nach Rücken und Schneide des Schwertes leicht abgesetzt und trägt noch Reste des Holzbelags. Die Scheide, von der nichts erhalten ist, war auf beiden Seiten eingefaßt und mit Bronzebeschlag verziert. Die eiserne Einfassung war an der Spitze des Schwertes rund und ist bei den Konservierungsarbeiten am Rücken zum Teil ergänzt. Vom Bronzebeschlag ist nur sehr wenig erhalten. Die erhaltenen Reste lassen aber erkennen, daß wie bei dem silberbeschlagenen Benkensteiner Schwert als Verzierung an der Spitze das Tannenzweig-, weiter oben das Traillennmotiv verwendet worden sind. Das Zierband mit dem Traillennmuster ist von dem weiter oberhalb anzunehmenden benachbarten Zierstreifen durch eine mit mehreren parallelen Linien, darunter auch einer Punktlinie, ornamentierte Zierleiste getrennt. In demselben Grabe 63 lagen als Beigaben zwei leider zerdrückte Beigefäße, in deren einem sich eine bikonische Bernsteinperle fand; ferner ein Sporn von Bronze wie Dorr Tafel III, 25 und ein Bruchstück eines zweiten Sporns derselben Form, eine zweigliedrige Schnalle von Bronze mit oben in der Mitte eingezogenem Bügel und abgebrochenem Dorn wie Dorr Tafel III, 26, zwei Riemenzungen von Bronze wie Dorr Tafel III, 30 und schließlich zwei eiserne Messer mit Resten der hölzernen Griff-Fassung. Die Schnalle und die Riemenzungen sind typische E-Formen, die auch sonst im Elbinger Gebiet, aber auch in den masurischen Gräbern der Periode E oft vorkommen⁸⁾.

Von dem in Grab 76 gefundenen Silberberger Schwert, bei Dorr Tafel I, 21, ist nur der untere Teil erhalten. Bei ihm fand sich aber ein sehr interessantes Bruchstück vom Bronzebeschlag der Scheide⁹⁾. Es ist

⁷⁾ Dorr, Silberberg, S. 23 f. und Taf. I, 16, 20—22.

⁸⁾ Vgl. z. B. Gaerte a. a. O., Abb. 228 und 230, a, b.

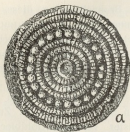
⁹⁾ Dorr: Silberberg, S. 23 und Fig. 6.

Abb. 2: Benkenstein, Kr. Elbing. 1:3

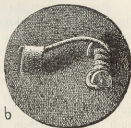


2:1

Abb. 3: Lenzen, Kr. Elbing



a



b

Abb. 4: Lenzen, Kr. Elbing



Abb. 5: Kellaren, Kr. Allenstein. 3:4

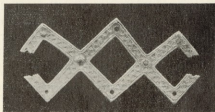


Abb. 6: Benkenstein, Kr. Elbing. 5:8

von Dorr a. a. O. in doppelter Größe abgebildet und zeigt in Pressung ein rautenförmiges Muster, darüber leistenförmig gepreßte Kreise und ganz oben eine Zone konzentrischer Kreise (Abb. 3). Außer diesem Schwertrest befanden sich in demselben Grabe eine bronzene Scheibenfibel¹⁰⁾, eine zweigliedrige Schnalle von Eisen, zwei Messergriffe von Eisen mit Holzeinfassung und ein Stück rohen Bernsteins. Die Scheibenfibel, die bei Dorr beschrieben ist (Abb. 4) gleicht in Technik und Ornament mehreren Scheibenfibeln vom Gräberfelde bei Daumen, Kr. Allenstein¹¹⁾ und einer Scheibenfibel von Kellaren, Kr. Allenstein¹²⁾. Diese Scheibenfibeln mit gekerbten Kränzen gehören zweifellos in Periode E, und auch Conwentz sagt schon, daß sich ähnliche Formen in Ungarn noch im sechsten, auf Bornholm noch bis ans Ende des siebenten Jahrhunderts finden¹³⁾.

Bemerkenswert ist bei dem Bronzebeschlag dieses Schwertes aus Grab 76 das rautenförmige Ornament (Abb. 3). Aber auch dieses ist für Periode E nachzuweisen. So findet es sich auf einem rechteckigen Silberbeschlagstück von Daumen Grab 55¹⁴⁾ umrahmt von feinen Punktlinien und auf einem Bronzebeschlagstück von Kellaren, Kr. Allenstein, Grab 77, wo es in einer Ausführung in Doppellinien erscheint, auf zwei Seiten von kleinen in je einer Reihe nebeneinander gestellten Buckelchen eingefast und von zwei feinen Linien umrahmt (Abb. 5). Zu vergleichen ist auch der mit einem Rautenmuster verzierte Goldblechbeschlag eines Schwertes von Ekriten, Kr. Fischhausen, über den weiter unten berichtet wird. (Vgl. Hollack: Ekriten, Pruss. Ber. 23, I, S. 282 f. und Abb. 125.)

Dieses rautenförmige Ornament ist nun interessant auch für die Bestimmung eines wertvollen und in seiner Art in der Provinz auch einzig dastehenden Silberbeschlages, der gleichfalls 1928 bei den Erdarbeiten auf Benkensteiner Flur zutage trat und hier gleichzeitig mit dem silberbeschlagenen Schwert von Benkenstein besprochen werden soll.

Dieser Benkensteiner Beschlag (Abb. 6) besteht aus einem massiven Silberblech von 1,5 mm Stärke. Die ganze Länge beträgt 8,2 cm. die größte Breite 3,8 cm. Was bei den Beschlagstücken vom Silberberg, von Daumen und Kellaren nur Ornament ist, erscheint bei diesem Silberbeschlag, der durch acht Stifte oder Nieten auf seiner Unterlage befestigt war, als Grundform. Von den drei Vierecken, aus denen das Stück besteht, sind die beiden äußeren nach der Außenseite offen. Die

¹⁰⁾ Dorr a. a. O., S. 20 und Fig. 5 (bei Dorr irrtümlich als Fig. 6 bezeichnet).

¹¹⁾ Heydeck: Pruss.-Ber. 19, 1895, Taf. VII, 12; VIII, 18 und IX, 10.

¹²⁾ Gaerte: Urgeschichte, Abb. 226, c.

¹³⁾ Conwentz: Die Moorbrücken im Tal der Sorge, S. 124.

¹⁴⁾ Heydeck, Daumen a. a. O., Taf. VIII, 8.

Abschlußstellen sind mehrfach gezahnt. Die Verzierung, die die ganze Oberfläche gleichmäßig erfüllt, besteht aus zwei Reihen mit den Spitzen gegeneinander gerichteter Dreiecke, deren Flächen je drei Punkte enthalten (wie bei N. Åberg, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit, Abb. 44, 24). Je eine feine Punktlinie säumt außerdem die Außen- und Innenränder des ganzen Silberblechs in ununterbrochener Führung. Von den Nieten sind noch fünf vorhanden. Ueber die Bestimmung dieses feinen Silberbeschlags läßt sich Genaueres nicht sagen. Jedenfalls ist er sowohl wegen seiner Form, wie wegen seiner Verzierungsart auch zu Periode E zu rechnen. Eingestanzte Dreiecke mit drei erhabenen Punkten innerhalb der Fläche finden sich als Verzierungsmotiv auch auf Armbrustsprossenfibeln vom Silberberg¹⁵⁾, ebenso auch auf E-Riemenzungen von Benkenstein.

3. Nachdem wir zunächst die Elbinger Vergleichsstücke zur Beurteilung des Benkensteiner silberbeschlagenen Schwertes herangezogen haben, wollen wir nunmehr einige wichtige Vergleichsstücke aus Ostpreußen und anderen Gebieten betrachten.

Für Ostpreußen kommen insbesondere Fundgegenstände aus dem masurischen Kulturkreise in Betracht, der während der Völkerwanderungszeit und später ebenso wie der Elbinger Kreis von den alten Preußen besiedelt war. Langschwerter freilich sind in dem masurischen Kulturkreise fast gar nicht gefunden worden. Wohl aber besitzt das Prussia-Museum aus demselben ein Kurzsword, einschneidige Dolchmesser und kleinere Messer, die den Elbinger Schwertern in Form und Verzierung überraschend ähnlich sind.

a) Kellaren, Kr. Allenstein, Grab 6. Kurzsword mit Silberbeschlag der Scheide (Abb. 7). Die Klinge hat von der Griffangel bis zur Spitze eine Länge von 30 cm. Die Breite beträgt in der Mitte der Scheide 3,8 cm, die Rückendicke etwa 1 cm. Am unteren Ende des Schwertes sind am Rücken und an der Schneide Reste der eisernen Einfassung erhalten, die über den dort vorhandenen Scheidensilberbeschlag übergreift. Die Griffangel ist nach dem Rücken zu stumpfwinklig abgesetzt, auf der Schneidenseite verbreitert sie sich in allmählichem Uebergang zur Klinge. Auch bei Benkensteiner Schwertern haben wir neben stumpfwinkliger Absetzung der Griffangel nach beiden Seiten eine solche nur nach dem Rücken zu. Von dem Silberbeschlag der Scheide sind nur wenige Reste vorhanden. Sie zeigen aber ganz dieselben Ornamente wie das Benkensteiner und das Silberberger Schwert. An der Spitze sehen wir das Tannenzweigmuster, an den Zierbändern der oberen Klinge das Traillenmuster in Verbindung

¹⁵⁾ Dorr: Silberberg, S. 18, Fig. 4, b.

mit Punktreihen zwischen einfachen Linien. An der Schneidenseite befindet sich ziemlich in der Mitte des Schwertes ein glatter Silberblechstreifen, der nur am Rande eine Verzierung durch Punktreihen zwischen glatten Linien zeigt. Auch das Benkensteiner Schwert hat auf der Rückseite ein derartiges glattes Silberband als Beschlag. Mit diesem Schwerte zusammen lagen in Grab 6 u. a. eine Armbrustsprossenfibul wie Tischler-Kemke Tafel VI, 4, Schnallen und Riemenzungen aus Periode E und Bronzebeschlagstücke mit T-förmiger Durchbrechung, wie solche auch in Benkenstein und auf dem Silberberg zutage traten. Ein sehr interessantes Stück aus diesem Grabe ist dann noch eine breite massive Silberzunge, die 5 cm lang, 2,5 cm breit und 2,5 mm dick ist. (Abb. 8)¹⁶⁾. Inmitten einer Art von Perlenkranz zeigt die breite Innenfläche eine Art von Fischschuppenornament in der Weise, daß acht Paare von Schuppen über einandergedeckt sind. Nach Gaerte weist dieser Typ nach Südrubland. Lenken wir aber zunächst einmal unsern Blick wieder nach dem Elbinger Gebiet. Unter den Benkensteiner Streufunden des Jahres 1928 befindet sich noch ein weiterer Silberbeschlag von hoher Bedeutung, der in fünf größeren und mehreren kleineren Bruchstücken erhalten ist (Abb. 9). Er lag manschettenartig um einen Erdklumpen herum. Leider aber ließ sich aus der Lagerung über seine Bestimmung als Beschlag nichts ermitteln. Der Gegenstand auf dem er lag, muß aber eine runde Oberfläche gehabt haben. Die divergierenden Linien an zwei Bruchstücken lassen außerdem auf eine Verjüngung, auf ein Spitzwerden der Form dieses Gegenstandes schließen. Sollte es der Beschlag eines Pfeilköchers sein? Aus ganz feinem, überaus empfindlichem Silberblech gearbeitet, zeigt nun dieser Beschlag ein ähnliches Fischschuppenornament wie die Silberzunge von Kellaren. Doch ist die Arbeit bei dem Benkensteiner Beschlag weit höher zu werten, er zeigt eine viel edlere künstlerische Gestaltung als jene Silberzunge. Die einzelnen Schuppen bestehen aus einem Halbkreis von aneinandergereihten ausgestanzten Punkten, der von zwei glatten Halbkreislinien eingefasst ist. Abgeschlossen und durchschnitten von Linieneinfassungen, die der Form des verzierten Schmuck- oder Gebrauchsgegenstandes angepaßt waren, bedecken nun diese Schuppen, dicht aneinandergereiht und in gefälliger Abwechslung in Zonen untereinander gestellt, die ganze Fläche des Silberblechs. Nur bei dem Bruchstück rechts oben stehen die Schuppen in zwei Reihen Halbkreis unter Halbkreis, wie bei der Silberzunge von Kellaren. Sonst aber befindet sich der Halbkreisansatz der unteren Reihe immer in der Mitte des oberen Halbkreisbogens. Dadurch wird eine ermüdende Einförmigkeit vermieden, wie sie bei dem Kellarener Stück vorliegt.

¹⁶⁾ Gaerte: Urgeschichte Ostpreußens, Abb. 230, i.



Abb. 7: Kellaren,
Kr. Allenstein. 3:7

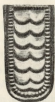


Abb. 8: Kellaren,
Kr. Allenstein.



Abb. 10: Daumen,
Kr. Allenstein. 2:3



Abb. 9: Benkenstein, Kr. Elbing. 5:8

Angesichts so fein empfundener und so gediegen ausgeführter Silber-schmiedearbeiten kann wohl die Frage auftauchen, ob sie einheimische Arbeiten oder ob sie aus anderen Kulturgebieten eingeführt sind. Doch soll darüber erst am Schlusse dieser Abhandlung etwas gesagt werden.

b) Daumen, Kr. Allenstein. Kat. Pruss. V, pag. 95, Nr. 7363, Bruchstück eines Messers mit silberbeschlagener Scheide, Streufund (Abbild. 10). Länge etwa 10 cm, die größte Breite des Beschlags 2,1 cm, Breite des Rückens 0,7 cm. Der Beschlag ist an der Schneide durch Niete mit halbkugeligen Köpfen zusammengehalten. Zwei dieser Niete zeigen Umrahmung durch einen Punktkranz, wie die silberne Niete an der Einfassung des Benkensteiner Schwertes. Die Verzierungs-motive entsprechen gleichfalls denen dieses Schwertes, nur daß das Tannenzweig-muster fehlt. Vier Zierbänder haben das Traillenornament. Dazwischen liegen Zonen von Punktreihen und glatten Linien als Einfassungen derselben.

c) Daumen, Grab 103, Prussia V, pag. 46, Nr. 6829. Eisernes Messer mit Griffangel und silberbeschlagener Scheide (Abb. 11). Länge der Klinge 11,1 cm, der Griffangel, an der Teile eines Holzbelags erhalten sind, 4,4 cm, Breite am unteren Teil der Griffangel etwa 2 cm, Dicke des Rückens, am Silberbeschlag gemessen, 0,8 cm. Vom Silberbeschlag sind zwei Zierbänder erhalten, 5,1 cm bzw. 8,7 cm oberhalb der Spitze beginnend. Ihre Höhe beträgt 1,2 cm. Die Verzierung besteht nur aus je drei Punktreihen am Rande; die Fläche von 0,4 cm zwischen ihnen ist unverziert. Mit diesem Dolchmesser zusammen wurde eine kleine silber-belegte Scheibenfibul gefunden, die aus einer rechteckigen Platte mit je vier Kopfnieten an den beiden Längsseiten besteht. Die Niete ruhen in kreisförmigen Vertiefungen; zwischen ihnen befinden sich quadratische Felder¹⁷⁾. Die Rückseite trägt einen Verschuß.

d) Landskron, Kr. Ortelsburg. Einschneidiges Schwert, 1927 von Lehrer Tiska ausgegraben. Es ist nur in Bruchstücken erhalten. Die größte Breite beträgt 4,2 cm. Auch vom Silberbeschlag der Scheide sind nur Bruchstücke erhalten. Als Verzierungsmuster erscheinen das Traillen-ornament, durch Punktlinien zwischen geraden Linien eingefast, und dann ein Ornament von Punktlinien, die in Form einer 8 verlaufen. Der Unterschied von dem ähnlichen Ornament des Benkensteiner Schwertes besteht darin, daß die beiden Innenflächen der 8 bei dem Landskroner Beschlag keine Buckelfüllung haben. An der Griffangel dieses Schwertes befinden sich Reste des Holzbelags. Bei dem Landskroner Schwerte lagen noch einige andere Teile eines Silberbeschlags. Die Flächenverzierung besteht

¹⁷⁾ Heydeck, Daumen, Taf. VIII, 16.

hier aus je zwei konzentrischen Kreisen, die wie bei der Scheibenfibel vom Silberberg bei Lenzen, Grab 76 (s. Abb. 4)¹⁸⁾, mit dichtgestellten, kleinen Einkerbungen bedeckt sind. Längs des Randes der beiden Bruchstücke läuft ein Ornamentband, das aus zwei bzw. drei parallelen Linien von ähnlichen Einkerbungen besteht und durch kleine Löcher für die Nieten durchbrochen ist.

e) Kellaren, Kr. Allenstein, Grab 46¹⁹⁾. Mehrere Silberblechstückchen, jedenfalls vom Scheidenbeschlag eines Dolchmessers. Wieder findet sich das Traillenornament, eingefast von je einer Punkt- und zwei einfachen geraden Linien. Als sonstiges Inventar desselben Grabes führt Hollack an eine verzierte Urne mit Schnur von Glasperlen, zwei Armbrustsprossenfibeln ähnlich wie bei Dorr a. a. O. Tafel II, 11 u. 12; ferner zwei Eimerchen aus Silberblech, drei Anhängsel aus Silberdraht, wie bei Heydeck a. a. O. Tafel VII, 3 und 4 (Mützenschmuck), eine Schnalle, Gürtelbeschläge und eine Riemenzunge aus Bronze und das Bruchstück eines Messers. Die Armbrustsprossenfibeln sind durch Linien von schräge gegeneinander gestellten Einkerbungen verziert, die Riemenzungen durch glatte bzw. Punktlinien.

f) Alt Kossewen I, Kr. Sensburg, Grab 553 a. Pruss. Kat. VII, pag. 76, Nr. 9284. Dolchmesser mit bronzeschlagener Scheide (Abb. 12). Das Messer ist nur in Bruchstücken erhalten. Es war etwa 14,5 cm lang, Die Scheide, von der am obersten Beschlage noch Holzreste vorhanden sind, ist 17 cm lang, 2,7 cm breit und am Rücken 1,2 cm dick. Sie wurde von fünf Bronzebändern zusammengehalten, die je 1,3 cm breit sind. Diese fünf Bronzebänder werden auf der Schneidenseite durch einen Bronzestreifen von 0,8 cm Breite verbunden, an dem sie durch je eine Niete mit halbkugelförmigem Knopf befestigt sind. Oben ist an diesem Bronzestreifen ein Henkel, der in einen dünnen Bogen ausläuft, mit einer Niete befestigt. Den Abschluß der Scheide nach der Schwertspitze bildet ein kleines trapezförmiges Ortband, das gleichfalls durch eine Niete festgehalten wird. Der lange Bronzestreifen hat als Verzierung zwei parallele Punktlinien, die durch drei glatte Linien eingefast sind. Die fünf Bronzebänder haben das Traillenornament und als Einfassung je eine von zwei glatten Linien eingefaste Punktreihe.

Zum Grabinventar gehören noch zwei Bronze-Spangenfibeln wie Tischler-Kemke VII, 13, aber ohne die Ansätze am untern Teil, eine einfache Bronzeschnalle mit Bronzeblech, mehrere unverzierte Bronzebeschlag-

¹⁸⁾ Vgl. Heydeck a. a. O., Taf. VII, 12 und VIII, 18.

¹⁹⁾ Hollack, Prussia-Berichte 21, S. 177.

stücke, zwei kurze Riemenzungen mit spitz zulaufenden Enden und eine Kette von kleinen farbigen Glasperlen.

g) Alt Kossewen III, Kr. Sensburg. Grab 65. Pruss. Kat. VII, pag. 76, Nr. 9285. Eisernes Dolchmesser von etwa 15 cm Länge mit Griffzunge. Der Bronzebeschlag der Scheide besteht aus vier Zierbändern, die durch Perlstabreihen und eine Bandedfassung von je drei parallelen glatten Linien verziert sind. Das sonstige Grabinventar bestand aus einer schmalen Riemenzunge, einem kleinen rechteckigen Bronzebeschlagstück, zwei kleinen Fingerringen aus Bronzeblech mit erhabenem Mittelgrat und einer einfachen eisernen Schnalle.

h) Waplitze, Kr. Ortelsburg, Grab 26. Silberbeschläge, in mehreren etwa 1,3 cm breiten Streifen erhalten (Abb. 13). Die Fläche des Bleches hat als Verzierungen nebeneinander gestellte Rhomben, die aus ganz kleinen Kreisen zusammengesetzt sind. An den Rändern entlang laufen Zierstreifen, die das Traillenornament haben, das aber hier zu beiden Seiten des elliptischen Mittelstücks nur je einen kleinen Kreispunkt zeigt. In demselben Grabe lagen noch als Beigaben zwei Bronzearmbrustfibeln ungefähr wie Åberg, a. a. O. Abb. 180 (Kellaren, Kr. Allenstein), zwei Bronzeschnallen mit Kreuzorn, zwei Riemenzungen der schmalen Form mit Ornament wie Åberg, Abb. 44, 22, ein rechteckiges Bronzebeschlagstück und ein bikonischer tönerner Spinnwirtel.

i) Ekritten, Kr. Fischhausen. Grab 1²⁰) (Abb. 14): „Mehrere Stückchen papierdünnen Goldblechbelags mit einem von der Rückseite aus eingepreßten Ornament, das aus lauter kleinen, nebeneinander befindlichen rhombenartigen Feldern besteht.“ Diese Goldblechstücke, die zusammen eine Länge von etwa 40 cm haben, bildeten jedenfalls den Belag eines Schwertes, dessen eines Bruchstück die Verwandtschaft desselben mit den Schwertern des Benkenstein-Silberberger Typs erweist²¹). Das Verzeichnungsmuster erinnert an das des Daumer Gürtelbeschlages (bei Heydeck a. a. O. Tafel VIII, 8) und an den unteren Teil des oben (Abb. 3) abgebildeten Silberberger Bronzebeschlags. Vergleichend weist Bezenberger auch auf die Verzeichnungsmuster der Drehscheibengefäße von Warnikam hin²¹).

k) Warnikam, Kr. Heiligenbeil, Grab 1²²). Einschneidiges Schwert (wie Dorr, Silberberg Tafel I, 16) mit Holzresten am Griff,

²⁰) Hollack, Ein neues Gräberfeld bei Ekritten. Prussia-Berichte 23, I, S. 282 f. und Abb. 125.

²¹) Bezenberger bei Hollack a. a. O., S. 283. Vgl. dazu Tischler-Kemke, Ostpr. Altertümer Taf. XXII.

²²) H. Kemke in Tischler-Kemke, O. A. S. 41 f.



Abb. 11: Daumen,
Kr. Allenstein. 1:2

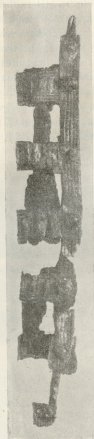


Abb. 12: Alt-Kossewen I,
Kr. Sensburg. 3:4

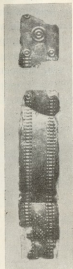


Abb. 13: Wapltitz,
Kr. Ortelsburg.
ca. nat. Größe.



Abb. 14: Ekritten, Kr. Fischhausen. 2:1

1 Stück der Bekleidung des Schwertgriffs, bestehend aus zwei verschiedenen Streifen gepreßten Silberblechs. (Der obere Streifen zeigt dieselben Masken und Doppelvoluten wie das Silberblech bei Tischler-Kemke O. A. XIII, 1, der untere die Motive des Silberblechs ebenda XIII, 4.) Ueber das sonstige Inventar dieses Grabes vgl. Kemke a. a. O. S. 41 f. Unter diesem Grabe war das Skelett eines liegenden Pferdes mit reicher Ausstattung, u. a. eine Trense mit hohlen Seitenstangen aus vergoldeter Bronze (an jeder Stange ein viereckiger Rahmen, in welchen zwei pferdekopf-ähnliche Riemenhalter greifen), zwei goldene gewaffelte Rosetten mit eingelegten Granaten, ein gepreßtes Silberblech (Tischler-Kemke O. A. XIII, 4) (Abb. 15. Vgl. Gaerte, Urgeschichte Abb. 240.)



Abb. 15: Warnikam, Kr. Heiligenbeil.

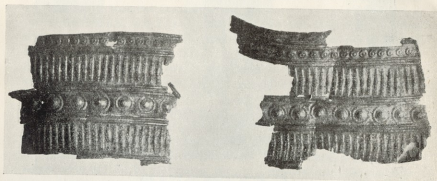


Abb. 16: Löbertshof, Kr. Labiau. ca. nat. Größe.

Die Silberbleche 1 und 3, a—c mit ihrer reichen Ornamentik kommen für einen Vergleich mit den Benkensteiner Silberbeschlägen nur insofern in Betracht, als sie für die Zeitbestimmung des Grabes und somit auch des Schwertes von großer Bedeutung sind. Das Silberblech 4 aber erinnert auch in der Ornamentik an die der Elbinger Beschläge. Zwar fehlt hier das eigentliche Traillenornament mit dem charakteristischen elliptischen Mittel-

stück, und wir haben hier an seiner Stelle nur Stäbe, die aus einer Reihe von sieben kleinen Buckeln bestehen. In der oberen Reihe aber befindet sich immer zwischen zwei dieser Punkt- oder Perlenstäbe je ein von einem Perlenkranz umrahmter kleiner Kreisbuckel, und die ganzen Zierstreifen sind gegliedert durch Einfassungen von Punktlinien zwischen je zwei parallelen glatten Linien.

l) Löbertshoff, Kr. Labiau. Prussia Inv. III S. 297 Nr. 2156/15. Nr. 11. Bronzeblech in fünf Teilen erhalten, Gesamtlänge 18 cm, Breite 4 cm. (Abb. 16). Nähere Fundumstände fehlen leider. Die Fläche ist durch vier herausgepreßte Doppellinien in fünf Zonen gegliedert. Die zweite und vierte Zone ist durch das Traillenornament, die erste, dritte und fünfte durch konzentrische Doppelkreise geschmückt. Das Stück stammt aus einem Pferdegrabe. Nach dem Berichte über Löbertshoff²³⁾ lagen an der Stelle des Gräberfeldes, an der dieses Bronzeblech gefunden wurde, inmitten einer durch keinerlei Steinpackungen gekennzeichneten, fetten, kohlschwarzen Erdschicht von 1 bis 1½ Meter Mächtigkeit Massen von wüst durcheinanderliegenden Pferdeskeletten in voller Ausrüstung und kalzinierte Knochen von Menschen mit Beigaben. So war nur eine ungefähre Numerierung der Stellen möglich. An der Stelle 11 lagen diese Beschlagstücke, welche nach Scherbring einst „den Stirnriemen eines Pferdes geschmückt haben mögen“. Das Gräberfeld von Löbertshoff enthält Brand- und Skelettbestattungen aus den Perioden B, C, D, E, F und H. Nach dem Fundbericht Scherbrings enthielt die Stelle 11 keine „Kappen- und Armbrustfibeln“, dafür aber „Schnallenfibeln und wirkliche Schnallen“, d. h. es fehlten die älteren Fibeln bis einschließlich Periode E und F, und es finden sich dafür die für die jüngste heidnische Zeit charakteristischen „Schnallen“ d. h. Hufeisenfibeln. Für diese Zeit sprechen auch die Funde von „strickartig gedrehten“ Halsringen, eisernen Nägeln u. a., und die Erscheinung, daß die wenigen Gefäße dieser Abteilung „mit ziemlicher Bestimmtheit auf die Einführung der Drehscheibe deuten“.

m) Daumen, Kr. Allenstein. Grab 38. Dolchmesser mit knochenbelegtem Griff in Bronzescheidenbeschlag (Abb. 17). Verzierung des Knochenbelags durch Würfelaugen und schräge sich kreuzende Linien, des Bronzebeschlags durch kleine Würfelaugen und Linien eingestanzter Punkte²⁴⁾.

n) Rubocken, Kr. Heydekrug. Grab 39. Silberner Beschlag eines Trinkhornrandes²⁵⁾. (Abb. 18.) Dieser Silberbeschlag ist durch

²³⁾ C. Scherbring: Prussia-Ber. 8 (1883), S. 108 f.

²⁴⁾ Daumen, Taf. IX, 1 und S. 49.

²⁵⁾ Bezzenberger in Prussia-Bericht 22 (1909), S. 166, 183 ff. und Abb. 141.

einfache ausgepreßte Linien in sechs Zonen gegliedert. Von diesen sind die oberste und die vierte unverziert, die zweite und die unterste durch Punktreihen verziert. Die fünfte Zone hat eine Verzierung durch rechtsgerichtete Tiere, wahrscheinlich Hirsche, die dritte endlich trägt in fortlaufendem Zuge ein Ornament, bestehend aus einem Doppelpunkt mit darunter hängendem elliptischem Teil. Bezenberger bezeichnet dieses Ornament als Tröpfchenornament oder „Kegelskönig“. Es erscheint wie ein noch nicht voll entwickeltes Traillenornament. Dem Trinkhornbeschlag von Rubocken stilistisch verwandt ist eine bronzene Dose aus Babienten, Kr. Sensburg, Nr. 461, die unweit eines durch kreisbogenförmige Randausschnitte und ausgetriebene Buckelchen verzierten bronzernen Trinkhornrandbeschlages gefunden wurde²⁶⁾.

Diese Zusammenstellung von ostpreußischen Vergleichsstücken, die wohl noch erweitert werden könnte, ermöglicht zunächst eine Rekonstruktion der Benkensteiner Schwerter, dann aber läßt sie auch das Verbreitungsgebiet und die Zeitstellung dieser Schwerter selbst, wie auch der Scheiden- und anderer verwandter Beschläge erkennen.

Für die Schwerter finden sich Vergleichsstücke besonders im samländisch-natangischen und im Memelgau, seltener im südöstlichen Teilgebiet der Provinz Ostpreußen, das nach der heute dort lebenden Bevölkerung der masurische Kulturkreis genannt wird. In diesem letzteren sind Schwertfunde aus der für unsere Betrachtung in Frage kommenden Periode E äußerst selten. Dagegen bietet dieser Kulturkreis eine Anzahl von Dolchmessern mit Scheidenbeschlägen und ohne solche, die zumal ihrer Ornamentik wegen in erster Linie zum Vergleich heranzuziehen sind.

Die Form der Schwerter — einschließlich der masurischen Dolchmesser — ist im großen Ganzen einheitlich. Es sind einschneidige Schwerter bzw. Messer von verschiedener Länge mit verhältnismäßig starkem Rücken, leicht gebogener Schneide und mit eiserner Griffangel, die entweder nach Rücken und Schneide oder nur nach einer dieser beiden Seiten hin stumpfwinklig abgesetzt ist, in einigen Fällen freilich auch allmählich sich verbreiternd in die Klinge übergeht. Blutrinnen finden sich auf den Schwertern der Elbinger Gegend nicht, sie sind aber auch in den andern genannten Gebieten für Periode E selten. Im allgemeinen entspricht somit der Typ der Schwerter des Elbinger Gebietes den bei Gaerte Urgeschichte Ostpreußens, in Abb. 242 f und g abgebildeten E-Schwertern, wie auch die Lanzen des Elbinger Gebietes denen des

²⁶⁾ F. Peiser, Die Trinkhornränder des Preussisch-Museums. Bezenberger-Festschrift, 1921, S. 114ff. und Abb. 1 u. 2.

samländisch-natangischen und des Memelgebietes (nach Gaerte, Abb. 242, c—e) entsprechen.

Der Griff hat, wie aus erhaltenen Holzresten zu sehen ist, in der Regel eine Holzmulde geformt, und auch die Scheide bestand wohl meistens aus Holz. Scheide und Griff sind bei Schwertern und Dolchmessern öfters mit Beschlägen von Bronze oder Silberblech, ja auch in einem Falle (Ekritten) von Goldblech verziert gewesen. Solche Schwerter und Dolchmesser sind natürlich Prunkwaffen preußischer — oder germanischer? — Edelinges gewesen; immerhin ist die Zahl der verzierten Schwerter im Elbinger Gebiete und der entsprechend verzierten Dolchmesser im masurischen Gebiete doch verhältnismäßig groß.

Die Einfassung der Scheide bestand aus einem Eisenblech, das über den Rand derselben und auch über die Beschläge übergriff und mit einfachen oder Ziernieten befestigt war. Diese Einfassung ist an der Spitze des Schwertes, wo sich sonst das Ortband befindet, meist abgerundet, so daß auch die Scheide diese Form gehabt haben muß. Ueber die Trageeinrichtung des Schwertes lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Jedenfalls ist die Scheide an mindestens zwei Stellen von einem Band von Eisen oder einem anderen Metall umwunden gewesen, an den sich wohl Ringe oder dergleichen zur Befestigung eines Tragriemens oder einer Kette befanden. An dem Benkensteiner Schwert I (Abb. 2) befanden sich solche Bänder jedenfalls 17 cm oberhalb der Spitze, hier in einer Breite von 2,4 cm, und dann am obersten Teil der Scheide, wo der Silberbeschlag aufhört. Wie beschaffen die Tragvorrichtung hier gewesen ist, entzieht sich der Beurteilung. Doch mag wenigstens darauf hingewiesen werden, welche Formen von Scheiden bzw. Tragvorrichtungen sich sonst für Periode E nachweisen lassen.

Das Schwert von Weszeiten im Memelgebiet²⁷⁾ hat als Tragvorrichtung zwei eiserne Bänder mit Schlaufe (Abb. 19), eins oberhalb der Mitte des Schwertes, das andere unterhalb der Griffangel, an deren unterem Ende übrigens auch Reste einer Parierstange sichtbar sind. Dieses Schwert steht, was die Tragvorrichtung betrifft, dem Benkensteiner Schwerte wohl am nächsten.

In welcher Weise Messer am Gürtel getragen wurden, zeigt das in Gaertes Urgeschichte Abb. 271 g abgebildete Messer von Oberhof, Kr. Memel (Abb. 21). Bei dem Dolchmesser von Daumen, Grab 103 (Abb. 12) erscheinen die beiden mit Punktreihen verzierten silbernen Zierbänder mit einer ähnlichen Tragevorrichtung nicht im Zusammenhang zu stehen. Das Dolchmesser von Alt-Kossewen I, Kr. Sensburg, Grab

²⁷⁾ Gaerte: Urgeschichte Ostpreußens, Abb. 242, f.



Abb. 17: Daumen. Kr. Allenstein.
3:4

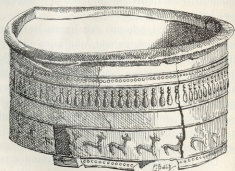


Abb. 18: Rubocken, Kr. Heydekrug, Memelgebiet. 1:1



Abb. 19: Weszeiten, Kr. Heydekrug,
Memelgebiet.

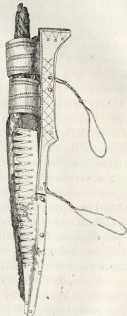


Abb. 20: Leisten-Jakob,
bei Memel. 1:3

553 a (Abb. 12) hat wegen der reichen Verwendung des Traillenornamentes nahe Beziehungen zum Benkensteiner Schwert. Aber auch bei ihm haben die fünf bronzenen Zierbänder, die an der Schneidenseite durch Ziernieten an einem sie verbindenden Bronzestreifen befestigt sind, mit einer Tragvorrichtung wohl nichts zu tun; sondern wir haben diese in der oben am Bronzestreifen mit einer Niete befestigten Schlaufe zu

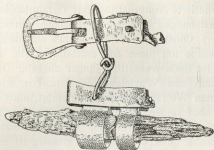


Abb. 21: Oberhof, bei Memel. 2:3

erkennen. Ebenso wenig läßt das Dolchmesser von Daumen, Grab 38 (Abb. 17) mit knochenbelegtem Griff in Bronzescheidenbeschlag, das ebenfalls zu Periode E gehört, eine Tragvorrichtung erkennen. Es zeigt aber am Griff eine bemerkenswerte bügelartige Erweiterung des Scheidenbeschlages, die vielleicht mit einer Tragvorrichtung in Zusammenhang gestanden haben kann. So dienten segelartige Erweiterungen an den bronzenen Messerscheiden von Leisten [Leisten-Jakob], Kr. Memel (Abb. 20) und von Kurtenhof und Ascheraden in Livland — zur Anbringung von Oesen oder Ringen für ein Kettentragegehenk²⁸⁾. Diese Messerscheiden gehören freilich schon dem 9. bis 11. Jahrhundert an²⁹⁾. Aber das Dolchmesser von Daumen muß ihnen zeitlich nahestehen. Nach Heinrich Kemke³⁰⁾ reicht die Periode E vom ca. 7. bis 10. Jahrhundert. So sind auch zeitliche Grenzbeziehungen zwischen Periode E und Periode H wohl denkbar und möglich, zumal da die Formen der Perioden F und G sich nur in lokal eng begrenzten Gebieten finden und in vielen Teilen der Provinz überhaupt nicht vorkommen. Für Benkenstein sind Dorr und

²⁸⁾ Gaerte: Urgeschichte Ostpreußens, Abb. 271, c und Katalog der Ausstellung zum X. archäolog. Kongreß in Riga, 1896, Taf. 11, 1 u. 2.

²⁹⁾ Bezzenberger: Analysen S. 95. H. Kemke: Die Bedeutung der ostbaltischen Altertümer für die Vorgeschichte der Provinz Ostpreußen. Zentralblatt f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1900, Heft 5, Sonderdruck S. 4.

³⁰⁾ H. Kemke: Kritische Betrachtungen über Tischlers Periode E. Prussia-Ber. 23, I (1914), S. 57.

ich schon längst dafür eingetreten, daß die Perioden E und H direkt ineinander übergehen. So wird es sich sicherlich für viele Gräberfelder Ostpreußens, auf denen Gräber der Perioden E und H ohne Zwischenstufen vorkommen, ähnlich verhalten. Das Daumer Grab 38, dessen Milieu durchaus Periode E ist, scheint nun in der Tat ins 9. oder 10. Jahrhundert datiert werden zu müssen. Zwar könnte die in diesem Grabe gefundene stark reliefierte Armbrustfibel mit Tierkopfablauf nach Kemke³¹⁾ wegen gewisser Beziehungen zu einem ungarischen Funde, der durch einen Solidus des Kaisers Constantin IV. Pogonatus aus den Jahren 669 bis 670 datiert wird, schon um diese Zeit entstanden sein. Aber das Dolchmesser selbst scheint doch wesentlich jünger zu sein. Der Knochenbelag des Messergriffs mit den Würfelaugenverzierungen, die sich übrigens, mit dem sogenannten Wolfzahnornament vereinigt, auch auf der Messerscheide von Kurtenhof finden, erinnert doch lebhaft an spätere Knochengeräte Ostpreußens und des Baltikums. Aus dem letzteren sind durch Würfelaugenverzierung bemerkenswert ein Messergriff aus Knochen von Riga, ein dreieckiger Beschlag aus Knochen, gleichfalls von Riga, ferner zwei Knochenkämme von Kremon und von Lennwarden, Livland³²⁾. Der letztere z. B. ist mit der Armbrustfibel zusammen gefunden worden, die im Rigaer Ausstellungskatalog auf Tafel 7, 11 (Åberg a. a. O. Abb. 197) abgebildet und mit den ganz späten Formen des Memelgebietes wie bei Gaerte, Urgeschichte, Abb. 215 g (Weszeiten) und 216 (Leisten-Jakob) verwandt ist. So bilden diese Stücke eine Brücke von Periode E zur jüngsten heidnischen Zeit hinüber, und wir können sehr wohl die bronzenen Messerscheiden von Kurtenhof und Ascheraden in Livland zum Vergleich mit den west- und ostpreußischen Schwertern und Messern der Periode E heranziehen. So viel über die Form von Schwert und Scheide.

Werfen wir nunmehr noch einen Blick auf die Ornamente der Benkensteiner Schwertscheidenbeschläge und ihrer Vergleichsstücke. Einfache Linien und Linien ausgestanzter Punkte als Umrahmungen und Abgrenzungen können dabei wohl unberücksichtigt bleiben, da sie auf den meisten Stücken vorkommen und überdies auch in den verschiedensten Perioden üblich sind. Von größerem Interesse sind aber die Ornamente, die zur Flächenverzierung dienen, das von mir als *Traillemuster* bezeichnete, das *Tannenzweig-* oder *Fischgrätenmuster*, das *achtförmige*,

³¹⁾ Heydeck, Daumen, Taf. IX, 2. H. Kemke a. a. O., S. 53.

³²⁾ S. Rigaer Ausstellungskatalog 1896, Nr. 486, 13, nebst Taf. 21, 28, wo irrtümlich im Verzeichnis der Abbildungen statt Riga als Herkunftsort Prellen, Kr. Dünaburg, angegeben ist, ferner Nr. 486, 14 nebst Taf. 21, 22; Nr. 594, 16 nebst Taf. 21, 18 und Nr. 499, 5 nebst Taf. 21, 19.

das Rautenornament, das Fischschuppenmuster, die Punktdreiecke, konzentrische Kreise usw.

Das Traillenornament ist für die Schwerter und Messer besonders charakteristisch. Es findet sich auf zwei Benkensteiner Schwertern, auf einem Schwerte vom Silberberg bei Lenzen, auf dem Kurzsword von Kellaren, Grab 6, auf dem Schwert von Landskron, Kr. Ortelsburg, auf den Dolchmessern von Daumen (Streufund), Kellaren, Grab 46 und Alt Kossewen I, Grab 553 a. Es dient ferner als Ornament auf dem Bronzebeschlag von Löbertshoff, Kr. Labiau, und auf den Silberblechen von Wapltitz, Kr. Ortelsburg, auf diesen freilich in etwas verkümmerter Form, insofern der elliptische Mittelteil nur von je einem Punkt statt von den sonst üblichen drei Punkten umrahmt ist. Als dem Traillenornament verwandt kann das sogenannte Tröpfchenornament bezeichnet werden, das je eine Zone des silbernen Trinkhornrandbeschlages von Rubocken, Kr. Heydekrug, und der Bronzedose von Babjanten, Kr. Sensburg, schmückt. Zum Vergleich kann wohl auch der Silberbeschlag von Warnikam, Kr. Heiligenbeil, Grab 4³³), herangezogen werden, auf dem der elliptische Teil ganz fehlt und ein Ornament aus nur sieben Punkten wie eine Art Perlstab als Zierat dient. Fast alle diese genannten Beschläge sind durch Gegenstände, die mit ihnen zusammen gefunden wurden, als der Periode E zugehörig erwiesen. Doch sprechen auch hier manche Umstände dafür, daß das Traillenornament auch noch bis in die jüngste heidnische Zeit hinein Verwendung gefunden hat. Das Bronzeblech von Löbertshoff, Kr. Labiau, z. B. (Abb. 16), das aus einem Pferdegrab stammt, lag in einer Kulturschicht, die sonst nur Einschlüsse späterer heidnischer Zeit enthielt, d. h. Hufeisenfibeln, „strickartig gedrehte“ Halsringe und Scherben von Drehscheibengefäßen. — Die Silberbleche von Wapltitz, Kr. Ortelsburg (Abb. 13), haben neben dem etwas einfacheren, d. h. aus dem elliptischen Mittelteil und nur je einem Punkt bestehenden Traillenornament — das ich deswegen aber nicht etwa unter Annahme einer Stilentwicklung als eine frühere oder spätere Stufe dieses Ornaments zu bezeichnen wage! — als Verzierungsmotiv noch nebeneinander gestellte aus ganz kleinen Kreisen zusammengesetzte Rhomben. Dieses Ornament erinnert so lebhaft an entsprechende Stempelornamente auf spätheidnischen Drehscheibengefäßen, z. B. an ein Gefäß von Eislithen, Kr. Fischhausen³⁴), daß für mich eine möglichst späte Datierung dieser Silberbleche erforderlich erscheint, trotzdem sie auf Grund der übrigen Beigaben desselben Grabes, z. B. zweier Armbrustfibeln mit Schlußkreuzteil wie Åberg a. a. O. Abb. 180

³³) Tischler-Kemke, Ostpreussische Altertümer, Taf. XIII, 4.

³⁴) Gaerte: Urgeschichte Ostpreußens, Abb. 262, a.

auch schon dem 7. Jahrhundert angehören könnten. — Das dem Traillenornament durch seine Bestandteile verwandte sogenannte Tröpfchenornament, das sich als Verzierungsband auf dem silbernen Trinkhornrandbeschlage von Rubocken, Kr. Heydekrug, und auf der Bronzedöse von Babienten, Kr. Fischhausen, befindet, müßte nach Bezzenbergers und Peisers Datierung (vgl. Anm. 25 und 26) der Periode C angehören, trotzdem der Trinkhornbeschlag in Rubocken im Milieu E auftaucht. Bezzenberger sieht in dem Trinkhorn ein altes Erbstück. Da aber Grab 39 in Rubocken nach Kemke³⁵⁾ um die Mitte des 7. Jahrhunderts und der von Bezzenberger zum Vergleich mit Rubocken herangezogene Trinkhornbeschlag von Hade (Gestrikland in Schweden) gleichfalls nach Kemke, ins 6.—7. Jahrhundert, die Funde von Weszeiten sogar ins 8.—10. Jahrhundert anzusetzen sind³⁶⁾, so ist es wahrscheinlicher, anzunehmen, daß die Trinkhornrandbeschläge von Rubocken und Hade erst in Periode E entstanden, als daß sie von Periode C bis ins 7. Jahrhundert oder gar noch später vererbt worden sind. Wenn das Tröpfchenornament schon in Periode C nachzuweisen ist und dann auch im Milieu E erscheint, und zwar nicht nur vereinzelt erscheint, so ist es eben in beiden Perioden gebräuchlich gewesen. — Das Silberblech Wärikam, Kr. Heiligenbeil, Grab 1 (Abb. 15 — Ostpr. Altert. Tafel XIII, 4), das statt des Traillenornaments ein nur aus sieben Punkten bestehendes Perlstabornament hat, sonst aber seinem ganzen Stile nach mit den Silberblechen in Periode E verwandt ist, wird von Kemke „nicht vor Mitte des 7. Jahrhunderts“ datiert. Das Traillenornament und seine Varianten sind also vom 7.—10. Jahrhundert nachzuweisen.

Das Tannenzweig- oder Fischgrätenmuster ist als Ornament, abgesehen von dem Benkensteiner Schwert I und dem Schwerte von Silberberg, Grab 63, nur auf dem Scheidensilberbeschlag des Kurzschwertes von Kellaren, Kr. Allenstein, Grab 6 verwendet, auf dem auch das Traillenornament vorhanden ist. Das Kurzschwert von Kellaren, das dem Benkensteiner Schwert I ganz besonders nahe steht, ist durch eine in demselben Grabe gefundene Armbrustsprossenfibul wie O. A. VI, 4, die sich übrigens gerade auch in Benkenstein und besonders häufig auf dem Silberberg bei Lenzen findet, Ende des 7. Jahrhunderts zu datieren. Das Tannenzweigornament ist wohl in allen vorgeschichtlichen Perioden nachzuweisen. Im Elbinger Gebiet findet es sich auch noch in der jüngsten heidnischen Zeit auf Drehscheibengefäßen. Für sich allein betrachtet

³⁵⁾ Kemke, Kritische Betrachtungen über Tischlers Periode E. Prussia-Ber. 23, 1 (1914), S. 54.

³⁶⁾ Kemke in Prussia-Ber. 23, II, S. 512.

ist es aber bei Datierungen, soweit nicht technische Ausführung charakteristisch ist, kaum ausschlaggebend.

Durch das Fischschuppenornament der silbernen Zunge aus demselben Grabe 6 in Kellaren, wird auch das besonders reich und geschmackvoll ausgeführte nach Art von Fischschuppen geordnete Ornament des Benkensteiner Silberbeschlages (Abb. 9) zeitlich näher bestimmt. Doch dürfte dieser Beschlag gerade wegen der überaus feinen Ausführung wesentlich jünger als die Kellarener Zunge sein.

Für das 8-förmige Ornament des Benkensteiner Schwertes I liegt eine Parallelerscheinung unter den genannten Vergleichsstücken nur bei dem Schwerte von Landskron, Kr. Ortelsburg, vor, doch fehlt hier die Buckelfüllung der beiden Kreise. Ein 8-förmiges Ornament findet sich auch auf einem rechteckigen Silberbeschlagstück und auf einer Glasperle in Daumen, Grab 55³⁷⁾, wodurch dasselbe gleichfalls als dem E-Milieu angehörig erwiesen wird.

Einfache oder konzentrische Kreise in einfacher Linienführung oder in geperlten oder gekerbten Kränzen sind in Periode E eine häufige Erscheinung, kommen aber auch früher und später vor. Sehr gefällig wirken die geperlten Kränze an Ziernieten des Benkensteiner Schwertes I und auf dem Bronzebeschlag des als Streufund zutage getretenen Daumer Messers. Aus ihnen bestehen auch die erwähnten 8-förmigen Ornamente desselben Benkensteiner³⁸⁾ und des Landskroner Schwertes. Geperlte Halbkreise zeigen die Benkensteiner Silberbeschläge (Abb. 9), geperlte Kreise als Umfassung einfach konzentrischer Kreise des Benkensteiner Schwert III, als Umfassung kleiner Buckel das gepreßte Silberblech von Warnikam aus Grab 1 (Abb. 15). Ueber die gekerbten Kränze der mit dem Silberberger Schwerte in Grab 76 zusammen gefundenen Scheibenfibel (Abb. 4) ist schon S. 23 gesprochen worden. Weitere ostpreußische Vergleichsstücke aus den Perioden C—E sind abgebildet O. A. Tafel VIII. In der Anmerkung zu Tafel VIII führt H. Kemke auch eine größere Anzahl von Vergleichsstücken aus dem Baltikum und aus Thorsberg, Schleswig-Holstein, an. Für das Ornament an sich möchte ich noch eine in Kuckers, Estland, gefundene Hufeisenfibel mit Email hinzufügen, die gleichfalls gekerbte Kreise als Dekor trägt³⁸⁾. Hausmann rechnet diese Hufeisenfibel noch zu seiner ersten Periode, d. h. bis zum 8. Jahrhundert. Geperlte und gekerbte Kränze finden sich auch als

³⁷⁾ Heydeck, Daumen, Taf. VIII, 3 u. 7. Vgl. auch die Glasperle mit 8förmiger Verzierung von Benkenstein, Grab 96. Elb. Jahrb. 1, S. 188, Abb. 2, d.

³⁸⁾ Rigaer Ausstellungskatalog 1896, Nr. 389, 19 u. Taf. 8, 27. Vgl. dazu Hausmann, Einleitung S. XX.

Ornament der Scheibenfibeln der Merowingerzeit in Süd- und Westdeutschland³⁹⁾.

Wir betrachten nunmehr das Rauten- oder Rhombenornament. Ein solches füllt die untere Zone des Bronzebeschlags (Abb. 3) von der Scheide des Silberberger Schwertes in Grab 76, in dem auch die soeben besprochene Scheibenfibel lag. Weitere Vergleichsstücke sind schon auf S. 23 und auf S. 30 unter Waplititz und Ekritten aufgeführt. Alle diese Stücke gehören in Periode E. Schon auf S. 39 wies ich aber bei Besprechung der Waplititzer Silberbleche darauf hin, daß die auf ihnen befindlichen Rhombenverzierungen an entsprechende Stempelornamente auf Drehscheibengefäßen erinnerten. Nun haben wir rauten- oder rhombenartige Verzierungen auch sonst noch auf späteren Gegenständen. So auf einem Schwertknauf aus einem Wikingergrabe von Wisklauten, Kr. Fischhausen⁴⁰⁾, und auf der silbertauschierten Tülle einer spätheidnischen Lanze von Laptau, Kr. Fischhausen, die zweifellos auch germanisch ist⁴¹⁾. Ja, auch den rautenförmigen Silberbeschlag von Benkenstein aus massivem Silberblech (Abb. 7) möchte ich nahe an die jüngste heidnische Zeit heranrücken. Seine Flächen sind durch Reihen mit den Spitzen gegeneinander gestellter dreipunktierter Dreiecke verziert. Dieses Ornament ist durchaus charakteristisch für Periode E. Wir haben es auch auf den Armbrustsprossenfibeln vom Silberberg bei Lenzen und auf Benkensteiner E-Riemenzungen. Aber wir finden es z. B. auch auf den silbernen Spiralarmbändern von Marienhof, Kr. Sensburg⁴²⁾, die Kemke in den Anfang des 11. Jahrhunderts n. Chr. setzt. Die Endplatten dieser Spiralarmbänder tragen als Verzierung ein- und dreipunktigte Dreiecke, sie zeigen auch (vgl. a. a. O. Tafel II, 5) solche Dreiecke in derselben reziproken Anordnung wie auf dem Benkensteiner Silberbeschlag (Abb. 7), den ich daher, wie schon gesagt, möglichst spät ansetzen zu dürfen glaube.

Für die Zeitbestimmung der besprochenen Fundstücke sind die Ergebnisse dieser zusammenfassenden Betrachtung von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Daß es sich im großen Ganzen um Periode E handelt, ist klar. Aber es zeigt sich, daß wir, wenn wir von Periode E oder von anderen Perioden sprechen, darunter mehr oder weniger doch nur Komplexe gewisser Kultur- und Stilerscheinungen, nicht aber zeitlich

³⁹⁾ Vgl.: Das Röm.-germ. Central-Museum, Mainz 1889, Taf. III.

⁴⁰⁾ S. Gaerte, Urgeschichte, Abb. 283, g.

⁴¹⁾ Bezenberger, Das Gräberfeld bei Laptau, Prussia-Ber. 23, I (1914), S. 166 u. Abb. 46 und Kossinna, Mannus 21 (1929), S. 104.

⁴²⁾ H. Kemke: Der Silberfund von Marienhof, Schr. d. Phys.-ökon. Ges. XXXVIII, 1897, S. 79 ff.

genau abzugrenzende Abschnitte verstehen dürfen, daß wir zum mindesten solche zeitlichen Grenzen nur als bedingte anzusehen haben. So haben wir an mehreren Beispielen gesehen, daß Fundgegenstände, die zum Milieu C gehören, in Periode E auftauchen. Ich verweise noch auf die auffallende Erscheinung, daß auf dem Silberberg bei Lenzen in Grab 35 eine Sehnenshakenfibel vom B-Typ zusammen mit dem Fuße einer Bronzefibel gefunden wurde, die nach Kemke nicht vor Mitte des 7. Jahrhunderts anzusetzen ist⁴³⁾. Hier hilft sich Dorr in ähnlicher Weise wie später Bezzenberger bei den Trinkhornbeschlägen von Rubocken und Hade, indem er sie für alte Erbstücke ansieht. Manche Perioden sind überhaupt nicht scharf von einander zu trennen. So sagt H. Kemke⁴⁴⁾, daß sich die Perioden D und E „nicht reinlich auseinanderhalten lassen“. Die Datierungen, wie sie durch Münzfunde u. a. für einzelne Stilerscheinungen ermöglicht sind, haben zwar ihren hohen Wert, doch geben sie uns nur einen ungefähren Anhalt. Erstens können wir nicht wissen, ob die Münzen zur Zeit, als sie in die Erde kamen, noch Kurswert hatten. Und wenn dieses der Fall war, so ist es wieder zweifelhaft, wie lange vorher solche Gegenstände schon, und wie lange sie später noch im Gebrauche waren. Wir müssen auch damit rechnen, daß in vorgeschichtlicher Zeit die Moden und Stile nicht so schnell wechselten wie heute, und daß alte Moden und Stile sich jedenfalls noch lange neben den neuen hielten.

Wenn H. Kemke für Periode E den weiten Spielraum vom 7. bis 10. Jahrhundert gesteckt hat, so zeigen die Betrachtungen, die wir oben angestellt haben, in der Tat, daß wir mit dieser großen Spanne Zeit zu rechnen haben. Für Benkenstein liegen auch noch weitere Beobachtungen vor, die ein Hinaufrücken der oberen Grenze von Periode E bis in das 10. Jahrhundert hinein notwendig erscheinen lassen. So sind in Benkenstein einfache rechteckige Bronzeplättchen und Bronzekreuze von Zaumbeschlägen gefunden worden, die völlig solchen gleichen, die Dr. Engel-Königsberg im August 1929 in Markeim, Kr. Sensburg, als zu Periode F gehörig ausgegraben hat. Reicher verzierte Bronzekreuze von Zaumbeschlägen, wie die von Dorr, Benkenstein Tafel II abgebildeten, sind wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit dem kreuzförmigen Zaumbeschlage von Eichloch bei Wörrstadt, Kr. Oppenheim⁴⁵⁾, worauf mich mein verehrter Freund H. Kemke liebenswürdigst aufmerksam machte,

⁴³⁾ Dorr: Silberberg, S. 21. H. Kemke, Krit. Betrachtungen S. 52.

⁴⁴⁾ a. a. O., S. 49.

⁴⁵⁾ Kossinna: Kleine karolingische Bronzefibeln und andere Kreuze. Mannus 21 (1929), S. 174, Abb. 8.

zwar ins 7. Jahrhundert zu setzen. Doch können für einfache Benkensteiner Beschlagkreuze mit erhabenem Mittelbuckel auch die bronzenen Gürtelbeschläge von Kaipen in Livland, die Hausmann nach 800 ansetzt ⁴⁶⁾, zum Vergleich herangezogen werden. Von Bedeutung sind für Benkenstein auch die keramischen Beobachtungen. Dorr hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß in einem und demselben Grabe ein freihändig gearbeitetes Gefäß der Periode E mit zwei Drehscheibengefäßen zusammen gefunden wurde. Diese beiden Drehscheibengefäße entsprechen dem Stile II Schuchhardts ⁴⁷⁾, wonach sie frühestens dem 10. Jahrhundert zugehören.

Auf Grund dieser Beobachtungen darf man also wohl die Vermutung aussprechen, daß die Formen der Periode E sich im Elbinger Gebiete bis ins 10. Jahrhundert hinein erhalten haben, wenngleich sich für die einzelnen Gräber und Fundgegenstände natürlich zunächst noch nicht mit Bestimmtheit sagen läßt, welchem der in Frage kommenden Jahrhunderte sie nun wirklich angehören. Wir werden aber doch mehr, als es bisher geschehen ist, mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß bestimmte Typen, für die man in einem oder mehreren Fällen eine Zeit ihres Vorkommens hat ermitteln können, nicht nur zu dieser Zeit, sondern unter Umständen noch lange nachher in Gebrauch gewesen sind. Wie zähe gerade unter einfachen Lebensverhältnissen Völker an altem Formgut festhalten, kann man daraus erkennen, daß noch heute in Polen Töpfe von denselben Formen und mit demselben Wellenornament hergestellt werden, wie es die Slawen schon vor tausend Jahren getan haben.

Die zahlreichen Schwerter und Lanzen, die auf dem Silberberge bei Lenzen und in Benkenstein teils in Depots, teils in Gräbern gefunden worden sind, bestätigen nach Dorr's ⁴⁸⁾ Ansicht die Angabe Wulfstans, der in seinem Berichte über seine etwa 880 erfolgte Fahrt nach Truso im Lande der Esten (Prussen) sagt: „Da ist viel Krieg unter den Esten.“ Dorr weist auch darauf hin, daß Jordanes (um 550 n. Chr.) die Aesten ein durchaus friedliches Volk nennt. Also gerade zur Zeit Wulfstans herrschte im Lande der Preußen viel Krieg. Nun gehören die Waffenfunde, soweit sie aus Gräbern stammen und zeitlich bestimmt werden können, sämtlich zu Periode E. Wenn wir also mit Dorr die älteren Gräber von Benkenstein nur bis 800 n. Chr. rechnen würden, so würden wir gerade für die Zeit Wulfstans im Elbinger Gebiet keine Waffen haben. So finden wir also in einer wichtigen historischen Quelle vom Ende des

⁴⁶⁾ Rigaer Ausstellungskatalog 1896, Nr. 621, 2, 3 und Taf. 14, 15.

⁴⁷⁾ C. Schuchhardt, Slawische Scherben aus dem Jahre 810 n. Chr. Bezenberger-Festschrift 1921, S. 140 f.

⁴⁸⁾ Mitt. des Copernikus-Vereins, Heft 22, 1914, S. 21 f.

9. Jahrhunderts eine wesentliche Stütze für die Annahme, daß die Schwerter und Lanzen und damit auch die ganzen E-Inventare der Gräber, in denen sie gefunden sind, mindestens bis an den Beginn des 10. Jahrhunderts heran zu datieren sind. Zur Klärung des Widerspruchs aber zwischen den Angaben des Jordanes und des Wulfstan brauchen wir durchaus nicht mit Dorr die spätere Einwanderung eines kriegerischen Stammes anzunehmen. Im 6. Jahrhundert brauchten eben die Aestier das Schwert noch nicht zu führen. Die Gefahren stellten sich erst später ein, als die Slawen vom jenseitigen Ufer der Weichsel und die Wikinger von der Ostsee her die Sicherheit bedrohten. Gegen diese beiden Feinde hatten die Esten zur Zeit Wulfstans Schwert und Lanze zu führen, gegen sie erbauten sie ihre zahlreichen Burgen.

Unter solchen Voraussetzungen also können wir mit Dorr die Kultur von Benkenstein als trusonisch und spätrusonisch bezeichnen. Die zum Gräberfelde Benkenstein-Freiwalde gehörigen Siedlungen konnten noch nicht ermittelt werden. Sicherlich haben sie weiter südlich nach dem Höhenrande zu gelegen. Dorr nimmt an, daß diese Siedlungen Abbauten von Truso gewesen sind. Es ist aber jedenfalls eine wohlhabende Bevölkerung gewesen, die in diesen Abbauten wohnte. Die Bevölkerung, die in den Siedlungen von Meislatein wohnte, wo Max Ebert Truso entdeckt zu haben glaubte⁴⁹⁾, war anscheinend ärmer; doch kennen wir ihre Gräber noch nicht, die erst einen Vergleich mit Benkenstein zulassen würden. Vielleicht werden wir doch, wie schon von andern, so auch von Tr. Müller⁵⁰⁾ vermutet worden ist, unter Truso gar keinen einzelnen Ort, sondern eine Landschaft zu verstehen haben, die sich um das östliche und nordöstliche ehemalige Ufer des Drausensees herumzog. Jedenfalls ist die Trusofrage auch heute noch nicht endgültig gelöst.

Noch ein kurzes Wort zu der Herkunft der wertvollen silbernen und bronzenen Scheidenbeschläge sowie der übrigen Edelschmiedearbeiten. Es ist für mich nicht zweifelhaft, daß sie germanisch beeinflusst sind. Trotzdem ist wohl anzunehmen, daß sie im Lande selbst hergestellt sind. Das Elbinger Gebiet während der Periode E von zwei Seiten her beeinflusst. Die Keramik und die Waffen zeigen durchaus Verwandtschaft mit der samländisch-natangischen Kultur, die übrigen Fundgegenstände dagegen, Fibeln, Schnallen, Beschläge usw. entsprechen durchaus dem Formenschatz des sogenannten masurischen Kulturkreises. Diese Erscheinung macht sich auch bei den Benkensteiner und Silberberger Schwertern mit Scheidenbeschlägen bemerkbar. Die Form des Schwertes weist nach dem

⁴⁹⁾ Max Ebert, Truso. Schr. d. Königsberger Gelehrten Gesellschaft, 1926.

⁵⁰⁾ Elbinger Jahrbuch, Heft 1, 1920, S. 232.

Samland und dem Memelgau, sie weist auch nach Skandinavien — im masurischen Kulturkreis fehlen die Schwerter in Periode E fast ganz —, die Beschläge aber finden ihre zum Teil auffallenden Parallelen gerade wieder besonders im masurischen Kulturkreise. Unter diesen Umständen kann von einer Einführung aus einem dieser beiden Kulturkreise Ostpreußens füglich nicht die Rede sein. Der germanische Charakter prägt sich sowohl in der Ornamentik wie in der Technik aus. Wir finden dieselben dünnen Silberbleche mit ausgestanzten Ornamenten in Zonengliederung ebenso wie in Ostpreußen auch in Skandinavien und in West- und Süddeutschland. Manche Spuren weisen auch nach Ungarn und Südrußland hin. Die Handelswege, auf denen die Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der germanischen Siedlungsgebiete im Norden, im Westen und im Südosten vermittelt werden konnten, sind bekannt. Vom Schwarzen Meer her, wo noch Reste der Goten saßen, führte eine Handelsstraße den Dnjepr und Pripet stromaufwärts, dann in den westlichen Bug, der in die Weichsel fällt, und die Weichsel entlang direkt zum baltischen Meer, oder aus dem Bug in den Niemen und so zur baltischen Küste⁵¹⁾. Den Verkehr mit den germanischen Landen des Nordens und Westens dagegen vermittelten die Wikinger. Es mag daran erinnert werden, daß die Schweden schon im 8. Jahrhundert einen Steuerbezirk in Ostpreußen hatten⁵²⁾. Von den Samländern wissen wir, daß sie mit Birka Handel trieben. Die Wikingergräber in Wiskiauten im Samland bezeugen eine Wikingerkolonie daselbst. Nach Kossinna weisen diese Gräber mehr nach Schweden und auf die Wäinger hin, als nach Dänemark. Immerhin berichtet der dänische Schriftsteller Saxo Grammaticus von einem Einfall der Dänen ins Samland in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Schließlich bezeugt die Fahrt Wulfstans von Haithabu bei Schleswig nach dem Ilfing und Truso gegen Ende des 9. Jahrhunderts, daß auch von Schleswig aus Wikinger nach dem Estenlande, nach dem Lande der Prussen, kamen. So konnte germanisches Kulturgut auf verschiedenen Wegen und von verschiedenen germanischen Gebieten vermittelt werden. Die Auswirkung dieser Beziehungen ist aber leider bisher noch zu wenig geklärt, und es wird eine der wichtigsten Aufgaben der Zukunft sein, unsere Kenntnis gerade auf diesem Gebiete der Kulturbeziehungen zu erweitern.

⁵¹⁾ Leopardow in der Abhandlung von L. Stieda, „Ueber die Plomben von Drogitschin. Prussia-Ber. 19, S. 27 f.

⁵²⁾ Kossinna, Wikinger und Wäinger. *Mannus* 21 (1929), S. 101 f.

Das Gräberfeld von Sanditten, Kreis Wehlau.

Von Carl Engel.

Das 1 km westlich des Gutes Sanditten (Kreis Wehlau) und 1 km südsüdöstlich des Vorwerkes Pelohnen auf der Besitzung des Grafen von Schlieben gelegene Gräberfeld (Abb. 1) ist für die Erforschung der ostpreußischen Vorgeschichte von besonderem Werte, weil es schon bei der Aufdeckung eines verhältnismäßig schmalen Randstreifens (Abb. 2) Brandgräber aus fast allen Zeitabschnitten des letzten Jahrtausends vor Christus sowie Brand- und Skelettgräber aus den beiden ersten Jahrhunderten nach Christus geliefert hat. Da Gräberfelder, die von der jüngeren Bronzezeit (Montelius-Periode V) bis in die B-Periode Tischlers durchgehen, bisher aus Ostpreußen kaum bekannt geworden sind, verdienen die bei der Ausgrabung im Jahre 1929 erzielten Ergebnisse schon hier eine kurze Erwähnung, wenn auch erst weitere Untersuchungen auf dem noch nicht aufgedeckten Südwestteil des Friedhofes (auf dem schon mit Hilfe der Sonde zahlreiche Steinpackungen festgestellt werden konnten) endgültige Klarheit bringen können.

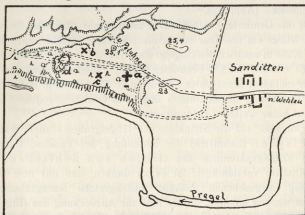


Abb. 1: Lage des Gräberfeldes Sanditten (Kr. Wehlau) nach Meßtischblatt 234 (Wehlau) 1:25 000. $\dagger a$ = Gräberfeld (im Mittelpunkt des Kreuzes Hügelgrab 1). $\times b$ = Siedlungsreste aus der jüngeren Bronze- oder frühen Eisenzeit. $\times c$ = Zerstörtes Hügelgrab 2. \circ = Ehemaliger Burgwall (nach Guise).

Das Gräberfeld (Abb. 1 a) liegt auf einer sandigen Erhebung, die nach Süden zum Pregeltale, nach Norden zur Pelohner Bachschlucht steil abfällt.

und deren Kamm in W. S. W. - O. N. O. - Richtung hinstreicht. Etwa 500 m westlich, wo die nach Tapiaw führende alte Ordensstraße sich ins Pelohner Bachtal senkt, lag nach Guise¹⁾ auf einer südlich des Weges vorspringenden Bergnase ein Burgwall (Abb. 1 d), der allerdings seinen heutigen Resten nach kaum mehr als Wehranlage angesprochen werden kann²⁾. Eine um so besser erhaltene Anlage stellt der 1 km nordöstlich gelegene Burgwall Pelohnen²⁾ dar, der noch heute einen mächtigen Stirnwall und eine 'große' Vorburg besitzt, auf der jetzt das Gehöft des Besitzers Reidenitz liegt.

Die günstige Lage der von drei Seiten durch Wasser geschützten Landzunge (Abb. 1) bringt es mit sich, daß diese zu fast allen vorgeschichtlichen Zeiten von Menschen bewohnt gewesen zu sein scheint: schon in der jüngeren Steinzeit muß hier eine Siedlung bestanden haben, wie zahlreiche auf dem Boden des Hügelgrabes 1 und in der ganzen Umgebung bei der Anlage von Suchgräben gefundene bearbeitete Flintsplitter (Abb. 13 d bis k) erweisen. Reste einer vielleicht zum Gräberfeld gehörigen spätbronze- und früheisenzeitlichen Siedlung wurden in Gestalt von Tongefäßscherben, tiefschwarzer Branderde, Holzkohlenresten und geschwärzten Steinen³⁾ $\frac{1}{2}$ km nordwestlich des hier behandelten Gräberfeldes am Südhang des Pelohner Bachtals beim Stubbenroden im Sommer 1929 erschlossen (Abb. 1 b).

Auch das Gräberfeld selbst wurde im Sommer 1928 beim Stubbenroden entdeckt, wobei ein offenbar spätbronzezeitliches, einzeln liegendes Hügelgrab (Nr. 3, 250 m westlich des Hügelgrabes 1, Abb. 1 c) aus Unkenntnis zerstört wurde. Es enthielt etwa 6 Festmeter Steine, zwischen denen die Scherben einer oder mehrerer zerdrückter Urnen lagen. Zahlreiche in der näheren und weiteren Umgebung dieses abseits liegenden Grabes gezogene Suchgräben stießen auf keine weiteren Bestattungen.

Erst als man auf die Steinkiste des Hügelgrabes 1 stieß, erkannte der Förster Fischer (Sanditten) die Bedeutung des Fundes. Dem lebenswürdigen Entgegenkommen des Grafen von Schlieben, der das Prussia-Museum verständigte, ist es zu danken, daß auf dem schon zur Aufforstung vorgesehenen Gelände umfangreiche Nachgrabungen vorgenommen werden konnten, die im Mai zur Aufdeckung des Hügelgrabes 1 und Flachgrabes 2, im Oktober 1929 zur Freilegung der Flachgräber 4 bis 27 führten (Abb. 2). Als Null-Punkt für das Ansetzen der Grabung wurde der Mittelpunkt von Hügelgrab 1 gewählt, das durch den Kantor

¹⁾ Zettel-Katalog der ostpreussischen Burgwälle im Prussia-Museum.

²⁾ Aufnahme im Prussia-Museum.

³⁾ Im Prussia-Museum.

Werner (Paterswalde) mit Unterstützung des Architekten Hernekeit (Wehlau) aus Kreis- und Provinzialmitteln wieder aufgebaut wurde und dank dem Entgegenkommen des Grafen von Schlieben als dauerndes Kulturdenkmal (Abb. 11) für den Kreis Wehlau erhalten bleiben soll.

Es ist chronologisch von Bedeutung, daß das am weitesten westlich gelegene Grab 14 (Abb. 8 und 16) seiner Leichenbrandurne nach (Abb. 15 d) der jüngsten Bronzezeit (Montelius Periode V) angehört, mit seinem wohl ausgebildeten unterirdischen Steinkreise jedoch schon wie eine Vorform des großen früheisenzeitlichen Hügelgrabes 1 (Abb. 3, 4, 10) wirkt, vielleicht aber auch ein Verbindungsglied zwischen den altbronzezeitlichen und den früheisenzeitlichen Hügelgräbern darstellt. Die zwischen dem spätbronzezeitlichen Flachgrab 14 und dem früheisenzeitlichen Hügelgrab 1 gelegenen Flachgräber enthielten spätbronzezeitliche oder früheisenzeitliche Urnenbestattungen unter Steinpackungen, deren Gefäße jedoch größtenteils so zerquetscht waren, daß eine Wiederherstellung und genauere Zeitbestimmung nicht mehr möglich war. Eine Ausnahme macht die aus Grab 15 stammende Urne (Abb. 15 e) mit bauchigem Gefäßkörper und senkrecht aufgesetztem Hals, der am oberen Außenrand schon eine flache Randleiste erkennen läßt, und halbkugeligem, etwas platt gedrücktem Schalendeckel mit Fingertupfenverzierung (Abb. 15 e'), die gerade in die Uebergangsstufe zwischen jüngster Bronze- und ältester Eisenzeit (um 800 vor Chr.) anzusetzen sein dürfte. Von Interesse ist auch das Flachgrab 2 (Abb. 9), in dem unter einer regelmäßigen Steinpackung auf einem von Brandschüttung⁴⁾ umgebenen Steinpflaster eine große, offenbar schon der frühesten Eisenzeit (Montelius-Periode VI) angehörige Leichenbrandurne mit eingeschwungenem Schulteraufsatz und gerauhtem Unterteil (Abb. 15 b) sowie ein kleines hellgelbbraunes Henkelkännchen von spätlaisitzischer Form (Abb. 15 c) standen (Prussia-Museum Inv. VII, S. 216, Nr. 11 074).

Hügelgrab 1 (Abb. 3—6, 10, 11) weist sich seiner Anlage wie seinem Inhalt an Gefäßen (Abb. 15 a) nach als der frühen Eisenzeit (Montelius-Periode VI) zugehörig aus. Einige leider beigabenlose Nachbestattungen (Abb. 4 und 5, I—III) dürften vielleicht schon in die La Tène Zeit fallen; ebenso vielleicht noch einige der ebenfalls meist beigabenlosen Steinpackungsgräber östlich des Hügelgrabes 1 (Abb. 2). Die Mehrzahl von ihnen gehört allerdings bereits der nachchristlichen Eisenzeit an, wie aus dem Auftreten völlig vergangener, nur noch durch eine Verwesungsschicht kenntlicher Skelettgräber (Grab 4, 8, 21) oder Brandgräber (Grab 6, 10), zum Teil mit Pferdebestattung unter der Leiche (Grab 4, 6, 8, 10, 21),

⁴⁾ Eine in der letzten Zeit mehrfach (z. B. im Reg.-Bezirk Westpreußen) für die jüngere Bronzezeit belegte Erscheinung.

dem Vorkommen von farbigen Glasperlen (Grab 10) und der Form des aus Grab 8 stammenden Henkeltäßchens (Abb. 15 f) zu schließen ist, das dem Beginn der B-Periode Tischlers angehören dürfte.

Damit ist eine fast lückenlose Belegung des Friedhofes von der jüngeren Bronzezeit bis zur nachchristlichen Eisenzeit nachgewiesen, eine Tatsache, die aus zwei Gründen von Bedeutung ist:

1. weil sie einen Siedlungsabbruch während dieses Zeitabschnittes unwahrscheinlich macht;
2. weil sie auch die ja im ganzen nördlichen und westlichen Ostpreußen in der frühromischen Kaiserzeit zwischen Brandgräbern auftretenden Skelettbestattungen⁵⁾ nicht nur zahlenmäßig vermehrt, sondern im vorliegenden Falle als einen vorübergehenden Wechsel der altpreußischen Bestattungsform unter gotischem Einfluß aus dem benachbarten Weichselgebiet wahrscheinlich macht, der zu seiner Erklärung nicht immer die Annahme der Einwanderung einer germanischen Oberschicht bedarf, sondern durch den kulturellen Einfluß derselben aus dem benachbarten Weichselgebiet eine ausreichende Erklärung finden könnte.

Von besonderem Interesse unter den Skelettgräbern ist das Grab 8, das unter einer großen, aber flachliegenden, $5,1 \times 4,75$ m messenden Steinpackung die Spuren zweier vergangener Skelettbestattungen und unter diesen von zwei Pferdebestattungen barg, deren nördliche eine einfache Ringtrense und unter dem Bauch des Pferdes das Henkeltäßchen Abb. 15 f enthielt. Pferdekörper wie Leichen waren von Norden nach Süden orientiert, die Pferde waren aufrecht mit angewinkelten Beinen und zwischen die Beine gepreßtem Kopf (Kopf im Norden) in die Grube versenkt.

Wir beschränken uns im Folgenden, da eine abschließende Gesamtdarstellung des Gräberfeldes erst nach Untersuchung der noch nicht ausgegrabenen Teile möglich sein wird, auf eine genauere Schilderung des Hügelgrabes 1 und des Flachgrabes 14 mit unterirdischem Steinkranz, die wohl als zwei verschiedene Entwicklungsstufen eines gleichgerichteten Bestattungsritus (Erbgruft im Hügelgrab mit Massenbestattung) aufgefaßt werden dürften. Sie sind nach den bewährten Methoden Tischlers⁶⁾ ausgegraben worden. Auf eine Beschreibung der Einzelheiten verzichten wir,

⁵⁾ Vgl. Gaerte, W., Skelettgräber zwischen Weichsel und Memel aus der römischen Kaiserzeit. Zur ostpreußischen Gotenfrage. Mannus Eg. Bd. VI, S. 45—48. Ebert, M., Castrum Weklitze, Tolkemita, Pruze. Elbinger Jahrbuch Heft 5/6. 1927. S. 115 ff. Alm gren, O., Besprechung von E. Blume. Die germanischen Stämme usw. Mannus VIII, 1917, S. 287 bis 292.

⁶⁾ Vgl. Tischler in Schriften der Physik.-Oekon. Gesellschaft. XXVII. 1886. S. 114—123.

da aus den beigelegten maßstabgerechten Zeichnungen alle wesentlichen Umstände ersichtlich sind.

Hügelgrab 1

erhebt sich nur wenig (etwa 1 m) über das anliegende Gelände (Abb. 5, 6) und enthält in seinem Südteil eine NS. orientierte 4,5 m lange, 1,3 m breite Steinkiste, die von zwei exzentrischen Steinkränzen — einem schwächeren inneren von 7,2 m Durchmesser und einem stärkeren, aus mehreren Steinlagen gelegten äußeren von 10 m Durchmesser — umgeben ist. Die Steinkiste ist mit ihren Seitenplatten 20 cm in den gewachsenen Boden eingetieft

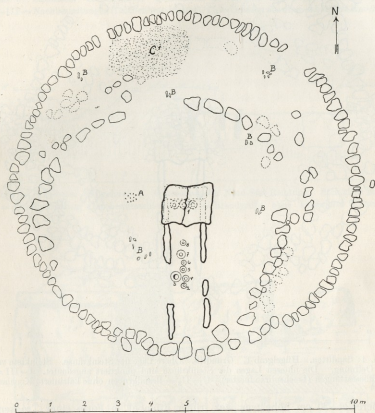


Abb. 3: Sanditten. Hügelgrab 1. Grundriß. Untere Lage der Steinkränze. Steinkiste geöffnet. A = Spuren kalzinierter Knochen. B = Feuersteinmesser und Flintspähne. C₁ = Branderde ohne kalzinierte Knochen. 1–8 = Urnen und Gefäße in der Steinkiste.

Die punktiert gezeichneten Steine liegen 10–20 cm tiefer.

und nur an der nördlichen Stirnseite durch eine schwere, bis 12 cm dicke Steinplatte verschlossen, auf der südlichen Stirnseite jedoch offen. Während der innere Steinkranz auf dem gewachsenen Boden errichtet ist, liegt der

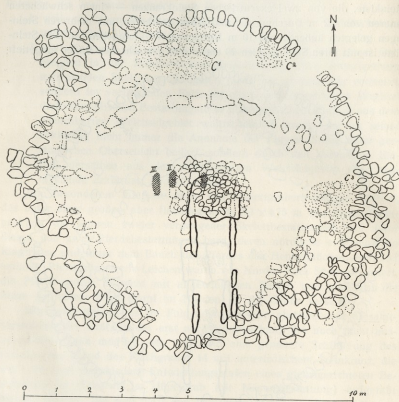


Abb. 4: Sanditten. Hügelgrab 1. Grundriß. Obere Lage der Steinkränze. Steinkiste vor der Öffnung. Die unteren Lagen der Steinkränze sind punktiert angedeutet. I—III = Nachbestattungen (Leichenbrandnester). C_1 — C_2 = Brandgruben ohne kalzinierte Knochen.

äußere 20—30 cm höher; er war früher offenbar in Form einer Trockenmauer dem Außenrand des Hügels aufgelegt, scheint aber später zusammengestürzt und von Flugsand überweht oder von herabgewaschenen Sandmassen des ehemals höheren Hügelgrabes eingedeckt zu sein. Eine Ent-

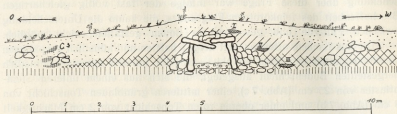


Abb. 5: Sanditten. Hügelgrab 1. Querschnitt in Ost-West-Richtung. Steinkiste quer. I—III = Nachbestattungen (Leichenbrandnester). C₃ = Brandgrube ohne kalzinierte Knochen.

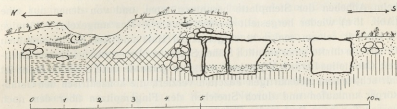


Abb. 6: Sanditten. Hügelgrab 1. Querschnitt in Nord-Süd-Richtung. Steinkiste längs. I = Nachbestattung (Leichenbrandnest). C₁ = Brandgrube ohne kalzinierte Knochen.

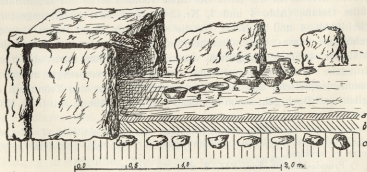


Abb. 7: Sanditten. Hügelgrab 1. Geöffnete Steinkiste von Westen. a = rote. b = grau-blaue Tonschicht, c = Steinpflaster.

scheidung über diese Frage war infolge der fast völlig gleichartigen Beschaffenheit des feinkörnigen Flugsandes, die kaum die Unterscheidung zwischen Füllerde und gewachsenem Boden gestattete, nicht möglich.

Die aus flachen, offenbar weit hergeschafften und künstlich gespaltenen Geschiebeplatten errichtete Steinkiste war im Inneren mit einer künstlich hergestellten Bodenschicht ausgelegt, die sich aus einem unteren Steinpflaster von 25 cm (Abb. 7 c), einer mittleren grünblauen Tonschicht von 8 cm (Abb. 7 b) und einer oberen roten Tonschicht von 2 cm Mächtigkeit (Abb. 7 a) zusammensetzte⁷⁾. Obwohl die namentlich an ihrem Nordende durch eine mächtige Kopfsteinpackung (Abb. 4, 6, 11) geschützte Steinkiste bereits beim Stubbenroden arg beschädigt und z. T. einzelner Seitenplatten beraubt war (Abb. 3, 4, 6), scheint doch ihr Inhalt keinen Schaden genommen zu haben. Auf dem Steinpflaster standen an der nördlichen Stirnseite der Kiste, unmittelbar an der Kopfplatte, drei Urnen (Abb. 3, 1), die bereits beim Abheben der Steinplatte herunterstürzten, und von denen nur eine (Abb. 15 a) wieder hergestellt werden konnte⁸⁾. Das umgekehrt eiförmige Gefäß mit seinem senkrecht aufgesetztem Hals und der leicht gerauhten Unterseite dürfte einer ziemlich frühen Stufe der älteren vorchristlichen Eisenzeit (Montelius Periode VI) angehören. Der gerauhte untere Gefäßkörper ist mit schwachen, riefenartigen Fazetten verziert, die konzentrisch den Gefäßkörper umlaufen und durch Streichen der Fingerspitzen über den noch nassen Ton beim Drehen des Gefäßes hervorgerufen sein dürften. In seinem Inneren fand sich⁹⁾ außer zahlreichem groben Leichenbrand eine 13 cm lange Rollennadel aus Bronze (Abb. 13 a) und das Bahnende einer zerbrochenen, sauber geschliffenen und polierten Streitaxt aus Felsgestein (Abb. 13 b), deren Kanten infolge ihres scharfen Zusammenstoßens wie gegossen wirken. In der Mitte der Kiste standen sechs mit Leichenbrand gefüllte Gefäße (Abb. 4 und 7, Nr. 3—5) und zwei leere, umgestülpte Deckel (Abb. 4 und 7, Nr. 2, 6), die vermutlich schon früher von den zugehörigen vasen- bzw. flaschenförmigen Leichenbrandurnen (Abb. 7 und 12, Nr. 4, 5) herabgeglitten waren. Diese Gefäße waren durch eingedrungene Wurzeln in so kleine Bruchstücke zersprengt, zudem so zusammengequetscht, daß eine Wiederherstellung aus den Trümmern unmöglich war. Doch geht schon aus der Form der Gefäße in situ (Abb. 12)¹⁰⁾

⁷⁾ Die rote Verfärbung des oberen Teiles der Tonschicht (Abb. 7 a) ist wohl durch Einwirkung von Hitze (vielleicht eines in der Grabkammer angezündeten Feuers) zu erklären.

⁸⁾ Prussia-Museum Inv. VII, S. 216, Nr. 11 083.

⁹⁾ Prussia-Museum Inv. VII, S. 206, Nr. 10 832.

¹⁰⁾ Anscheinend besaßen sie keine Standfläche.

wie auch aus der Schnittverzierung der einen Urne (Abb. 13 c) hervor, daß es sich um Typen der vollentwickelten Eisenzeit handelt. Die flachen, mit Leichenbrand gefüllten Schalen 7—9 (Abb. 4 und 7) waren so schlecht gebrannt, daß sie infolge der Bodenfeuchtigkeit zu flachen Tonfladen deformiert waren (Abb. 12). Außer zahlreichem groben Leichenbrand fanden sich in den Urnen keinerlei Beigaben.

Auf der westlichen Abdachung der den Nordteil der Steinkiste umhüllenden Steinpackung lagen — terrassenförmig übereinander angeordnet — drei Nachbestattungen (Abb. 4 und 5, I—III): Die unterste (Abb. 4 und 5, III, bei — 95 cm) fast auf dem gewachsenen Boden, die mittlere (Abb. 4 und 5, II, bei — 65 cm) in halber Höhe der Steinpackung, die oberste (Abb. 4 und 5, I, bei — 30 cm) auf ihrer oberen Kante. Alle drei bestanden aus Leichenbrandnestern von etwa 20 cm Durchmesser und 5—8 cm Höhe ohne jede Beigaben, wie sie für die La-Tène-Zeit mehrfach bezeugt sind¹⁰⁾. Die kalzinieren Knochcn lagen ziemlich lose und ohne Beimischung von Branderde im reinen Sande verstreut. Noch unter der tiefsten Nachbestattung (III) fanden sich (Abb. 3 B) geringe Spuren von Leichenbrand und Holzkohle, sowie ein braunes, glattes Urnenscherbchen; doch dürften diese spärlichen Reste kaum als eigene Bestattung aufzufassen sein.

Reste von Holzkohle und Branderde ohne Knochenbeimengung fanden sich schließlich an drei Stellen im Norden, Nordosten und Osten, z. T. von beträchtlichem Umfang (bis zu 2 m Durchmesser) und erheblicher Tiefe (bis — 80 cm); vielleicht handelt es sich um Spuren mehrfach am Außenrande des Grabes angezündeter Opferfeuer (Abb. 3—6, C₁—C₃).

Die zahlreich auf dem Boden des Grabes, z. T. sogar unter Bodenniveau (bis — 120 cm tief) gefundenen Flintspähne und -Werkzeuge (Abb. 3 B und 13 d—k) halte ich ihres häufigen Auftretens halber nicht für Reste aus der frühen Eisenzeit — obwohl Feuersteinmesser auch in dieser, ja noch später im Gebrauch waren und zum Teil sogar als Grabbeigaben in Urnen auftreten —, sondern für Reste einer neolithischen Siedlungsschicht, zumal sie sich auch im weiteren Umkreis des Grabes mehrfach in dem reinen Dünsande nachweisen ließen (siehe oben).

Sehr bedauerlich ist der Umstand, daß gerade die Nachbestattungen I—III keinerlei zeitbestimmende Beigaben führten. Aus der Gesamtanlage des Friedhofes (Abb. 2) scheint aber hervorzugehen, daß es sich um Gräber handelt, die zeitlich noch mit dem Hügelgrabe selbst in Zusammenhang stehen, vielleicht also den Uebergang von der früheisenzeitlichen Massenbestattung in Erbgrüften (Steinkisten) zum Einzelgrabe (z. B. den östlich des Hügelgrabes liegenden Steinpackungen aus nachchristlicher Zeit)

¹⁰⁾ Vgl. Gaerte, W., Urgeschichte Ostpreußens, Königsberg, 1929, S. 147—148.

darstellen. Sie wären dann etwa in die La-Tène-Zeit zu setzen, und würden durch ihre Beigabenlosigkeit eine Erklärung dafür bieten, warum La-Tène-zeitliche Gräber aus dem mittleren und nördlichen Ostpreußen bisher so wenig bekannt geworden sind.

Grab 14 (Abb. 8, 16, 15 d)

(29,0 m West; 0,7 m Nord) ist als Flachgrab mit unterirdischem Steinkranz von besonderem Interesse, zumal es bereits mehrere Bestattungen enthält. Ein nicht ganz runder Steinkranz von 5,1 m OW.- und 4,75 m NS.-durchmesser, vor dessen Außenwand noch einzelne unzusammenhängende Steine lagen, enthielt in seinem Inneren eine exzentrisch gelegene kleine Steinkiste von 0,5 m Außendurchmesser mit Urnenbestattung (Abb. 8, I) und eine im Mittelpunkt liegende Branderdegrube (Abb. 8, II) von 0,45 m Durchmesser mit wenig zerstreutem Leichenbrand ohne weitere Beigaben. Auf der Brandgrube, die von einer Füllerdegrube von 0,9 m Durchmesser und 0,65 m Tiefe umgeben war, lag ein flacher Stein. Am Innenrand des Steinkranzes lagen drei weitere Gräber, offenbar Nachbestattungen: im Westen eine Brandgrube (Abb. 8, III) von 0,9 m Durchmesser und 0,15 m Tiefe, die nur wenig Leichenbrand und (zwischen den Steinen des Steinkranzes) zerstreute Gefäßscherben enthielt; im Südwesten eine nur schwach gefärbte Branderdegrube von 0,25 m Durchmesser und 0,1 m Tiefe mit geringem Leichenbrand (Abb. 8, IV), im Südosten fanden sich in einer Lücke der Steinkreise (Abb. 8, V) spärliche Gefäßscherben und Reste von Leichenbrand ohne Branderde.

Eine zeitliche Bestimmung gestattet nur die aus der Steinkiste stammende Leichenbrandurne (Abb. 15 d), die zwar durch den herabgeglittenen Deckstein auf die Seite gelegt und zerquetscht war, jedoch wieder hergestellt werden konnte. Der doppelkonische Gefäßkörper mit leicht vorgewölbtem Bauch und fast senkrecht aufgesetztem Halsteil, der an seinem oberen Außenrande von einer schwach abgesetzten Rille umlaufen wird, weisen sie an den Ausklang der Bronzezeit (Ende Periode V Montelius).

Im ganzen betrachtet läßt sich das Gräberfeld von Sanditten schon heute als der über ein Jahrtausend lang benutzte Friedhof einer zahlenmäßig geringen Bevölkerungsgruppe betrachten, auf dem zwischen der jüngeren Bronzezeit (1000 — 750 vor Chr.) und den ersten nachchristlichen Jahrhunderten keinerlei Anzeichen für einen Siedlungsabbruch oder einen Bevölkerungswechsel vorliegen. Diese Tatsache ist auch für die Beurteilung der übrigen ostpreußischen Grabfunde aus dem gleichen Zeitabschnitt insofern von Bedeutung, als sie darauf hinweist, daß Änderungen im Bestattungsritus oder im Stilwandel durchaus nicht immer durch die Einwanderung einer neuen Bevölkerungsschicht erklärt werden müssen, sondern

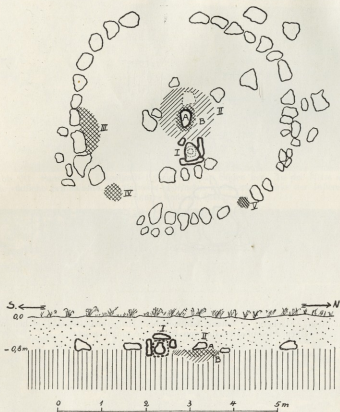


Abb. 8: Sandtitten.

Flachgrab 14 mit unterirdischem Steinkranz.

Oben Grundriß, unten Querschnitt in Nord-Süd-Richtung.

I = Steinkiste mit Urnenbestattung.

II = Brandgrube mit kalzinierten Knochen unter Deckstein (A) in Füllerde = Grube (B).

III-V = Nachbestattungen am und im Steinkranz.

auch durch kulturelle Einflüsse aus den Nachbargebieten bewirkt sein können. Vielleicht wird die zukünftige Untersuchung der noch nicht ausgegrabenen Teile des Friedhofes auch nach dieser Richtung hin noch weitere Aufschlüsse bringen, vielleicht (was der Lage der Gräber nach zu erwarten steht), auch die Belegungsdauer noch weiter hinaufrücken.

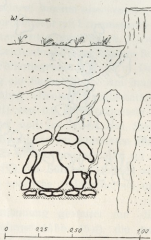


Abb. 9: Sandditten. Flachgrab 2 unter Steinpackung. Urne und Beigefäß stehen auf einem Steinpflaster, das von Branderde umgeben ist.



Abb. 10: Sandditten. Hügelgrab 1 freigelegt von Süden her. In der Mitte sieht man in die südliche Schmalseite der teilweise geöffneten Steinkiste. Links der äußere (obere) und innere (untere) Steinkranz.



Abb. 11: Sandditten. Hügelgrab 1 nach der Wiederherstellung von Westen aus. In der Mitte die Steinkiste mit der Kopfsteinpackung der nördlichen Stirnseite. Im Vordergrund die beiden Steinkränze.



Abb. 12: Sanditten. Hügelgrab 1. Geöffnete Steinkiste mit den Gefäßen 2–9 von Südwesten her.



Abb. 13: Sandtitten. Hügelgrab 1. Beigaben, Gefäßscherben und Flintspläne. 3:4.
 a = Bronzene Rollennadel aus Urnenbestattung 1. b = Steinhammer aus Urnenbestattung 1.
 c = Schnittverziertes Bruchstück von Urne 5. d—k = Flintspläne vom Boden des Grabes.



Abb. 14: Sandditten. Hügelgrab 1. Teilweise zerstörte Steinkiste vor der Oeffnung mit Kopfsteinpackung der nördlichen Stirnseite von Nordwesten her.

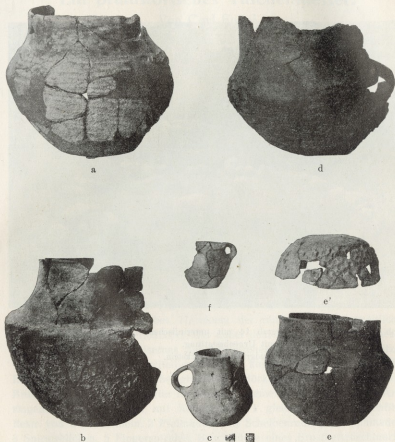


Abb. 15: Gefäße aus dem Gräberfeld Sanditten. 1:5.

a = Urne 1 aus Hügelgrab 1.

b = Urne aus Flachgrab 2.

c = Beigefäß aus Flachgrab 2.

d = Urne aus der Steinkiste I des Flachgrabes 24 mit unterirdischem Steinkranz.

e = Urne aus Flachgrab 15.

e' = Deckschale aus Flachgrab 15.

f = Henkeltäßchen aus Skelettgrab 8.



Abb. 16: Sandditten. Flachgrab 14 mit unterirdischem Steinkranz von Westen her.
 I = Steinkiste mit Urnenbestattung.
 II = Zentrale Brandgrube mit Deckstein.

Ein prähistorisches Taschenmesser.

Von Carl Engel.

Unter den zahlreichen überraschenden Funden, die das Gräberfeld von Linkuhnen (Kreis Niederung) bei der Grabung des Prussia-Museums im Herbst 1929 geliefert hat, befindet sich ein Stück, das seinem Typus nach ein völliges Novum für Ostpreußen und — soviel mir bekannt — auch für die Nachbargebiete darstellt.

Es handelt sich um ein Klappmesser (Abb. 1), dessen Klinge um einen Niet gedreht und beim Nichtgebrauch zwischen zwei eiserne Backen eingeklappt werden konnte. Das Stück verwirklicht also — mit Ausnahme der Federspannung — bereits das Prinzip des heute gebräuchlichen Taschenmessers, dessen erstes Auftreten in Ostpreußen bisher erst aus dem späten Mittelalter bekannt war.



Abb. 1: Linkuhnen, Kr. Niederung, Grab 71. 4:5. Eisen.

Das leider durch Rost arg beschädigte eiserne Stück stammt aus dem Leichenbrandnest des Grabes 71, einem der reichsten wikingerzeitlichen Gräber des Linkuhner Friedhofes, das außer dem fraglichen Taschenmesser 3 Wikingerschwerter, 1 eisernes und 1 bronzenes Ortband, 9 Lanzenspitzen, 1 Sporn, 2 Steigbügel, 1 dreiteilige Trense, 2 kleine Messer mit geschweiffter Klinge, 1 mit Bronzeblech belegtes Pferdeglöckchen (sämtlich aus Eisen), Bruchstücke zweier torquierter Halsringe, 1 Riemenzunge, Reste von 3 Armringen, 2 Hufeisenfibeln mit Rollenenden, 1 gleicharmige Spangenfibel, Reste von 2 Kreuzfibeln, 2 Pfeilnadeln mit Scheibenradkopf, 2 Spinnadeln, 3 Spiralröllchen, 5 Fingerspiralen, Bruchstücke eines Brustkettenschmuckes und spiralig geflochtenen Bronzedrahtes, Reste von 2 Armspiralröhren (sämtlich aus Bronze), sowie 1 flachen Spinnwirtel aus Kalkstein enthielt.

Das Klappmesser selbst ist insgesamt 11,2 cm lang und besteht aus zwei flachen Eisenbacken, die an den beiden Schmalenden zusammengeschweißt sind. An der Scharnierseite ist die Klinge mit den Backen durch einen Niet verbunden, um den sie sich früher gedreht hat. Die

(heute eingerostete) Klinge läuft in eine sich verjüngende schwanenhalsförmig gebogene Griffzunge aus, deren Ende spiralg eingerollt ist und lebhaft an die Griffe jungbronzezeitlicher nordischer Rasiermesser erinnert. Ein in die Schlaufe der Griffzunge eingehängter Ring diente vermutlich zur Befestigung am Gürtel und verhinderte wohl gleichzeitig in aufgeklapptem Zustand ein Ausweichen der Klinge nach rückwärts zwischen den auch nach unten zu offenen Schlitz der Backen.

Das andere (durch Rost stark mitgenommene) Ende der Backen läuft in eine vogelkopfartige Verzierung (Abb. 1 rechts) aus, wie sie auch bei anderen wikingerzeitlichen Geräten auf dem Gräberfeld Linkuhnen (z. B. Spinnadeln) mehrfach auftritt. Im Auge des Vogelkopfes scheint früher ein Niet oder Nagel gesessen zu haben; wenigstens deuten Spuren auf der Rückseite des Messers darauf hin.

Die Außenflächen der Backen besaßen früher wagerechte (heute zum größten Teile abgerostete) Felderteilung, bei der glatte Flächen von solchen mit senkrechter Strichverzierung (Abb. 1 links) abgelöst wurden.

Als interessante Parallele zu dem Klappmesser von Linkuhnen, auf die mich Herr Professor Dr. La Baume freundlichst aufmerksam gemacht hat, führe ich die aus Dollkeim, Kr. Fischhausen (Grab 66 oder 99) stammende, gleichfalls wikingerzeitliche eiserne Säge (Abb. 2)¹⁾ von insgesamt 21,1 cm



Abb. 2: Dollkeim, Kr. Fischhausen. 3:5. Eisen.

Länge an, die genau das gleiche Griffende mit Ring wie das Linkuhner Klappmesser aufweist, deren Klingenende zudem von einem 3,6 cm langen, an den Enden flach gehämmerten beweglichen Niet durchbohrt ist, der die Klinge offenbar früher mit einer ähnlichen, heute vergangenen Holz- oder Hornscheide verbunden hat, wie sie das Linkuhner Klappmesser aus Eisen besitzt. Es liegt hier allem Anschein nach eine in der Konstruktion mit dem Linkuhner Messer übereinstimmende Klappsäge mit vergangener organischer Scheide vor.

¹⁾ Ostpr. Prov.-Museum (Physik.-Oekon. Ges.) Nr. 11 490, ausgegraben von O. Tischler, leider ohne genauere Angaben, auch nicht in Tischlers handschriftl. Nachlaß.

Auf einen rinnenartig umgebogenen Bronzeblechstreifen (Abb. 3), dem vielleicht eine ähnliche Bedeutung als Messerscheide zugekommen ist, macht mich Herr Katasterdirektor Vogt (Sensburg) aufmerksam. Er stammt aus Grab 32 des von Herrn Vogt ausgegrabenen Gräberfeldes Heinrichsdorf (früher Heinrichshöfen, Kr. Sensburg) und gehört — den übrigen Gräbern nach zu urteilen — der D-Periode Tischlers (5.—6. Jahrh. nach Chr.) an. Der Form und einseitigen Umbiegung nach zu urteilen, ist es nicht ausgeschlossen, daß er als Schutzhülse für eine Messerschneide gedient hat. Das an der einen Seite befindliche Loch könnte zur Befestigung



Abb. 3: Heinrichsdorf, Kr. Sensburg, Grab 32. 1:1. Bronze.

an der Klinge mittels eines Niets gedient haben. Ähnliche, aber bereits weiter entwickelte Messerscheiden aus Bronzeblech sind aus dem jüngeren heidnischen Zeitalter, besonders des Memelgebietes, bereits mehrfach bekannt geworden²⁾. Das Neuartige der vorgelegten Stücke besteht also lediglich in der festen Verbindung von Scheide und Klinge und der mit Hilfe eines Nietes erzielten Klappkonstruktion.

Es ist anzunehmen, daß die beiden zwischen eine Schutzhülle einklappbaren Schneidegeräte in der Wikingerzeit nicht einzig dastehen, sondern daß ähnliche Konstruktionen in Ostpreußen und den Nachbargebieten mehrfach auftreten, aber bisher der Aufmerksamkeit entgangen sind.

²⁾ Vgl. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, Königsberg 1929, S. 337, Abb. 271 e, g.

Zwei spätheidnische Silberfunde aus altsudauschem Gebiet.

Von Carl Engel.

Literatur-Abkürzungen:

- Aspelin = Aspelin, J. R., *Antiquités du Nord Finno-Ougrien*. Helsingfors, St. Pétersbourg, Paris. 1877 bis 1884.
Dusburg, Peter von = *Scriptores rerum Prussicarum*. Bd. I. Leipzig 1861.
Nerman = Nerman, B., *Die Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der jüngeren Eisenzeit*. Stockholm 1929.
Prussia-Ber. = *Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia*, Bd. I ff.
Rigaer Katalog 1896 = *Katalog der Ausstellung zum X. archäologischen Kongreß in Riga 1896*. Riga 1896.
Schrift. Phys.-Oek. Ges. = *Schriften der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft zu Königsberg*. Bd. I ff.
Tallgren, Eesti = Tallgren, *Zur Archaeologie Eestis*. Bd. II. Dorpat 1926.

I. Der Silberschatz von Skomentnen, Kr. Lyck.

Im Oktober 1927 wurde vom Besitzer Jezierski in Skomentnen (Kreis Lyck) beim Ausheben von Rübenmieten unmittelbar neben seinem Gehöft ein in einem Kupferkessel liegender Silberschmuck (Abb. 1) gehoben, den der Finder in Erkenntnis seines Wertes sogleich beim zuständigen Landrats-

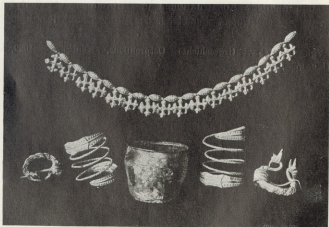


Abb. 1: Silberschatz von Skomentnen (Kr. Lyck). Etwa 1:5.

amt in Lyck abliefernte. Dort wurde er in einem Safe der Kreiskommunalkasse aufbewahrt, bis er — noch im gleichen Monat — vom Prussia-Museum erworben und in dieses überführt wurde.

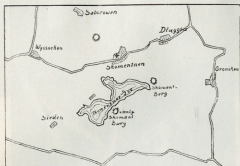


Abb. 2: Lageplan vom Fundort des Skomentner Silberschatzes und seiner Umgebung.
+ = Fundort. ⊙ = Burgwälle.

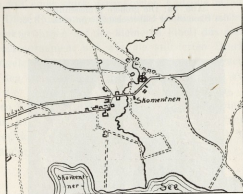


Abb. 3: Skizze vom Fundplatz des Skomentner Silberschatzes.
1: 25 000. ⊕ = Fundplatz.

Der Fund¹⁾ besteht aus folgenden Stücken:

1. Zwei fast gleich gestalteten Hufeisenfibeln von verschiedener Größe (die größere, Abb. 4 a, besitzt 7,9, die kleinere, Abb. 4 b, 6,9 cm Außendurchmesser ohne die Nadelrolle). Ihre Bügel sind aus vier

¹⁾ Prussia-Museum Inv. VII, S. 221, Nr. 11 148 bis 11 151.

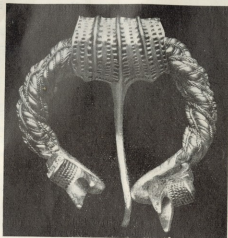


Abb. 4a: Die größere Hufeisenfibel
des Skomontner Silberschatzes von oben. 3:5.

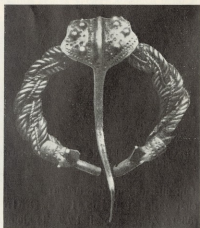


Abb. 4b: Die kleinere Hufeisenfibel
des Skomontner Silberschatzes von oben. 3:5.

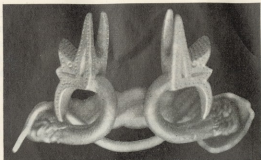


Abb. 4c: Die größere Hufeisenfibel des Skomontner Silberschatzes von der Seite.
Fast nat. Gr.

0,3 cm starken, aus Silberdraht gedrehten Schnüren geflochten, die von 5 (bezw. 3 bei der kleineren Fibel) dünneren, 0,1 cm starken gedrehten und einer 0,15 cm starken, geflochtenen Silberschnur durchzogen sind. Die leicht S-förmig geschwungenen Nadeln umgreifen mit einer stark verbreiterten Endrolle manschettentartig den Bügel. Diese Rollenmanschette weist (neben getriebenen Rundbuckeln und Punktgrübchen bei der kleineren Fibel) das gleiche eingepunzte Punktreihenornament auf wie die stilisierten Drachenköpfe, in die die Bügelenden auslaufen (Abb. 4c). Die Drachenköpfe tragen neben den oberen ohren- oder hornartigen noch zwei untere Fortsätze, die den Hauern eines Walrosses ähneln. Der Bügel der größeren Fibel ist enger geflochten als der der kleineren, zudem wird bei ihm jeder größere Silberdraht von einer feineren Silberschnur begleitet, während bei der kleineren Drähte und Schnüre nur lose miteinander verflochten sind.



Abb. 4d (links): Hohleichel (2:3) und e (rechts): Kreuzförmiger Anhänger (3:4)
aus dem Halsschmuck des Skomontner Silberschatzes.

2. Zwei völlig gleich gestalteten Armspiralen (Abb. 5), deren aus drei (zusammen 0,4 cm starken) Drähten geflochtene vier Windungen am oberen und unteren Ende in je eine plattgehämmerte, 14,0 bis 14,5 cm lange, bis 2,5 cm breite Silberblechzunge (Abb. 6) auslaufen, die mit eingepunzten Punktreihen, getriebenen Hohlbuckeln und eingepunzten Hohlgrübchen verziert ist.

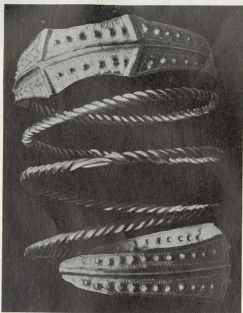


Abb. 5: Armspirale des Skomentner Silberschatzes. 4:5.

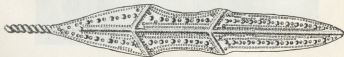


Abb. 6: Abgerollte Endzunge einer Armspirale des Skomentner Silberschatzes. 3:5.

3. Einem Halsschmuck (Abb. 1 oben), der aus 17 längs- und quergerieften Hohlperlen von Doppeleichelform (Abb. 4 d, von je 3,85 cm Länge und 1,4 cm größtem Durchmesser) und 16 Anhängern von der Form eines gleicharmigen Kreuzes (Abb. 4 e; von je 3,85 cm größtem Durchmesser ohne Oese) besteht, und bei dem Perlen und Kreuzanhänger vermutlich regelmäßig mit einander abwechselten (Abb. 1 oben). Die Anhänger bestehen aus einer flachen, leicht konkaven unteren Platte, auf die die konvex ausgewölbte obere Platte an den Rändern aufgestanzt ist. Sie sind im Innern wie die eichel-



Abb. 7: Kupferkessel, in dem der Skomentner Silberschatz lag. 1:3.

förmigen Perlen hohl und mit einer an der unteren Platte angeschweißten Oese versehen, die aus einem doppelt längsgerieften, eingerollten Silberblechstreifen besteht.

Das Gewicht sämtlicher Silberschmuckstücke beträgt 674,8 g, das der einzelnen Armspiralen 123 g, der größeren Fibel 202 g, der kleineren Fibel 114 g, der einzelnen Hohlperle 2,4 g, des einzelnen Kreuzanhängers 4,5 g. Sie bestehen nach Angabe des Juweliers Aron, Königsberg, aus fast reinem Silber mit kaum wahrnehmbaren Spuren fremder Stoffbeimischungen.

Der Kupferkessel (Abb. 7), in dem der Silberschmuck lag, ist aus vier Kupferblechstreifen zusammengenietet, besitzt Tonnenform, 10,5 bis 11,5 cm oberen, 8,2 cm unteren Durchmesser und ist 9,8 cm hoch. Unter dem scharf umgelegten oberen Rande sind zwei gegenständige (auf der einen Seite beschädigte) Blechschlaufen aufgenietet, die einen verloren gegangenen, wohl aus organischem Material bestehenden Henkel getragen haben dürften.

Der Kessel ist grün patiniert und am Bodenrand durchgerostet. Die Silberschmuckstücke wiesen nur geringe Spuren von Patina auf; nur auf die kleinere Fibel, eine Stelle der größeren Fibel, auf die Endzunge der einen Armspirale und einzelne Teile des Halsschmuckes hatte die grüne Patina des Kupferkessels stärker abgefärbt. Offenbar sind die Schmuckstücke vom Finder nach der Hebung des Fundes gesäubert worden, so gut er dieses verstand.

Eine am 19. Oktober 1929 vom Verfasser vorgenommene Besichtigung der Fundstelle, die 13 m südlich der Südwestecke des Gehöftes Jezierski liegt, ergab folgende Feststellungen:

Der Fundplatz (Abb. 3) liegt auf einem nach allen Seiten etwa 1 bis 3 m tief abfallenden Plateau von etwa 150 m Durchmesser, dessen größter Teil heute vom Gehöft des Besitzers Jezierski eingenommen wird. An der noch durch frischen Erdaufwurf kenntlichen Fundstelle zeigten sich deutliche Spuren von Branderde und Reste ziemlich stark verbrannter kalzinierter Knochen²⁾, wie sie für die spätheidnischen Gräberfelder Ostpreußens charakteristisch sind. Auf Befragen erklärte der Finder, daß solche „kalkig-weißlichen Brocken“ im Kessel zwischen und über den Silberschmucksachen gelegen hätten. Auch vereinzelte Scherben schlecht gebrannter Tongefäße²⁾ sowie solche von klingend gebrannter Drehscheibenware²⁾ — wie sie in dieser Mischung häufig in spätheidnischen Gräbern (z. B. Rauschen-Cobjeiten I, Ausgrabung 1928/29) auftreten — lagen in der unmittelbaren Umgebung umher, so daß alle Anzeichen dafür sprechen, daß es sich hier nicht — wie zuerst vermutet — um einen Schatz, sondern um einen Grabfund handelt³⁾.

Eine im Anschluß an die Besichtigung vorgenommene Probegrabung, die allerdings durch die unmittelbar nördlich und südlich der Fundstelle aufgeworfenen Rübenmieten behindert war, führte zu keinem weiteren Ergebnis, zumal sie etwa 6 m südlich des Fundplatzes auf die aus Gesschieben gelegten, in Ostwest-Richtung verlaufenden Fundamente eines Hauses stieß, das vor etwa 60 Jahren abgebrannt und nach Angaben des Besitzers zur gleichen Zeit wie die Kirche von Kallinowen (Kreis Lyck) kurz nach dem Tartareneinfall von 1677 erbaut worden sein soll, und zwar aus unmittelbar an Ort und Stelle abgehauenen Baumstämmen, da die ganze Erhebung bis dahin bewaldet gewesen sein soll.

²⁾ Proben befinden sich im Prussia-Museum (Inv. VII, S. 222, Nr. 11 157).

³⁾ Der Einwand, daß der Kupferkessel in wenig sorgfältiger Form aus mehreren Kupferblechstreifen zusammengenietet sei und daher für ein fürstliches Begräbnis wenig prunkvoll erscheine, dürfte gegenüber dem Vorhandensein von Leichenbrand und Branderde weniger ins Gewicht fallen.

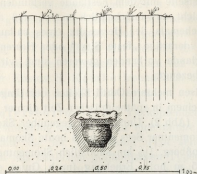


Abb. 8: Schematischer Querschnitt durch die Fundstelle des Skomentner Silberschatzes (Rekonstruktion nach Angaben des Finders).

Ueber die Fundumstände (vgl. die schematische Skizze Abb. 8) machte der Besitzer Jezierski folgende Angaben: beim Ausheben der Mieter sei er in ungefähr 60 cm Tiefe auf einen flachen Stein von etwa 30 cm Durchmesser gestoßen. Unter diesem habe der Kupferkessel gestanden, der noch mit einem schnell zerfallenden Deckel (aus Holz?) verschlossen gewesen sei⁴⁾. In seinem nicht mit Erde gefüllten Inneren hätten sich zu unterst der Halsschmuck, darüber die beiden Armspiralen, zu oberst die beiden Fibeln befunden. Zwischen und über den Schmuckstücken hätten kreidig-weiße, kalkige Bruchstücke gelegen (offenbar kalzinierte Knochen, die der Finder irrtümlich als Reste des zerfallenen Deckels angesehen hatte)⁵⁾. In den Hohlperlen wären noch die verwesenen Reste einer (ledernen?) Schnur erkennbar gewesen, aber bei der Reinigung des Schmuckes durch seine Töchter entfernt worden.

Der Besitzer Jezierski gab des weiteren an, daß der Skoment-See (Abb. 2) vor der vor etwa 25 Jahren vorgenommenen Senkung seines Wasserspiegels das Gehöft halbkreisförmig umspült habe, so daß der sich heute aus dem noch immer sumpfigen oder feuchten Wiesen- gelände erhebende Hügel als Landzunge in den See hineingeragt habe

⁴⁾ Einzelne vermorschte Splitter von Kiefernholz lagen in der unmittelbaren Umgebung der Fundstelle umher. Doch war nicht mehr festzustellen, ob sie zum Funde gehört haben könnten.

⁵⁾ Das Vorhandensein des vom Finder zwischen Stein und Kessel angegebenen „Deckels“ erscheint mir aus diesem Grunde überhaupt zweifelhaft. Wahrscheinlich liegt eine Täuschung durch die dem Besitzer undeutbaren kalzinierten Knochen vor.

und nur auf der Ostseite mit dem Festlande verbunden gewesen sei; ein Umstand, der es nicht unwahrscheinlich macht, daß an der Stelle des heutigen Gehöftes ehemals der Herrnsitz eines sudauischen Edlen gestanden hat⁶⁾. Daß derartige „feste Sitze“ oder Herrenhöfe zahlreich im ehemaligen Sudauerlande vorhanden gewesen sind, wird mehrfach, z. B. von Dusburg⁷⁾, bezeugt.

Im übrigen weisen mehrere Oertlichkeiten der Umgebung darauf hin, daß der Schatz aus einem in spätheidnischer Zeit dichter besiedelten Boden gehoben worden ist (Abb. 2). Unmittelbar gegenüber Skomentnen liegt an dem Südufer des Skomentner Sees ein noch heute Skomant-Burg genannter Burgwall oder Schloßberg, 1½ km südöstlich Skomentnen eine „Skoment-Berg“ genannte, 135 m hohe Erhebung (nach Guise ebenfalls ein ehemaliger Burgwall) und 1½ km nordwestlich Skomentnen, zwischen Saborowen und Skomentnen, ein dritter, heute allerdings offenbar verschwundener Burgwall (nach Guise Bochinek = Brotlaib genannt). Wenn es auch nach den mir von Herrn Dr. Gollub freundlichst mitgeteilten Angaben zweifelhaft erscheint, ob diese Namen wirklich mit der geschichtlichen Persönlichkeit des sudauischen Häuptlings Skomand⁸⁾, der längere Zeit hindurch der Führer des sudauischen Widerstandes gegen den Orden gewesen ist, in Zusammenhang⁹⁾ gebracht werden dürfen¹⁰⁾, so dürfte doch aus der unmittelbaren Nähe der erwähnten altheidnischen Stätten mit großer Wahrscheinlichkeit hervorgehen, daß der Fund als Schmuck, vermutlich als Grabschmuck einer sudauischen Fürstin oder Prinzessin der spätheidnischen Zeit anzusehen ist.

⁶⁾ Daß in unmittelbarer Nähe der Fundstelle schon früher vorgeschichtliche Funde Aufmerksamkeit erregt haben müssen, geht aus einer anderen Mitteilung des Besitzers Jezierski hervor, nach der schon einmal, vor 4 bis 6 Jahren, ein „Königsberger Professor“ (vermutlich Professor Ebert) die Absicht gehabt haben soll, auf Veranlassung des damaligen (heute verstorbenen) Landjägers am gleichen Platze „mit Studenten“ zu graben. Leider war Näheres über diese Angaben (auch in den Akten der Prussia) nicht mehr zu ermitteln.

⁷⁾ So fiel z. B. der Landmeister Konrad v. Thierberg 1277 in das walddreiche Gebiet von Mierunskan, Kr. Oletzko, ein, wobei er die „Wohnburgen“ von 18 Landes-Edlen erstürmte und ihre Besitzer erschlug (Dusburg c. 192). Vgl. auch Dusburg c. 199 bis 200.

⁸⁾ Vgl. Voigt, Joh., Geschichte Preußens III. Königsberg 1828, S. 351 ff.

⁹⁾ Vgl. dazu Pogoda, Sage wird Wirklichkeit. Unsere Heimat. 11. Jahrg. 1929, Nr. 48, S. 389. — Derselbe, Skomands Tochter. Ebenda. 11. Jahrg. 1929, Nr. 49, S. 397.

¹⁰⁾ Der Name Skomentnen soll erst bei der Ansiedlung der aus nördlicheren Gegenden (dem Kreise Lötzen) stammenden heutigen Bewohner in der „sudauischen Wildnis“ auf den jetzigen Ort dieses Namens übertragen sein.

Für die genauere Bestimmung seiner Zeitstellung bietet der aus Hohlperlen und gleicharmigen Kreuzen bestehende Halsschmuck mangels geeigneter Vergleichsobjekte das geringste Hilfsmittel für eine schärfere Datierung¹²⁾. Zu erwähnen sind hier nur die etwas älteren Hohlperlen aus den schwedischen Silberschatzfunden von Värby und Alföjdsjö, auf die mich Herr Kustos H. Kemke freundlichst aufmerksam gemacht hat, und die Hildebrand¹³⁾ ins 12. Jhdt. setzt.

Auch die Hufeisenfibeln mit Tierkopfenenden vermögen für die chronologische Bestimmung zunächst nur eine untere Grenze festzulegen. Nerman¹⁴⁾ möchte die im Ostbaltikum nicht seltenen Hufeisenfibeln mit Drachenköpfen aus ähnlichen gotländischen Typen herleiten. Er setzt sie ihrer Zeitstellung nach in die 1. Hälfte und die Mitte des 11. Jahrhunderts, gibt aber ihr längeres Fortleben im Ostbaltikum zu. Nach den bei Linkölnen (Kreis Niederung) auf einem Gräberfeld der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit gemachten Beobachtungen (Grabung des Prussia-Museums 1929) dürfte der genannte Fibeltypus dort kaum vor Mitte des 11. Jahrhunderts auftreten, was an anderer Stelle auszuführen sein wird.

Daß es sich bei der Hufeisenfibel mit Tierkopfenenden um einen aus Skandinavien oder dem Ostbaltikum nach Ostpreußen eingeführten Typus handelt, wird durch seine einseitige Verbreitung im nordöstlichen Ostpreußen und im angrenzenden Memelgebiet ebenso befürwortet, wie durch sein häufiges Auftreten auf Gotland und im benachbarten Südostbaltikum¹⁴⁾.

Nun scheint allerdings der in Skomentnen vorliegende Typus mit aus Silberdraht geflochtenem Bügel und breiter Nadelmanschette eine ziemlich späte Entwicklungsform der Hufeisenfibel mit Tierkopfenenden darzustellen,

¹¹⁾ Tekninger ur Statens histor. Museum, utg. av Bror Emil u. Hans Hildebrand. Stockholm 1878. Heft I.

¹²⁾ Vgl. Nerman S. 166 bis 170 und Fig. 181, 182.

¹³⁾ Vgl. Nerman S. 141 bis 142 und Abb. 151 bis 152.

¹⁴⁾ Vgl. die Ausführungen Nermans über den „Handel Gotlands mit dem Gebiet am Kurischen Haff im 11. Jhdt.“ im vorliegenden Bande S. 160 f. Vgl. ferner Hausmann in Rigaer Katalog S. LII und LXXXV, Tafel 19 und 27, Fig. 16. Aspelin Nr. 1973 und Tallgren, Eesti II, S. 63, 65 f. Auch im Prussia-Museum befindet sich eine den Skomentner Stücken ähnliche, aus Silberdraht geflochtene Hufeisenfibel mit Drachenkopfenenden und breiter Nadelmanschette, die den Angaben (Inventar III, S. 191, Nr. 1053) nach aus Livland stammen soll. Das Stück hat einen lichten Durchmesser von 5,4 cm; der Bügel ist aus kantigem Silberdraht geflochten; die Drachenköpfe sind gedrungener und naturalistischer als bei den Skomentner Parallelen (ähnlich dem bei Nerman S. 149, Fig. 153 abgebildeten Stück).

was vor allem aus seinem mehrfachen Auftreten auf den Friedhöfen von Gerdauen-Kinderhof, Splitter (bei Tilsit) und Stangenwalde (Kurische Nehrung) hervorgeht, auf welch letzterem ein fast identisches Stück mit geflochtenem Bügel und gleichartigem Drachenkopf (Schieffer-decker in Schrift. Phys.-Oek. Ges. XII, 1871, Taf. VI (III), Figur 18), ein sehr ähnliches mit allerdings barock entartetem Endkopf (ebenda Tafel V (II), Figur 5) sowie mehrere ähnliche mit gedrehtem Bügel und gleichem (ebenda Tafel V (II), 2) oder ähnlichem Drachenkopf (ebenda Tafel V (II), 1, 3, 8) gefunden sind. Daß aber diese Stücke sicher schon der frühen Ordenszeit (dem 13. bis 14. Jahrhundert) angehören, beweisen sowohl die Bestattungsbräuche (Leichenbeisetzung in Holzsärgen mit Eisennägeln) wie der Fund einer Ordensmünze aus dem 14. Jahrhundert als Leichenbeigaben. Bei dem langen Fortleben gleichartiger Typen in der so überaus konservativen altbaltischen Kultur dürfte das allerdings noch kein ausschlaggebendes Moment für eine so späte Ansetzung des Skomentener Fundes bedeuten.

Namentlich scheint eine frühere Ansetzung zunächst auf Grund der Armspiralen gegeben zu sein. Die in Form wie Verzierung der Endzunge den Skomentener Stücken sehr nahestehenden Armspiralen des Schatzfundes von Marienhof (Kr. Sensburg)¹⁵⁾ werden durch den zugehörigen silbernen Armreifen, der seine Parallelen in Kiwitten (Kreis Heilsberg)¹⁶⁾ und in dem durch die zugehörigen Münzen gut datierten Schatzfund von Londzyn (Kreis Löbau, ehem. Westpreußen)¹⁶⁾ zeitlich in die Mitte oder an das Ende des 12. Jahrhunderts gerückt¹⁷⁾.

Scheint somit eine Ansetzung des Skomentener Fundes in die Zeit um 1200 — hauptsächlich auf Grund der Armspiralen — geboten, so ergeben sich jedoch für seine chronologische Bestimmung durch einen in den letzten Jahren in Litauen — ebenfalls auf altsudauischem Gebiet — gehobenen Silberschatz völlig neue Gesichtspunkte.

¹⁵⁾ Vgl. Kemke, H., Der Silberfund von Marienhof, Kr. Sensburg. Schrift. Phys.-Oek. Ges. Bd. 38 (1897), S. 79 bis 96.

¹⁶⁾ Vgl. Kemke, H., Der Silberfund von Kiwitten, Im vorliegenden Bande der Prussia S. 144 ff., deren Einsichtnahme mir der Verfasser schon vor Erscheinen gütigst gestattete.

¹⁷⁾ Daß übrigens auch die Armspiralröhren mehrfach im Südostbaltikum vorkommen, zeigen die beiden Stücke von Annenburg, Kurland (Rigaer Katalog 1896 Tf. XVI, Fig. 4, 5), von denen das erste sogar, die gleichen eingepunzten Dreiecksmuster auf der Endzunge aufweist wie die Skomentener Spiralen.

II. Der Silberschatz von Geliogaliai (Litauen)

wurde in einem südwestlich des Dorfes Geliogaliai (Geliogaliu kaimas) unweit des Fleckens Balnikai im Kreise Ukmergė (Vilkomis) aufgedeckten Brandgrube gefunden und vom Kownoer Museum (Kauno miesto muziejus) in den Jahren 1925/26 von einem Zwischenhändler erworben.

Herr Universitätsprofessor Dr. E. Volteris (Kaunas) war so liebenswürdig, mir Abbildungen und Fundangaben zu übermitteln und mir die Erlaubnis zur Veröffentlichung zu erteilen, wofür ihm auch an dieser Stelle noch einmal verbindlichst gedankt sei.

Nach Mitteilung des Zwischenhändlers stammen die Stücke von einem Herrn J. Miškinis aus Geliogaliai, auf dessen Fundprotokoll und Zeichnungen sich der folgende Bericht und die dazu gehörigen Abbildungen stützen.

I. Fundumstände. Am 17. September 1924 wurden auf der südlich des Dorfes Geliogaliai gelegenen Feldmark (vergleiche Skizze Abb. 9) am Hange eines Hügel (Abb. 11 a) zwei in westöstlicher Richtung nebeneinander in einer Brandgrube (Abb. 10 b, I) stehende Urnen (Abb. 10 b II, III) aufgedeckt und zerstört. Sie scheinen von einer Art Steinpackung (Abb. 10 b IV) umgeben gewesen zu sein und enthielten in ihrem unteren

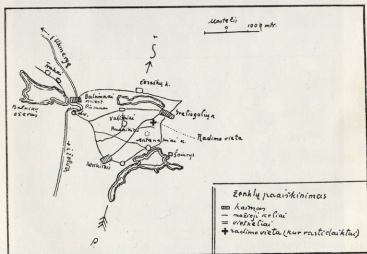


Abb. 9: Lagekizze zum Fundplatz des Geliogaliaier Silberschatzes (nach J. Miškinis).

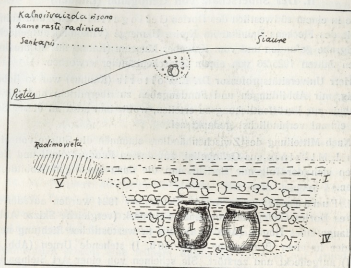


Abb. 10: Die Fundstelle des Silberschatzes von Geliogallai im Querschnitt (nach J. Miškinis).
a (oben): Lage des Grabes. b (unten): Querschnitt durch die Anlage: I = Brandgrube, II, III = Urnen, IV = Steine, V = Lageplatz des Silberschatzes.

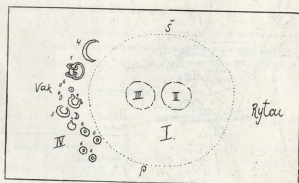


Abb. 11: Grundriß der Fundstelle des Silberschatzes von Geliogallai (nach J. Miškinis).
I = Brandgrube, II, III = Urnen, IV = Lageplatz des Silberschatzes: 1, 4 = die beiden Armringe, 2, 3 = die beiden Hufeisenfibeln, 5 = Anhänger mit Edelstein, 6 = hornartige Stücke (ragai).



Abb. 12: Der Silberschatz von Gellogalini, Etwa 4:5. a = Einer der beiden Armringe; b = abgeschrodener Drachenkopf der größeren Hufeisenfibula (?); d = die beiden Hufeisenfibeln; e = Bruchstück eines Silberhinges; f = Anhänger mit Edelstein; g = eine der drei eichelförmigen Hohlperlen; h-k = drei der fünf Ringfibeln; l-n = drei der rosettenförmigen Anhänger.

Teile kalzinierte Knochen. Die in der aus leichter Sanderde mit tief-schwarzer Kohlebeimengung* zusammengesetzten Brandgrube zahlreich vorhandenen Kohlenreste bestanden aus Tannen- und Fichten- mit einer geringen Beimischung von Eichenholz. Die zahlreichen Silberschmuckbeigaben waren am Westrande der Grube (Abb. 10 b V, 11 IV) in leichte Lehmerde eingebettet. Die

II. Fundgegenstände bestehen aus:

1. zwei offenen Armringen (Abb. 12 a), die aus drei 5 mm starken gedrehten Silberschnüren geflochten sind und in 2 dornförmige Spitzen auslaufen. Ein vierter, sehr viel schwächerer Silberdraht ist zwischen die drei Hauptschnüre eingeflochten. Der Durchmesser der Ringe beträgt 9 cm. Auf dem einen von ihnen waren ehemals zwei kleinere, heute verloren gegangene Ringe (Abb. 12 l) aufgesteckt.

2. Zwei verschiedenen Hufeisenfibeln (Abb. 12 b bis d) mit Drachenkopfen (Abb. 12 b) von 6 und $2\frac{1}{2}$ cm Durchmesser, in der gleichen Weise aus gedrehten Silberdrahtschnüren geflochten wie die Armringe. Mit der breiten, manschettenartig den Bügel umschließenden Nadelrolle, die mit getriebenen Buckeln und wie die Drachenkopfen mit eingeschlagenen Punktreihen verziert ist, entsprechen sie völlig dem Typus der Skomentener Schwesterstücke (Abb. 5 a und b).

3. Fünf Ringfibeln von 4 cm Durchmesser (Abb. 12 h bis k), deren Nadeln in ein am Innenrande des breiten Bügels befindliches Loch eingehakt sind. Die breiten, leicht gewölbten Bügelplatten sind mit getriebenen Buckeln und verschlungenen oder konzentrisch die Buckel umlaufenden Linien und mit eingeschlagenen Punktreihen versehen. 4 Exemplare (Abb. 12 h, i) sind in der gleichen Art, das fünfte abweichend in einer an die nordische Flechtbandornamentik erinnernden Weise (Abb. 12 k) verziert. Die auf der einen Fibel (Abb. 12 i) abgebildete Nadel mit Rollenmanschette dürfte wohl kaum zu dieser, sondern zu der kleineren Hufeisenfibel (Abb. 12 d) gehören.

4. Einem Halsschmuck, bestehend aus:

1 silbergefaßten Edelstein (Abb. 12 f) von 4 cm Durchmesser, an dem ehemals drei silberne Warzenperlen baumelten (der Edelstein ist von dem Zwischenhändler durch Glas ersetzt worden);

3 filigranverzierten, an den Spitzen offenen, eichelförmigen Hohlperlen (Abb. 12 g) von 3,8 cm Länge, die denen von Skomentnen (Abb. 4 d) in der Form, nicht aber in der Verzierungen gleichen;

7 rosettenförmigen Anhängern (Abb. 12 i bis n) von 5 cm größtem Durchmesser, die an ihren drei unteren Fortsätzen ehemals je 1 mit Ring und Drahtschlaufe befestigtes, kugeliges Silber-

glöckchen trugen, das mit kreisförmig die Kugel umlaufenden Filigranbändern verziert ist; die Anhänger sind in ein geripptes, x-förmiges Mittelstück, 2 seitliche hufeisenförmige Fortsätze, ein oberes menschenkopfähnliches und unteres tierkopfähnliches Teilstück gegliedert.

5. Dem Bruchstück eines bandförmigen Fingerringes aus flachem Silberdraht (Abb. 13e).

6. Hornartigen Stücken, die der Finder erwähnt, die aber verloren gegangen zu sein scheinen (Abb. 12, 6).

III. Zeitstellung und Vergleich mit dem Skomentner Schatz.

Der Silberschatz von Geliogaliai stellt sowohl hinsichtlich seines Formenschatzes wie auch seiner Fundumstände eine überraschende Parallele zum Skomentner Silberfund dar. Von Wichtigkeit ist die Tatsache, daß es sich bei beiden nicht um Verwahr-, sondern um Grabfunde handelt. Während aber in Skomentnen die Schmuckstücke zusammen mit dem Leichenbrand in einem Kupferkessel in der Brandgrube gestanden zu haben scheinen (Abb. 8), war bei Geliogaliai der Schmuck neben der Brandgrube niedergelegt, in der zwei Gefäße standen. Ob beide Gefäße Leichenbrand enthalten haben — mithin eine Doppelbestattung vorgelegen hat —, oder ob es sich um eine Leichenbrandurne mit Beigefäß gehandelt hat, war leider nicht mehr festzustellen.

Ueberraschend ist die Uebereinstimmung zwischen den Skomentner und Geliogaliaier Hufeisenfibeln mit Drachenkopfenden (Abb. 4a bis c und 12c, d); so überraschend, daß man an ihr Hervorgehen aus gleicher Werkstatt denken könnte.

Abweichend ist in beiden Funden der Armschmuck; während für die Skomentener Armspiralen (Abb. 5) zahlreiche Vergleichsstücke bekannt sind (vergleiche oben), kann ich für die geflochtenen Armringe aus Geliogaliai nur entfernte Verwandtschaft bei einigen ostbaltischen Stücken aus Ronneburg (Rigaer Katalog 1896, Tafel 20, 26), Uexküll (ebenda Tafel 20, 26) und Viru-Jangupi Kehala (Tallgren, Eesti II, Tafel XII, 12) feststellen. Dagegen sind zahlreiche aus Silber oder Gold geflochtene Fingerringe, die in Form und Herstellungsart den Geliogaliaier Armringen völlig gleichen, sowohl aus Ostpreußen (z. B. von Stangenwalde) wie aus dem Südostbaltikum (z. B. von Klein Roop, vergleiche Rigaer Katalog 1896, Tafel 21, 12) bekannt geworden. In ihrer Herstellungsart gleichen die beiden Armringe völlig den Hufeisenfibeln und dürften aus der gleichen Werkstatt wie diese stammen.

Professor Volteris macht mich auf zwei vermutlich aus Litauen stammende gedrehte silberne Armringe mit schmalen Schlangenkopf- (Abb. 13 a) bzw. Drachenkopfenden (Abb. 13 b) sowie auf einen aus gedrehten Silberdrahtschnüren geflochtenen Gürtel mit platten, reich ornamentierten Endzungen (Abb. 13 c) aufmerksam, die dem Nachlaß des verstorbenen Archäologen Schutinas-Januševski angehören und vermutlich demnächst in den Besitz des Museums in Kaunas übergehen werden. In der Art ihrer Gestaltung stellen alle drei Stücke eine interessante Vermischung der Ziermotive und Herstellungstechnik der Skomentener und Geliogaliaier Stücke dar, indem sie zeigen, daß die verschiedenartigen Elemente je nach Belieben mit einander kombiniert wurden. Uebrigens finden sich ähnliche Stücke mehrfach auch auf slawischem Gebiet, so z. B. ein silberner Halsring aus dem Hacksilberfund von Dombrowo (Kreis Flatow) im Museum für Naturkunde und Vorgeschichte zu Danzig (La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen, Danzig 1920, Tafel 17, 2), dessen Endzungen in Form wie Verzierung denen von Marienhof (Kreis Sensburg) außerordentlich ähneln. Eine verwandte, aus Silberdraht geflochtene Armspirale von 16,5 cm Höhe mit schlangenkopfförmigen Endzungen besitzt auch das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe. Sie soll aus Litauen stammen. Max Sauerlandt (Das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg 1877 bis 1927. Hamburg 1929. Tafel 35) setzt sie in die 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts, da mit ihr zusammen 3 Silbermünzen (ein Magdeburgischer Sachsenpfennig von etwa 1000 bis 1010, ein Denar Ottos III. [983 bis 1002] und seiner Gemahlin Adelheid und ein Denar des englischen Königs Aethelred II. [978 bis 1016]) gefunden sind, die als terminus post quem das Jahr 1016 ergeben.

Ohne Parallele in Skomentnen sind die Ringfibeln, die in der hier vorliegenden Form und Herstellungsart im Ostbaltikum bis ins 17. Jahrhundert (vergleiche die Stücke von Kl. Jungfernhof und aus Livland, Rigaer Katalog 1896, Tafel 30, 27 bis 29), ja bis in die Gegenwart fortleben. Sie werden vermutlich in jener Zeit wie die Hufeisenfibeln an Stelle von Knöpfen zum Zusammenhalten der Gewänder gedient haben, während sie heute als Broschen getragen werden. Von besonderem Interesse wäre es, wenn das eine Exemplar (Abb. 12 i) wirklich eine breite, buckelverzierte Nadelmanschette besäße (sofern diese nicht, wie bereits oben bemerkt, zu der kleineren Hufeisenfibel gehört), wodurch eine Verbindung mit den Hufeisenfibeln gegeben wäre. Bei den übrigen Ringfibeln ist die leicht S-förmig geschwungene Nadel mit schmalen Rollenende in ein am Innenrand des Bügels angebrachtes Loch eingehängt.

Abweichend von dem Skomentener Halsschmuck sind auch die entsprechenden bezüglichlichen Stücke von Geliogaliai. Am meisten Ähnlichkeit zeigen noch die eichelförmigen Perlen, die sich in der Form völlig entsprechen, jedoch in der Verzierung von einander abweichen. Der Edelstein (Abb. 12f) und die rosettenförmigen Anhänger mit den Kugelglöckchen (Abb. 12l bis n) stehen ohne Parallele den Skomentener Kreuzanhängern (Abb. 4d) gegenüber. Trotzdem entspricht das Gesamtbild, das der Geliogaliaier Halsschmuck geboten haben muß, durchaus dem von Skomentnen.

Zusammenfassend wird man sagen dürfen, daß die Uebereinstimmungen zwischen dem Skomentener und Geliogaliaier Silberschmuck hinsichtlich der Fundumstände, Formgestaltung und Herstellungsart so groß sind, daß man beide ohne Bedenken der gleichen ostbaltischen Kultur (der sudauischen) und dem gleichen Zeitalter (der spätheidnischen Zeit) zu rechnen dürfen wird. Von besonderer Bedeutung für die chronologische Beurteilung beider wird in dem Silberfund von Geliogaliai das Auftreten von Ringfibeln, die in der hier vorhandenen Form und gut datierbar in Ostpreußen meines Wissens nur aus den schon christlichen Gräberfeldern von Stangenwalde (Schrift. d. Phys.-Oek. Ges. XII, 1871, Tafel IV (I), 1; V (II), 7; VI (III), 6 zeigen fast völlig identische Stücke), Splitter (Prussia-Ber. Heft 22, 1909, S. 336 ff. F. E. Peiser) und Gerdauen-Kinderhof (Prussia-Ber. Heft 5, 1879, S. 9 ff., A. Hennig, vgl. auch Zeitschrift für Ethnologie Bd. 11, 1879, S. 303 ff.) bekannt geworden sind¹⁸). Auch im benachbarten Südostbaltikum setzt Hausmann (Rigaer Katalog 1896, S. LXXXIII) ihr frühestes Auftreten in das 13. Jahrhundert, wie es auch Hans Hildebrand (Sveriges Medeltid, Bd. II, 1895, S. 371 ff.) für Schweden annimmt. Danach dürften auch die beiden Funde von Skomentnen und Geliogaliai nicht früher als ins 13. Jahrhundert anzusetzen sein. Für den Skomentener Schatz möchte ich aus historischen Gründen das 13. Jahrhundert in Anspruch nehmen, da nach den ordenszeitlichen Quellen am Ausgang dieses Jahrhunderts das Sudauerland zum Christentum bekehrt worden war, bzw. die ihren alten Göttern und damit wohl auch der Brandbestattung treu bleibenden Sudauer sich aus ihm in die angrenzenden, heute litauischen und nordpolnischen Landstriche zurückgezogen hatten. Der Geliogaliaier Fund aber könnte — unter Betonung seiner den Stangenwalder entsprechenden Ringfibeln — noch etwas später, vielleicht noch in den Anfang des 14. Jahrhunderts anzusetzen sein.

¹⁸) Die von den spätheidnischen Gräberfeldern von Schulstein (Kreis Königsberg) und Viehof (Kr. Labiau) stammenden, übrigens viel altertümlicheren Stücke ergeben z. Zt. keine genauere chronologische Datierungsmöglichkeit.

Dafür spricht auch die Form der beiden in der Brandgrube stehenden Gefäße (Abb. 10 II, III), von denen zwar nichts erhalten geblieben ist, deren Profil jedoch vom Finder sehr genau gezeichnet zu sein scheint und ganz der um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert gebräuchlichen ordenszeitlichen Tonware entspricht.

Beide Funde fallen demnach in die Zeit der Kämpfe des Deutschritterordens mit den Sudauern und sind bezeichnend für den Reichtum und die Schmuckfreude dieses Volksstammes und seiner Nachbarstämme, für die noch zwei

IV. geschichtliche Zeugnisse angeführt seien, deren Kenntnis ich ebenfalls der freundlichen Mitteilung von Professor Volteris (Kowno) verdanke. Seiner Angabe nach berichtet die russische Hypatius-Chronik, daß die Sudauer-Jatvinger reich an Silber gewesen seien und dieses während einer Hungersnot gegen Brotkorn aus Wolhynien eingetauscht hätten.

Daß nicht nur die Sudauer, sondern die ihnen nördlich benachbarte Bevölkerung ihren schönsten Schmuck bzw. ihre Waffenausrüstungen mit ins Grab zu nehmen pflegten, beweisen die schon erwähnten ungewöhnlich reichen Funde auf dem 1928/29 in Linkuhnen (Kreis Niederung), 10 km westlich von Tilsit, ausgegrabenen Friedhof der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit. Und für die den Preußen nördlich benachbarten, an der Meeresküste sitzenden Kursen (lettischen Kuren) bezeugt es eine mir ebenfalls durch Professor Volteris mitgeteilte Stelle aus Ghillebert de Lannoy's Voyages et ambassades 1399 bis 1450¹⁹⁾, die die Begräbnissitten der Kursen im Jahre 1413 schildert und eine interessante historische Bestätigung für die auf Grund vorgeschichtlicher Methoden beobachteten Bestattungsbräuche der baltischen Völker in spätheidnischer Zeit liefert:

„Item, ont lesdis Corres, jasoit Die besagten Kursen haben, ob-
ce qu'il soient christiens natifz par wohl sie durch Gewalt zum Christen-
force, une secte que après leur mort tum bekehrt worden sein sollen, eine
ilz se font ardoir en lieu de sépulture, vestus et aournez chascun Sekte, deren Angehörige sich nach
de leurs meilleurs aourne- dem Tode, anstatt die Leichen zu
mens²⁰⁾, en ung leur plus prochain bestatten, verbrennen lassen, und
bois ou forest qu'ilz ont, en feu zwar in voller Kleidung und ge-
fait de purain bois de quesne. Et schmückt mit ihren edel-
sten Geschmeiden²⁰⁾. Die Ver-

¹⁹⁾ Oeuvres de Ghillebert de Lannoy, publiées par Bh. Patrin. Louvain 1878. p. 30.

²⁰⁾ Vom Verfasser gesperrt.

croyent, se la fumière va droit ou
ciel, que l'âme est sauvée, mais,
s'elle va soufflant de costé, que
l'âme est périée."

brennung findet in einem ihrer näch-
sten Haine oder Wälder statt, in
denen man ein Feuer aus reinem
Eichenholz anzündet. Und sie glau-
ben, je nachdem, wohin der Rauch
zieht, daß die Seele des Verstorbe-
nen gerettet sei, wenn der Rauch
geraden Weges zum Himmel auf-
steigt; kräuselt er sich indessen seit-
wärts, so halten sie die Seele für
verloren.

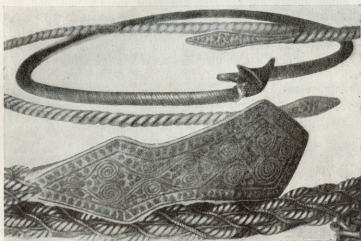


Abb. 13: Oben: Gedrehter Silberarmring mit Schlangenkopfenden. Mitte: Gedrehter Silberarmring mit Drachenkopfenden. Unten: Leibgurt, aus gedrehten Silberdrahtschnüren geflochten, mit flacher, reich ornamentierter Endzunge. Alle drei Stücke vermutlich aus Litauen stammend. Etwa 4:5.

Ostpreußischer vorgeschichtlicher Fundbericht aus dem Jahre 1599.

Von Kurt Forstreuter.

Die Vorgeschichte hat, als jüngere Schwester der Geschichte, erst in der Gegenwart den ihr gebührenden Platz unter den Wissenschaften eingenommen. Die heute sich häufenden Nachrichten über vorgeschichtliche Funde fließen aus früherer Zeit recht spärlich und sind deshalb wert gesammelt zu werden. Der unten wiedergegebene Bericht aus dem Jahre 1599 hat insofern besondere Bedeutung, als er wohl der erste Augenzeugenbericht über eine vorgeschichtliche Ausgrabung in Preußen ist. Zweck der Ausgrabung war allerdings nicht wissenschaftliche Forschung, sondern Schatzgräberei. Deshalb dürfte der Bericht auch den Volkskundler interessieren, da die Formen, unter denen eine Schatzgräberei vorgenommen wurde, daraus ersichtlich sind.

Dem sechzehnten Jahrhundert war das preußische Altertum nicht ganz fremd. Es lag im Zuge des Humanismus, über das eben erst überwundene und verhaßte Mittelalter auf die Vorzeit zurückzugehen, nicht allein auf das griechisch-römische Altertum, sondern auch auf das Altertum des eigenen Volkes. Das im Mittelalter bekämpfte Heidentum erwachte im Lichte der wissenschaftlichen Forschung zu neuem Leben. So haben Humanisten wie Enea Silvio Piccolomini, Erasmus Stella, Maletius und Hennenberger das altpreußische Volkstum darzustellen versucht. Auch die in anderen Ländern eifrig betriebenen archäologischen Ausgrabungen mußten zu der Erkenntnis beitragen, daß es außer dem geschriebenen Wort noch andere Geschichtsquellen gab, die in der Erde verborgen waren. So kommt es, daß, außer dem schon genannten Hennenberger, die beiden ersten von humanistischem Geiste erfüllten Geschichtsschreiber Preußens, Lucas David¹⁾ und Caspar Schütz²⁾, bei ihrer Schilderung des preußischen Heidentums sich auf vorgeschichtliche Funde berufen, die zufällig an das Tageslicht getreten waren. Erst ein Jahrhundert

¹⁾ Bd. I, 139 f.

²⁾ fol. 9. — Dagegen hat Simon Grunau (Bd. II S. 773 ff.), der von Ausgrabungen auch gehört hatte, diese Nachrichten nur benutzt, der neuen evangelischen Lehre den Vorwurf der Zauberei zu machen.

später hat der preußische Historiker Hartknoch³⁾ zu rein wissenschaftlichen Zwecken eine Ausgrabung veranstaltet und zwar bei Plewischen, heute Plibischken, Kreis Wehlau. Eine bei dieser Gelegenheit gefundene Urne wurde an die Königsberger Bibliothek abgeliefert. Ebenso hat in Thorn, wo Hartknoch später lebte, ein Bürger eine dort gefundene Urne in seinem Hause aufbewahrt. Das sind die Anfänge vorgeschichtlicher Museen. Im achtzehnten Jahrhundert wurde dann Reusch der Vater der preußischen Vorgeschichtsschreibung mit seinem 1724 erschienenen Buche „De tumulis et urnis sepulcralibus in Prussia“. Er bringt schon aus allen Landschaften Preußens ein stattliches Verzeichnis der zu seiner Kenntnis gelangten vorgeschichtlichen Funde. Mit der Sammlung des Materials hält die Verarbeitung nicht gleichen Schritt. Die Perioden werden noch nicht unterschieden, und daß es sich bei den Gräbern immer um Gräber der alten „Preußen“ handelt, wird vorausgesetzt. Dagegen hat bereits Hartknoch die ganz falsche Erklärung, daß die Steingräber aus der es neben der Brandbestattung auch Skelettbestattung gab. Freilich gibt Hartknoch die ganz falsche Erklärung, daß die Steingräber aus der jüngsten Zeit stammten, als der Orden die Brandbestattung verboten hatte.

Der Verfasser des folgenden Berichts, der Amtsschreiber Georg Krause von Taplacken, hat sich über wissenschaftliche Fragen nicht den Kopf zerbrochen. Gerade darum wirkt der Bericht so ursprünglich. Auch die Regierung, deren Bescheid leider nicht vorliegt, dürfte sich allein um die fiskalische Seite der Angelegenheit gekümmert haben. Der Ort der Grabung hat wohl zwischen dem Dorfe Oppen und der Stadt Wehlau gelegen. Die Beurteilung und zeitliche Bestimmung des Grabes sei dem Vorgeschichtler überlassen. — Der Bericht befindet sich im Staatsarchiv Königsberg, Herzogl. Briefarchiv I 3.

1599. Juni 28. Georg Krause an Markgraf Herzog Georg Friedrich.

Durchlauchtiger hochgeborner gnediger Fürst unnd Her. Negst Erbitung meiner underthenigenn gehorsamen und pflichtschuldigen Dinsten kan E. F. Durchlaucht underthenigst ich nicht bergen, das am vorgangen Dinstagk ein Pawer von der Balbe¹⁾ zu mir gekommen und mich berichtet, wie das uf seinem Stücke Acker am Wadtt liegende, wo er das Jahr sein Gerst gesehet, wehr nach Gelde gegraben worden. Drauf ich neben ihm und seine Nachbaren hingezogen, den Orth und alle Gelegenheitt wol besichtigett. Erstlichen ist die Grube, welche uf einem Berglein leitt und ufgegraben 8 Schu lang und vierdehalb Schu breit, mit grossen gespalten Steinen uff gemeurett, unden der Bodem

³⁾ Altes und Neues Preußen S. 183. De funeribus veterum Prussorum (1679) S. 190.

¹⁾ = Palwe.

ist auch mit Steinenn belegt, oben der Grube haben auch zwey grosse gespaltene Steine gelegen, welche von der Grube abgeweltzet, und sonst ander Steine mehr, und ohngefahr ein anderthalb Schu hoch die Erde so aufgeschut gewesen. Auch hab ich gefunden Schmiedekohlen und Scherbel von einem neuen Topff, desgleichen Krautt, als nemblichen Dost und Dielle. Nicht weitt von der Grube ist auch ein Bude von Strauch gemacht an ein Linde, auch ist ein Kreiß umb den Bergk gemacht gewesen und nicht anders als wen es mit dem Messer oder scharffen Eisen herumgezogen. Auch haben die Pawren, so ich mitgenommen, befunden, das zwei Beine²⁾ umbgehawen, ein Eichen und Dannen, welche sie ohn Zweifel gebraucht, damit auszuwegen. Wie ich mir dieses alles befunden und besichtiget, hab ich vleissig Nachforschung getahn, ob ich wo erkundigen kontte, wer da gegraben, wie ich dan auch nach vleissiger Erkundigung diejenigen bekommen, als nemblichen zwey von Oppen aussem Tapiawschen, einer heist Bartel und sein Bruder Brosie. Der Bartel ist bekommen und zu Tapiaw ihn Verhaftt gezogen, welchen ich auch in Kegenwart des Verwalters zu Tapiaw nach Welaw gezogen, der hatt bekandt, das er am Sontagk an Johannes-Tag nach Mittage neben seinem Bruder gegraben, desgleichen wehren auch zwey Burger von Welaw gewesen, die helffen graben, nemblichen Bernt Schreck, des alten Schrecken Sohn, und ein Schmitt, auch wonhaftig zu Welaw. Ich bin stracks von Tapiaw nach Welaw gezogen und den Schrecken sowol den Schmitt, der Rudlofschen Man genannt, vor den Burgemeister laden lassen. Der Schreck hat sich eingestellet, welchen ich beim Burgemeister verhöret. Hat erstlichen alles geleugnet und von nichts wiessen wollen, aber auf viel Fragen und Anhalten hatt er letzlichen bekandt, das er wehr dabei gewesen, wie sie gegraben. Der Schmitt ist den Tagk nichtt einheimisch gewesen, den andern Tagk hat ihn der Burgemeister vor sich gefordert und was er bekandt, haben E. F. Durchlaucht aus des Burgemeisters Schreiben genedigst zu ersehen. Der Bartel von Oppen saget, auch er hab nichts gefunden. Weil dan, genedigster Fürst und Her, wol zu erachten, das die Grube nicht umbsonst so vleissig gemacht und so mangerley Materien, so sie bei dem Graben gehabtt und gebraucht, wol was darin mus gewesen sein, sie werden ohne Zweifel wol jemandes bey sich gehabet haben, der mit Teuffelskunst umbgegangen, weil da ein Kreis und Bude gemacht. Weil dan, genedigster Fürst undd Her, sie bekandt, das sie am heiligen Sontagk und Johannestagk gegraben, hab ich sie gefenglich lassen einziehen, bis uf E. F. Durchlaucht genodige Erklerung, wes ich mich ferner halten sol, demnach an E. F. Durchlaucht mein undertheniges Bitten, sie wolten sich in Genaden resolvieren, wie ichs nu ferner machen soll, E. F. Durchlaucht ihn den Schutz des Allerhochsten empfehlende.

Datum Taplacken den 28. Juny Anno 99.

E. F. Durchlaucht
gehorsamer undertheniger Diener
Georg Krause.

²⁾ sol = Bäume?

1599. Juni 28. Abraham Jekel, Bürgermeister von Wehlau, an Georg Krause.

Erbarer freundlicher lieber Herr Gefatter. Euhr Gunsten kan ich freuntlichen nicht vorhalten, das ich auf euhr Begern der Rodlofsen Man für mich gehabt unnd in umb sein Wissenschaft gefragt unangesen, das er am ersten geleugnet, wie Schreck geleugnet, wie er aber gehert das der Paur sowol Schreck gefenglichenn eingezogen, hat er alles bekandt, das er mit gewesen und grafen helffen, aber nichts gefunden, nuhr Knoche und altte Tope. Weil er solchs zugestanden, habe ich in gefencklichen eingezogen. Solchs kan ich dem Herrn Gefatter nicht verhaltteun. Dem liebe Godt in seinen Schutz befolgen. Datum Welau den 28. Junii, Anno 99.

E. W.

Abraham Jekel.

Rückbemerkung: Ist nach Tapiaw und ann den Rath zur Welaw geschrieben den 30. Junii, Anno 99.

Ein mesolithischer verzierter „Kommandostab“ aus Ostpreußen.

Von W. Gaerte.

Bei Reinigungsarbeiten im Schwentzeck-Fließ, etwa 1000 m östlich des Dorfes Nittken, Kr. Johannisburg, wurde „in einer Bodentiefe von ungefähr 1,50 m“ im Jahre 1929 ein Fund gemacht, der bisher einzig in seiner Art für Ostpreußen dasteht. Es ist ein hackenähnliches Gerät aus Hirschhorn, das vom Finder, dem damaligen Schüler der Volkshochschule in Jablonken, Kr. Ortelsburg, Karl Skrotzki, dem Leiter der Schule, Dr. Fuchs, überbracht wurde, der den Gegenstand mit dankenswerter Zustimmung des Finders an das Prussia-Museum weiterreichte.

Das Gerät, das in der Gesamtlänge $33\frac{1}{2}$ cm mißt, ist aus dem unteren Teil eines Hirschgeweihs hergestellt. Das Ansatzstück und die Augensprosse sind zu beilartigen Gebilden mit ovalen Schneiden zugeschärft. An der Konvergenzstelle der Sprosse und des Ansatzes befindet sich ein Loch von 2,4 cm Durchmesser. Bemerkenswert ist an dem äußeren Bahnende des längeren, beilförmigen Gebildes ein deutlich ausgeprägter Absatz, der an dem kleineren Beilzinken fehlt. Von der Stange, die Politur aufweist, ist das Endstück abgebrochen (Abb. 1).

Die Oberfläche der Stange trägt zwei Arten von Verzierungen. Unterhalb des Loches läuft ringsherum, nur an einer Stelle $1\frac{1}{2}$ cm unterbrochen, ein eingeritztes Winkelband (Sparrenmuster). Von ihm aus erstreckt sich längs der Stange bis zur Bruchstelle in dreifacher Ausführung ein eingetieftes Rautenband, das auf jeder Seite von einer Ritzlinie begrenzt wird. An diesen Linien sowohl wie an zwei gegenüberliegenden Seiten der Rauten, finden sich, stets nach innen gestellt, kleinere, schräg gerichtete Striche. Sämtliche Ritzlinien müssen einst mit Harz ausgeschmirt gewesen sein, da sich diese Füllung an einzelnen Stellen noch heute erhalten hat (Abb. 2).

Das vorliegende Gerät stellt seiner äußeren Gestalt und seiner Verzierung nach, wie schon betont, bisher für Ostpreußen etwas Neues dar. Dem Typus nach ließen sich nur zwei ähnliche ostpreußische Stücke dem



Abb. 1. „Kommandostab“ von Nittken, Kr. Johannesburg, 2 : 5.

in Rede stehenden an die Seite stellen, ein Hirschhorngerät von Plauten, Kr. Braunsberg, im Bette des Walschflusses ausgebaggert (Abb. 3), und ein ebensolches aus der neolithischen Siedlung D des Zedmarmoores bei Astrawischken, Kr. Darkehmen (Abb. 4). Denkt man sich bei dem Nittkener Exemplar den einen von den beilartigen Zinken weg, dann dürften wohl in der Tat alle drei Stücke typologisch nicht voneinander zu trennen sein; charakteristisch an allen sind der lange Stangenteil, das Loch im Knotenpunkt der Augensprosse und des Wurzelendes und schließlich die kurzen, beilförmigen Enden¹⁾. Der zweite Zinken an dem Nittkener Stück spricht durchaus nicht gegen die Zuweisung dieses Exemplars zu dem besagten Typus, da die wesentlichen, artbestimmenden Merkmale vorhanden sind.

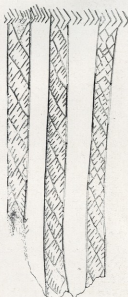


Abb. 2. 2:5.

Die Zweckbestimmung der vorliegenden Gegenstandsform eindeutig zu erklären, stößt auf Schwierigkeiten. Am ehesten könnte man an ein Gerät zwiefachen Gebrauches, etwa an ein Hacken-Beil denken, wenn man annimmt, daß der bei dem Nittkener und Astrawischkener Exemplar — wie bei den polnischen Stücken — abgebrochene längere Stangenteil am Ende zur Hacke zugescharft war. Das Plautener Stück scheint aber gegen diese Annahme zu sprechen, da hier der vollständige Stangenteil an seinem Ende wohl Schnittpuren, aber keine offensichtliche Zugschärfung aufweist.

Hinsichtlich des Nittkener Exemplars tauchen noch einige weitere Fragen auf: Weshalb hat der Urmensch dieses Stück mit so reicher Verzierung versehen? Hat das zweizinkige Beilende wirklich eine praktische Bedeutung gehabt? Nun erinnert dieses Stück unzweifelhaft stark an die sogenannten „Kommandostäbe“ der Eiszeitkulturen, und man könnte annehmen, in dem Stück vielleicht eher ein Ceremonialgerät vor sich zu haben als einen gewöhnlichen Ge-

¹⁾ Gleiche einzinkige, verzierte Stücke haben sich in Polen gefunden; vgl. J. Kostrzewski, *Polen B. Mesolithikum*, in M. Ebert, *Reallexikon der Vorgeschichte*, Bd. X, 1927, Taf. 48 g (Fundort: Woźniki, Kr. Konstantinów), h (Fo: Ostrolenka). Kostrzewski bezeichnet die Stücke nur als „durchlochte Geräte“.

brauchsgegenstand. Für diese Vermutung spricht zunächst, daß die Herstellungsart und Gestalt des ostpreußischen Gegenstandes mit einem großen Teil der eiszeitlichen „Kommandostäbe“ aus Hirsch- und Renntiergeweih

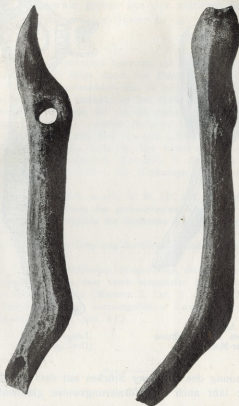


Abb. 3: Plauten, Kr. Braunsberg. 1:3.

die größte Ähnlichkeit aufweist. Es findet sich bei letzteren der längliche, oft zugespitzte oder zugeschrägte Stangenteil, das Loch im Treffpunkt der Augensprosse mit der Stange, ja bisweilen sogar Zuschärfung des

Ansatzstückes und der Augensprosse²⁾ (Abb. 5). Zufällige Uebereinstimmung dürfte hier wohl nicht vorliegen. Dazu kommt, daß auch die „Kommandostäbe“ der Eiszeit gewöhnlich reich verziert sind.



Abb. 4.
Astrawischken, Kr. Darkehmen
(Zedmar-Moor) 1:5

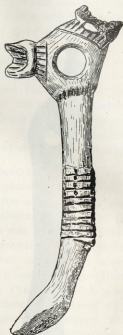


Abb. 5.
Lagerie-Basse,
(Dordogne) 1:3

Eine Verbindung des Nittkener Stückes mit dem angeführten paläolithischen Gerät läßt auch die Verzierungsweise glaubhaft erscheinen;

²⁾ Vgl. Salomon Reinach, Repertoire de l'art quaternaire, 1913, S. 55, 82, 83, 90, 95, 97, 103, 107, 112, 116, 158, 168, 170, 171; ferner H. Obermaier, „Kommandostab“ in M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. VII, S. 15 f., Taf. 11. „An ihre Bestimmung und Bedeutung knüpfen sich zahlreiche Mutmaßungen. Man hat sie als Keulen, Speer- und Pfeilstrecker, Korbflechtergeräte, Halfterstücke, Zelthalter, Schleudergriffe, Gewandfibeln und ähnl. interpretiert. Es ist in der Tat nicht ausgeschlossen, daß wenigstens die einfachen Urtypen praktischen Zwecken dienten; speziell L. Pfeiffer wies darauf hin, daß die heutigen.

denn alle drei Elemente des Nittkener Ornaments: Winkelband, Rautenmuster und Fransenlinie sind bereits im Jungpaläolithikum nachweisbar³⁾.

Zeitlich dürfen wir den „Kommandostab“ von Nittken dem Mesolithikum zuweisen. Besonders die Verzierungsweise spricht für diese Zeitansetzung. Geometrische Ornamentik mit Harzeinlage zeichnet die Knochen- und Horngeräte gerade aus der mittleren Steinzeit aus⁴⁾, wo auch Rauten- und Fransenlinien-Muster zu den wesentlichen Verzierungselementen gehören⁵⁾.

Eskimos . . . ähnliche Werkzeuge benutzen, um damit den Pfeilschaft gerade zu biegen. Der Korbflechter biegt damit die Flechtruten. Die Magdalénien-Stäbe sind hingegen vielfach zu zerbrechlich und zu kunstvoll, so daß es scheint, daß es sich um etwas Wichtigeres handelt, als um bloße Alltagsstücke. Als Fibeln zu groß und hinderlich, könnten sie Jagdtrophäen verkörpern, noch wahrscheinlicher haben wir in ihnen . . . soziale Insignien bzw. religiös magische Objekte zu erblicken, ähnlich den von den heutigen „Medizinmännern“ viel benutzten „Zauberstäben“ (Obermaier a. a. O. S. 16). Vgl. ferner O. Schoetensack, Ueber einen neolithischen Knochenschmuck (Livland), in Zeitschrift für Ethnologie 35, 1903, S. 378 ff. und L. Pfeiffer, Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen, 1920, S. 62 und 266.

³⁾ Salomon Reinach a. a. O. S. 30, 117, 118, 127, 135, 157, 173, 177, 179, 180, 184. Ueber diese Elemente des geometrischen Kunststiles des Paläolithikums vgl. M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, 2. Aufl., 1915, S. 174 ff.

⁴⁾ G. Kossinna, Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen (Mannus I, S. 29 f.).

⁵⁾ Vgl. z. B. den mesolithischen, feingepolierten, durchbohrten Geweihschaft aus Kl. Machnow bei Berlin, an dem stark eingetiefte Fransenlinien mit schwarzer Birkenteermasse emailliert sind (Mannus I, Taf. V 4, 5) und die ostpreussische, mesolithische Knochenspitze mit harzausgefüllten Verzierungsgespinn (W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, 1929, Abb. 4f.).

Ein Hügelgrab im Schutzbezirk Dammwalde in der Staatsforst Frißen, Kreis Königsberg.

Von W. Gaerte.

Die Kenntnis des Hügelgrabes im Schutzbezirk Dammwalde verdankt die Wissenschaft dem Lehrer Czechanowski, heute in Marienfelde, Kreis Pr. Holland tätig, der es dem Prussia-Museum im Jahre 1925 anmeldete. Im Juli 1928 entschloß sich der Verfasser, das Grab zu untersuchen, um den Teilnehmern an der Tagung der „Vereinigung zur Förderung wissenschaftlicher Heimatkunde“, die die Erdbebenstation bei Gr. Raum besichtigten, Gelegenheit zu geben, der Oeffnung eines Hügelgrabes beizuwohnen. Die Grabung wurde in acht Tagen mit vier Arbeitern ausgeführt¹⁾.

Das Gelände des Hügelgrabes von zumeist lehmigem Boden gehört zu Jagen 42. Das Grab selber, das vom Volksmund „Heidenhügel“ genannt

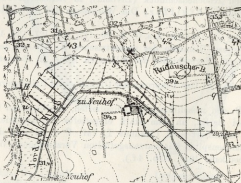


Abb. 1: Meßtischblatt 1:25000, Nr.

X = Lage des Hügelgrabes.

wurde, lag in dem Zwickel der Wegegabelung etwa 370 m nördlich des Gehöftes „Zu Neuhoft“. (Abb. 1.) Das Gelände fällt vom Hügelgrab nach Südwesten etwa 70 m sanft zu dem Wiesenterrain ab, das vom Jordan-Fluß durchzogen wird. 60 m östlich von dem untersuchten Grabe fand sich in dichtem Waldbestand ein zweites vor, das durch Steinentnahme schon erheblich gelitten hatte.

¹⁾ Schon in früheren Jahren sind in demselben Schutzbezirk in den Jagen 18, 23, 24 vom Prussia-Museum eine Anzahl Hügelgräber untersucht worden; vgl. E. Hollack, Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Uebersichtskarte von Ostpreußen, 1908, s. v. „Fritzensche Forst“.

Das westliche Grab dagegen machte äußerlich den Eindruck der Unge störtheit. Kreisrund mit einem Durchmesser von 14 m erhob es sich bis zur Höhe von 1,50 m. Es war mit etwa 40jährigen Kiefern bestanden. Bei Abdeckung der obersten Schicht fanden sich darin vereinzelt mittelgroße Steine, in dem Nordost-Quadranten sogar eine größere Anzahl in fester Packung vereinigt (Abb. 2). Dieser Fundbestand legt die Vermutung nahe, daß ursprünglich der ganze Hügel mit einer Deckschicht von Steinen belegt gewesen ist, die aber vielleicht bei der Bepflanzung mit Bäumen entfernt worden sind. Nachdem das Grab freigelegt war, ergab sich folgendes Bild: Ringsherum zog sich ein Steinkranz mit einem lichten Durchmesser von 12 m, aus dem stellenweise Steine bereits früher entfernt worden waren. An einzelnen Strecken lagen die Steine doppelschichtig. Konzentrisch zu dem äußeren Steinkranz war im Innern eine 1,30 m hohe zentrale Mauer errichtet, deren Wand, aus sechs übereinander liegenden Steinringen bestehend, sich aufwärts nach innen neigte, so daß der untere lichte Durchmesser 3,70 m, der obere 3 m ergab (Abb. 3). 30 cm vom Mittelpunkt nach S. S. O. stand eine Steinplattenkiste von N. N. W. nach S. S. O. sich erstreckend mit den lichten Maßen im Innern: 0,90 m \times 0,60 m (Abb. 5 bis 6). Bedeckt war sie mit roh zugeschlagenen, dicken Steinblöcken. Auch die seitlichen Steinplatten wiesen eine Stärke von 20 cm und 30 cm auf, während die Platten der Schmalseiten nur 13 cm und 6 cm dick waren.

Im nordnordwestlichen Teil der Kammer in den Boden 12 cm vertieft fand sich eine kreisrunde 40 cm im Durchmesser haltende Grube vor, die mit Holzkohlenasche, durchsetzt von geringer Menge kalzinierter Knochen, ausgefüllt war (Taf. II b). Im N. O. am Rande der Grube hob sich innerhalb der Brandasche eine helle Stelle von 20 cm Durchmesser ab, die sich nach unten bis auf 10 cm Durchmesser verjüngte. Darunter befand sich noch Brandasche. Es handelt sich hier wohl um ein völlig vergangenes Tongefäß, das in die Brandasche hineingestellt war. Die Brandaschengrube war bedeckt mit einer 10 cm dicken Steinplatte von 50 cm \times 40 cm Ausdehnung.

Unmittelbar an der Ostseite der Steinkammer zeigte sich eine bemerkenswerte graue Färbung in der Aufschüttungserde, die, vom gewachsenen Boden durchschnittlich 20 cm aufsteigend, sich in 40–50 cm Breite noch 1 m nach Norden über die Steinkammer hinaus hinzog, so daß die Gesamtlänge gegen 2 m ausmachte (Taf. Ia). Die Färbung glich vollkommen derjenigen, die man in samländischen Körperbestattungsgräbern, deren Skelette restlos vergangen sind, vorzufinden gewohnt ist. Somit ist es nicht zu gewagt, in der grau gefärbten Erdschicht unseres Hügelgrabes den Hinweis auf stattgefundene Körperbestattung



Abb. 2



Abb. 3

zu erblicken. Die Dicke und Ausdehnung der Schicht läßt auf Beerdigung von mindestens zwei Personen schließen. Liegt mit diesem Funde vielleicht der älteste Beleg vor für die aus späterer Zeit literarisch überlieferte Sitte der Mitbestattung von Dienern und Mägden beim Begräbnis von Vornehmen²⁾? Bei dem in der zentralen Steinkammer beerdigten Toten dürfte es sich wohl um einen solchen gehobenen Standes handeln; darauf deutet die Einzelbestattung in der Grabkammer und die gewählt anmutende Architektur der Grabanlage.



Abb. 4

Der zentralen Steinmauer war im Südsüdosten eine längliche Steinplattenkammer mit der Längsrichtung nach S. S. O. vorgelagert. Sie lehnte sich nicht unmittelbar an den Zentralring an; ein mit Steinen und Erde ausgefüllter 40 cm breiter Zwischenraum trennte sie von diesem. Die Kammer zeigt einen gestörten Zustand. Nur zwei Platten im Westen standen aufrecht in situ. Die östlichen waren nach innen umgestürzt, desgleichen lagen im Inneren der Kammer die Deckplatten und auf diesen 2—3 Schichten Steine. Zwei weitere starke Steinplatten, die wahrscheinlich

²⁾ vgl. in diesem Heft W. Gaerte, Witwenverbrennung, S. 127.

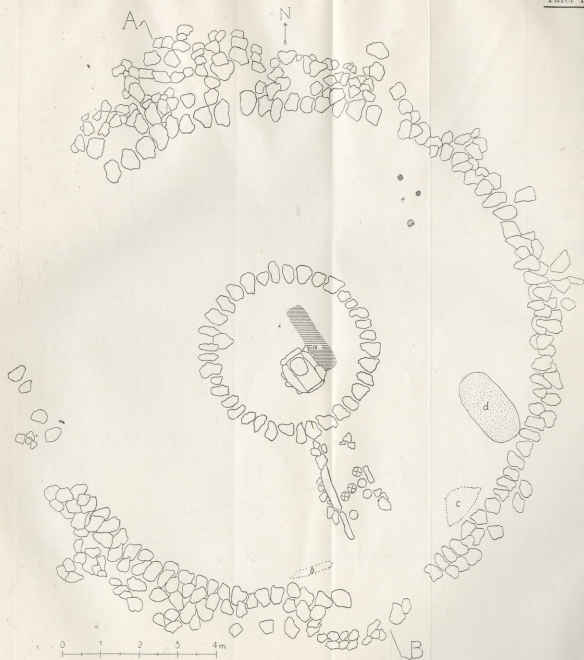
^{2a)} Bei Untersuchung eines Hügelgrabes bei Adl. Diedersdorf, Kr. Heiligenbeil, im Juni 1930 durch Dr. Engel konnte eine ebensolche ausgedehnte Verwesungsschicht neben einer Steinkiste innerhalb des Hügels festgestellt werden. Man könnte auch an die Mitbestattung zweier Pferde denken [vgl. unten Anm. 8)].

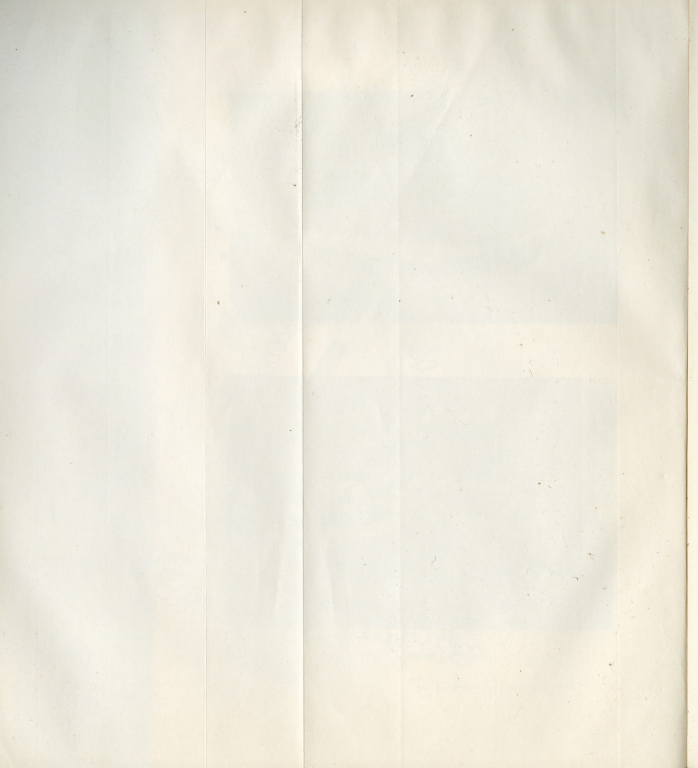


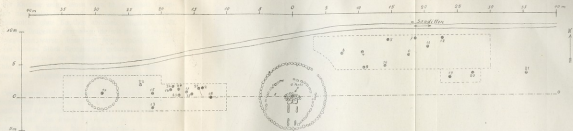
Abb. 5



Abb. 6







a Gräberfeld von Sasditz, Kr. Weiden.



b Hügelgrab von Dammwalde, Kr. Königsberg.



ehemals zur Konstruktion der Kammer gehörten, fanden sich abseits vor (Taf. Ib—c). Nach den vorhandenen Stützsteinen der Platten zu urteilen, hatte die Kammer die lichten Weiten von 2,10 m \times 0,90 m; die Höhe betrug 0,90 m. Der Boden der Kammer zeigte einen etwa 10 cm dicken Lehmestrich, auf dem sich drei helle kreisrunde Flächen mit kalzinierten Knochen und drei ebensolche ohne Knochen abhoben. Augenscheinlich hatten hier die Urnen bzw. Beigefäße gestanden, die wie in der zentralen Steinkammer völlig vergangen waren. Branderde fehlte vollständig. Als Beigabe wurde nur ein kleines Stück Bronzedraht geborgen.

Auf Nachbestattungen oberhalb der Steinkiste wiesen Scherben und kalzinierte Knochen hin, die sich auf den umgekippten Seiten- und nachgesunkenen Deckplatten und zwischen den daraufliegenden Steinen vorfanden.

Im O.S.O. des Grabplanums, an den äußeren Steinkranz anstoßend, erstreckte sich in südöstlicher Längsrichtung eine ovale, muldenförmige, 20 cm tiefe Grube, gefüllt mit rot gebranntem Lehm, in einer Ausdehnung von 2 m \times 1,50 m (Taf. Id). Am Rande der Grube war stellenweise Holzkohlenasche feststellbar. Mittwärts der Lehmausfüllung lagen drei kopfgroße Steine, am Ostrande ein Scherben.

Im N.O. unweit des äußeren Steinkranzes zeigten sich drei flache Branderdenester von 10 und 15 cm Durchmesser (Taf. Ie).

Die Architektur des Dammwaldener Hügelgrabes hat unter den bislang ausgegrabenen Fundstätten gleichen Charakters in Ostpreußen einige Parallelen und zwar sind es die Gebiete Samland und Natangen, welche solche schon geliefert haben. Die für unser Grab typische „zentrale Mauer“, wie sie Tischler genannt hat, fand sich bei den samländischen Gräbern von Birkenhof³⁾, Laptau⁴⁾, Georgshöhe und Perkoke in der Fritzenschen Forst⁵⁾, Kr. Fischhausen und den natangischen von Wermten⁶⁾ und Schönborn⁷⁾, Kr. Heiligenbeil, vor⁸⁾. Auf Grund der Steinkiste dürfen wir das Dammwaldener Grab der frühen Eisenzeit (VI. Periode der Bronzezeit nach Montelius) zuweisen.

³⁾ Schriften der Phys.-ökonomischen Gesellschaft XXVII S. 124 f., 129, 130.

⁴⁾ ebenda XXIX S. 107, 117, 199.

⁵⁾ Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia XV S. 126 Taf. X, XI.

⁶⁾ Sitzungsberichte XVIII S. 78 Taf. VII.

⁷⁾ ebenda XXII S. 253 ff. Taf. XLIII.

⁸⁾ Eine weitere Analogie bietet das im Juni 1930 untersuchte Hügelgrab von Adl. Diedersdorf, Kr. Heiligenbeil.

Die „Lausitzischen“ Flachgräberfelder Ostpreußens.

Von W. Gaerte.

Gegenüber der reichen Menge von ostpreußischen Hügelgräbern aus der Zeit vor Christi Geburt mit Urnenbestattung war es eine auffallende Tatsache, daß Flachgräberfelder nur in außerordentlich spärlicher Anzahl bekannt geworden sind. Bis vor kurzem zählte man vier Fundorte: Bischofsburg¹⁾, Kr. Röbel, Woplauken und Skatnick²⁾, Kr. Rastenburg, Adl. Damerau³⁾, Kr. Wehlau⁴⁾. Zunächst ergab die Durchsicht des alten Urnenmaterials im Prussia-Museum und der Inventarverzeichnisse eine kleine Vermehrung der Zahl. Durch Entdeckungen der letzten vier Jahre erhöhten sich die Fundorte erfreulicherweise auf 19⁵⁾, immerhin noch eine beschränkte Anzahl. Die Schwierigkeit der Auffindung solcher Grabstellen kann als Begründung für die Spärlichkeit nicht ins Feld geführt werden; denn die Steinpackungen, in denen die Urnen eingebettet stehen, liegen durchweg unmittelbar unter dem Humusboden. Auch kennt man bereits eine überreiche Zahl von Flachgräberfeldern aus der nachchristlichen Zeit. Mögen auch im Laufe der Jahre noch vorchristliche Flachgräberfelder zum Vorschein kommen, sie werden wohl doch immer beschränkt bleiben gegenüber den nach Hunderten zählenden Hügelgräbern derselben Zeit und den Flachgräber-Friedhöfen aus den Perioden nach Christi Geburt.

Ueberblickt man die örtliche Verteilung der Fundorte über Ostpreußen, so ist diese ebenfalls beschränkt auf einzelne Kreise vornehmlich des

¹⁾ Prähistorische Zeitschrift II 1910 S. 225, anonymen Bericht, wahrscheinlich vom Leiter der Bischofsburger Grabung, Prof. Dr. Peiser, herrührend; W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens 1929, S. 121.

²⁾ Schriften der Phys.-Oekonom. Gesellschaft, Band 40, 1899, S. (14 ff.). E. Hollack, Erläuterungen zur vorgesch. Uebersichtskarte von Ostpreußen 1908 unter „Skatnik“, W. Gaerte a.a.O.

³⁾ E. Hollack a.a.O. u. „Adl. Damerau“ und Gaerte a. a. O.

⁴⁾ Bei La Baume, „Ostpreußen, B. Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit“ in M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. IX, 1927, S. 269 ff. finden diese Flachgräberfelder keine Erwähnung.

⁵⁾ Vgl. die Liste am Schluß des Aufsatzes.

mittleren Provinzgürtels: Ortelsburg, Allenstein, Heilsberg, Rößel, Sensburg, Rastenburg, Wehlau, Heiligenbeil. Abseits liegen die Fundorte der Kreise Stuhm und Marienwerder. Das Samland, das mit Flachgräberfeldern aus den nachchristlichen Jahrhunderten übersät ist, hat sich wie der Osten und Norden der Provinz der Friedhofsform des vorchristlichen Flachgräberfeldes anscheinend verschlossen (Abb. 1).

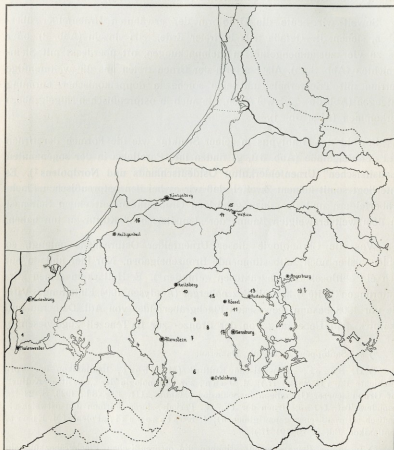


Abb. 1: Verbreitung der „Lausitzischen“ Flachgräberfelder in Ostpreußen.

Von den in der Liste am Schluß dieses Aufsatzes aufgeführten Gräberfeldern der besagten Art sind einige bis auf wenige Urnen in früheren Jahren zerstört worden⁶⁾. Vom Bischofsburger Gräberfeld, dessen Ausgrabung durch Prof. Peiser gegen 600 Grabstellen ergab, liegt ein reiches Urnenmaterial vor. Die neu entdeckten, ziemlich unversehrten Friedhöfe ruhen noch im Boden; nur kurzfristige Probegrabungen haben über die Struktur der Gräber und Urnenformen Aufschluß gegeben.

Soweit wir heute die Grabform der erwähnten Urnenfelder übersehen, stehen die Gefäße teils in freier Erde, teils einzeln (Abb. 2) oder bis zu vier zusammengefaßt in Steinpackungen, oft überdeckt mit Steinschichten (Abb. 3—5). Als Leitform der Urnen treten uns die weitmundige Terrine mit Trichterhals und eine solche in doppelkonischer Formung entgegen (Abb. 6a—g), zwei Arten, die auch in ostpreußischen Hügelgräbern vorkommen (Abb. 6h—j).

Sowohl der Grabtypus in seiner Struktur wie die Formen der Urnen und der Beigefäße (Abb. 6d, g) finden ihre Parallelen in der sogenannten „Lausitzischen“ Urnenfelderkultur Ostdeutschlands und Nordpolens⁷⁾. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß wir es bei den ostpreußischen Flachgräberfeldern und den dazu gehörigen Grabgefäßen mit einem Seitenast an dem weitverzweigten Baume der „Lausitzischen“ Kultur zu tun haben.

Was die Chronologie dieser Urnenfelder Ostpreußens anlangt, so fehlen bisher noch zeitbestimmende Bronzebeigaben. Nur hier und da hat sich ein zeitloses Bronzedrähchen gefunden⁸⁾. E. Hollack in seinen „Erläuterungen“ Seite L hat mit Bezenberger (Analysen, 1904, Einleitung S. VIII) die vor 1908 bekannt gewesenen Flachgräberfelder von Adl. Damerau und Skatnick dem Uebergang von der Bronze- zur La Tènezeit zugewiesen^{8a)}.

⁶⁾ so Santoppen und Adl. Damerau.

⁷⁾ H. Seger, „Lausitzische Kultur“ (M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. VII S. 251 ff.); M. Jahn, zur Chronologie der „Lausitzer Kultur“ auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien (Mannus, III. Erg.-Bd., 1923, S. 28 ff., besonders Taf. I 1—5, Urnen der IV.—V. Periode, deren Formen den ostweichseländisch-ostpreußischen genau gleichen); J. Kozłowski, „Polen“ (M. Ebert, Reallexikon Bd. X S. 191 ff.).

⁸⁾ In dieser Beigabenarmut stimmen die ostpreußischen Flachgräber überein mit den Gräbern derselben Art aus dem übrigen Ostdeutschland.

^{8a)} Vgl. auch H. Kemke in Schriften der Phys.-Oek.-Ges. Bd. 40, 1899, S. (15).



Abb. 2: Pustnick, Kr. Sensburg.



Abb. 3: Pustnick, Kr. Sensburg.



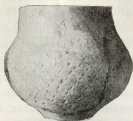
Abb. 4: Pustnick, Kr. Sensburg.



Abb. 5: Ludwigsort, Kr. Heiligenbeil.



a



b



c



d

e

f

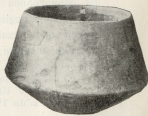
g



h



i



j

Abb. 6

a—g Bischofsburg, Kr. Rößel; h Sorrehnen, Kr. Mohrungen; i Birkenhof II; j Lesnicken, Kr. Fischhausen.

Daß diese Datierung nicht ganz zutreffen kann, geht klar aus den Formen der Urnen hervor, die, wie oben betont, typische Abkömmlinge der „Lausitzischen“ Keramik und zwar der IV.—V. Periode (Montelius) darstellen. Niemals erscheinen, wenigstens nach dem heutigen Stande unserer Kenntnis, in diesen ostpreußischen Flachgräberfeldern jene für die VI. Periode (Montelius) charakteristischen Gefäße mit gewölbtem Boden. Auf dem Friedhof von Bischofsburg wurden gegen 600 Gräber gehoben; alle Urnen zeigen typisch „Lausitzische“ Form mit flachem Boden. Wir müssen daher die ostpreußischen Flachgräber, da sie sich sowohl ihrer Struktur wie ihren Urnen nach eng anschließen an die Urnenfelderkultur der jüngeren Bronzezeit in Ostdeutschland, unbedingt der V., ja teilweise der IV. Periode zuweisen⁹⁾. Bei der reichen Belegschaft dieser Gräberfelder ist es wohl möglich, daß diese mit ihren Ausläufern noch in die VI. Periode hinabreichen. Diese chronologische Festlegung wird bedingt durch den Zwang der urgeschichtlichen Forschungsmethode, wonach dieselbe Kulturerscheinung auf einem verhältnismäßig engen Gebietsraum — im vorliegenden Falle Ostdeutschland — als derselben Zeit angehörig anzusprechen ist.

Ich möchte nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß der Berichterstatter über die Ausgrabungen des Bischofsburger Gräberfeldes auf Grund der typologischen Vergleichsmethode schon 1910¹⁰⁾ zu der gleichen Datierung gelangt ist¹¹⁾. „Die Anzahl der Bestattungen auf dem Bischofsburger Gräberfeld“, so heißt es, „zwingt, anzunehmen, daß mehrere hundert Jahre eine größere Gemeinschaft an dieser Stelle gelebt und ihre Bestattungen vollzogen hat. Setzen wir ferner voraus, daß die hier gefundene Form der Bestattungen erst vom Westen und Süden übernommen worden ist, dann können wir die Vermutung wagen, daß um das Jahr 1000 oder 900 v. Chr. begonnen worden ist, das Gräberfeld zu belegen. Da nun wegen der Anzahl der Bestattungen angenommen werden muß, daß das Feld mehrere Jahrhunderte als Begräbnisplatz gedient hat, so müssen

⁹⁾ Bei Workeim, Kr. Heilsberg, haben sich dieselben typisch „Lausitzischen“ Urnen in einem Hügelgrab auf der untersten Schicht gefunden, die durch eine Plattenfibel in die IV. Periode datiert ist; vgl. Prussia, Heft 27, 1927, S. 279 f.

¹⁰⁾ Vgl. oben S. 104 Anm. 1.

¹¹⁾ was aber leider bisher in der Fachwissenschaft übersehen worden ist oder keine Beachtung gefunden hat.

die jünsten Bestattungen mindestens bis ins 6. Jahrhundert hineinreichen. . . . Trotzdem ist aber durch die Form der Urnen und die Art der Bestattungen die oben angenommene Datierung sehr wahrscheinlich."

Der bisher bekannte, lokal nächstliegende Anschluß für die ostpreußischen Urnenfelder dürfte wohl in der Kujawisch-Kulmerländischen Gruppe¹²⁾ zu suchen sein. Von hier scheint sich der Typus des Flachgrabes nach Ostpreußen hinein verpflanzt zu haben.

¹²⁾ Vgl. La Baume, Vor- und Frühgeschichte Westpreußens, 1920, S. 54 f.; J. Kostrzewski, „Polen“ (M. Ebert, Reallexikon Bd. X Taf. 74). Die bisher bekannten Flachgräberfelder „Lausitzischer“ Art in Pommerellen sind von Łęga zusammengestellt in Roczn Towarzystwa Naukowego w Toruniu, XXXII, 1926. Neuerdings im Jahre 1930 ist dem Verfasser ein weiteres Flachgräberfeld der jüngeren Bronzezeit in Rogowo bei Thorn (Torun) gemeldet worden, eine Mitteilung, die sofort an Kostrzewski-Posen weitergegeben wurde. Derselbe teilte dem Verfasser freundlicherweise mit, daß erst unlängst schon ein neues bronzezeitliches Flachgräberfeld im Kreise Thorn bekannt geworden ist.

Liste der ostpreußischen Flachgräberfelder aus der jüngeren Bronze- und frühen Eisenzeit.

Nr. in der Karte	Fundort	Kreis	Aufbewahrungsort	Inventar- Nr.	Literatur	Bekannt seit:
1	Hintersee	Marien- werder	Heimatismuseum Westpreußen in Marienwerder	—	Unveröffentlicht	1926
2	Braunswalde	Stuhm	Städtisches Mu- seum Marienburg	—	"	1925
3	Sombien	Allenstein	Prussia-Museum	VII, 179, 10496	"	1927
4	Woritten	"	"	VII, 238, 11375	"	1928
5	Deppen	Heilsberg	"	VII, 220, 11146	"	1929
6	Schützendorf	Ortelsburg	Heimatismuseum Ortelsburg	—	"	1926
7	Gr. Bartelsdorf	Allenstein	Prussia-Museum	VII, 176, 10469	Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, S. 121 Anm.	1928
8	Bischofsburg	Rößel	"	—	Prähistorische Zeit- schrift Bd. II, 1910, S. 225. Gaerte, Urge- schichte, S. 121	1910
9	Kl.-Biesau	"	"	VII, 231, 11297	Unveröffentlicht	1929
10	Kerwienen	Heilsberg	"	Nr. 4510	Hollack, Erläute- rungen zur Ueber- sichtskarte, S. 66	1883
11	Skatnick	Rastenburg	"	Nr. 4581	Hollack, Erläute- rungen, S. 151. Schriften der Phys.-Oek.-Ges. XXVIII, S. 11, XL S. 14, ff., Bezzenberger, Analysen, Einl. S. VIII, Gaerte, Urgeschichte, S. 121 Anm.	1886
12	Santoppen	Rößel	"	Nr. 1282	Hollack, Erläute- rungen, S. 140. Schriften der Phys.-Oek.-Ges. XIV, S. 8	1873
13	Woplauken	Rastenburg	"	—	Gaerte, Urge- schichte, S. 121	1913

Nr. in der Karte	Fundort	Kreis	Aufbewahrungsort	Inventar- Nr.	Literatur	Bekannt seit:
14	Adl. Damerau	Wehlau	Prussia-Museum	V, 351, 8500	Hollack, Erläute- rungen, S. 3, Schriften der Phys.-Oek.-Ges. XXII, S. 258 ff., Gaerte, Urge- schichte, S. 121 Anm.	1900
15	Sanditten	"	"	VII, 216, 11074	In diesem Heft, S. 47 ff.	1929
16	Ludwigsort	Heiligenbeil	"	VII, 157, 10371, 10372	Gaerte, Urge- geschichte, S. 121 Anm.	1928
17	Pustnick	Sensburg	"	—	Unveröffentlicht	1930
18	Lozainen	Rößel	"	VII, 257, 11589	"	1930
19	Wiesental (früher Pzer- wanken) Fraglich!	Angerburg	—	—	Hollack, Erläute- rungen, S. 125, Erläutertes Preußen IV S. 77, Bock, Versuch einer wirtschaft- lichen Naturge- schichte, II S. 564, Preußische Pro- vinz.-Blätter N. F. I, 1842, S. 419, Gaerte, Urge- schichte, S. 121	1728

Vorgeschichtliche Bevölkerungsfragen Ostdeutschlands im Lichte der polnischen und der deutschen Wissenschaft¹⁾.

Vortrag, gehalten vor der Altertumsgesellschaft Prussia
Januar 1929.

Von W. Gaerte.

Solange die Erforschung vorgeschichtlicher Zeiten noch in den ersten Anfängen sich befand, solange sie, wie der jüngere Mommsen einmal spöttisch bemerkte, „eine unschuldige Beschäftigung für Kreisphysici und Landräte, Obristen a. D., Dorfschulmeister und emeritierte Landpfarrer“ war, hatte man sich damit begnügt, Bodenfunde privat zu sammeln, vornehmlich in der Freude an der Rarität des einzelnen Gegenstandes. Das wissenschaftliche Interesse stand zunächst zurück. Heute hat sich die Vorgeschichtsforschung zu einer selbständigen Wissenschaft ausgewachsen. Die Bodenfunde stehen unter staatlichem Schutz und die Kenntnis von ihrem Werte wurzelt schon tief im deutschen Volke.

Worin liegt die Bedeutung dieser Wissenschaft, was ist ihre Aufgabe, ihr Ziel?

Sie will, dort einsetzend, wo die geschichtliche, d. h. literarisch beurkundete Kulturentwicklung eines Landes und eines Volkes beginnt, den Kulturablauf noch älterer Zeiten auf Grund der dem Boden entnommenen gegenständlichen Dokumente dem Verständnis eröffnen, somit also die Geschehnisse und Schicksale eines Landes rückwärts bis in die greifbar ältesten Zeiten hinauf zur möglichst lückenlosen abgerundeten Darstellung bringen. Hieraus erhellt mit Deutlichkeit, daß sie berufen ist, wo das Licht schriftlicher Ueberlieferung nicht leuchtet, wo Namen und Jahreszahlen fehlen, in wissenschaftlicher, methodischer Auswertung der Bodendenkmäler diese sprechen zu lassen, auf Grund von bestimmten Kulturerscheinungen eines Bezirkes zeitliche und räumliche Kulturgruppen festzulegen, gegeneinander abzugrenzen und auf solcher systematisch angelegten Basis vorwärts zu schreiten zur Ansetzung von Völkern und Volksstämmen. Sie ist also die Wissenschaft, die über die ältesten Be-

¹⁾ Die einschlägige Literatur ist am Schluß zusammengestellt.

wohner eines Landes Mitteilungen machen kann, in welchem Verhältnis diese während der Vorgeschichtsperioden zu den Nachbarvölkern standen, ob ein Hin und Her infolge von Volksbewegungen stattgefunden hat und welcher Art diese waren.

Derartige Aufgaben und Ziele der Vorgeschichtsforschung bringen es mit sich, daß diese Wissenschaft sich heute in die Phalanx der geistigen Kämpfer um den Heimatboden stellen muß und zwar in allererster Linie für die bedrohten östlichen Grenzgebiete, da von polnischer Seite seit nunmehr fast 10 Jahren immer wieder auf der ganzen Linie der Angriff vorgetragen wird, immer wieder behauptet wird, das durch den Versailler Frieden von Deutschland losgetrennte Gebiet im Osten nicht nur, sondern das ganze Land von der Elbe bis nach Ostpreußen sei „urpolnischer Boden“ (Srokowski), schon in Vorgeschichtszeiten von Urslaven bewohnt gewesen und daher rechtmäßig zu Polen gehöriges Land. Das 1921 in Posen gegründete „Westslawische Institut“, der 1922 ins Leben gerufene polnische „Westmarkenverein“ und das 1926 in Thorn geschaffene „Baltische Institut“ arbeiten rührig propagandistisch in diesem großpolnischen Sinne.

Von deutscher Seite hat man bereits verschiedentlich in klarer, wahrheitsgetreuer, wissenschaftlicher Sachlichkeit in Rede und Schrift die Angriffe polnischerseits, die mit konstruierten Urrechten auf den Osten Deutschlands operieren, zurückgewiesen. Doch bisher ohne nennenswerten Erfolg, wenigstens im Lager der polnischen Wissenschaftler. Ihnen geht es zunächst um die Sicherung des in Versailles geschaffenen Besitzstandes, dann aber auch darum, für die erstrebte Einverleibung Ostpreußens, Danzigs und der westlich der jetzigen polnischen Westgrenze gelegenen Gebiete den Boden vorzubereiten.

Im Brennpunkt der wissenschaftlichen Erörterungen über vorgeschichtliche Bevölkerungsfragen Ostdeutschlands steht heute das Problem, welches Volkstum den Bewohnern des Oder-Weichselgebietes im 2. Jahrtausend v. Chr. zuzuweisen ist. Es handelt sich hier um die Träger der sogenannten „Lausitzischen Kultur“, eines Formenkreises, für dessen Erkenntnis besonders das Gebiet der Lausitz reiches Material geliefert hat. Die Mehrzahl der polnischen Prähistoriker erklären diese Kultur für urslawisch und sehen in den Trägern die Urahnen der mittelalterlichen Westslaven, der Wilzen, Wenden, Sorben, Obodriten Kaschuben u. a. slavischer Stämme. „In dieser Bevölkerung, welche von der Lausitz, Schlesien und Großpolen vorrückend, allerspätstens in der 3. Bronzeperiode die Ufer der Ostsee erreicht, erblicken wir jetzt immer mehr die Vorfahren der heutigen Westslaven“, so urteilt Kostrzewski-Posen.

Die Volkszugehörigkeit der „Lausitzischen Kultur“ ist im Lager der deutschen Prähistoriker umstritten. Während die einen diesen Formenkreis für urthrakisch halten (Götze, Blume), hat ihn Kossinna, der Altmeister der vorgeschichtlichen Siedlungsgeographie, dem einst sicherlich ausgedehnten Volke der Illyrier, und zwar den Nordillyriern zugewiesen. Als germanisch will ihn Schuchhardt aufgefaßt wissen. Daß die „Lausitzischen“ Urnenfriedhöfe und Burgwälle nicht slavisch gewesen sein können, wie man bis zu den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch deutscherseits meist angenommen hatte, darüber herrscht heute im deutschen Lager nur eine Meinung.

Weshalb die polnischen Gelehrten sich gerade an die „Lausitzische Kultur“ klammern und an der alten Ansicht von ihrem slavischen Volkstum weiter festhalten, liegt nur zu klar auf der Hand. Vom 8. Jahrhundert v. Chr. ab breitete sich nämlich im Oder-Weichselgebiet die sogenannte Gesichtsurnenkultur mit typischen Steinkistengräbern aus, die weit nach Polen hineinreichte und an deren germanischem Charakter heute niemand mehr zweifelt, die polnischen Fachwissenschaftler mit eingeschlossen²⁾. Diese frühgermanische Besitzergreifung Ostdeutschlands und Polens bildete den Auftakt zu der folgenden 1200 Jahre währenden germanischen Kulturperiode des Ostens. Sie ist mit den Namen der Wandalen, Burgunden, Goten, Rugier u. a. Stämme verknüpft.

Da nun selbst die polnische Vorgeschichtsforschung die Träger der Kulturen Ostdeutschlands, ja sogar Polens von 700 v. Chr. bis etwa 500 n. Chr. als Germanen anerkennen muß, diese Tatsache aber zur Unterstützung der slavischen Ansprüche auf Ostdeutschland nicht geeignet ist, so greift man auf die ältere vorgermanische „Lausitzische Kultur“ und ihre umstrittenen Träger zurück und erklärt letztere für Urslaven, wenn auch dabei die Sachlichkeit der wissenschaftlichen Forschung zu wünschen übrig läßt.

Daß diese Hypothese der polnischen Prähistoriker von einer slavischen Urschicht in Ostdeutschland seit dem 2. Jahrtausend v. Chr., die sich nach den von drüben aufgestellten Behauptungen sogar bis zum frühen Mittelalter unter der germanischen Erobererschicht gehalten haben soll, auf schwacher Grundlage steht, leuchtet jedem ein, der frei von nationalistischer Voreingenommenheit die rein wissenschaftliche Sachlichkeit sprechen läßt.

Es muß zunächst Bedenken erregen, daß der polnische Gelehrte Antoniewicz, Professor für Vorgeschichte an der Warschauer Universität, in seinem 1926 erschienen Buche: „Die Grundlagen der urgeschichtlichen

²⁾ „Ethnographisch ist die Steinkistengräber-Kultur sicher germanisch“ (Kosłowski).

Archäologie in Polen“ bei Erwähnung der „Lausitzischen Kultur“ nicht mit einem Worte ihren slavischen Charakter berührt, daß ferner der tschechische Prähistoriker Niederle auf Grund von eingehenden historischen, sprachlichen und anthropologischen Studien die Urslaven nördlich der Karpathen, zwischen Steppe und Pripjetsümpfen, oberer Weichsel und Dnjepr ansässig sein läßt, also in einem Gebiet, das außerhalb der Lausitzer Kultursphäre liegt.

Daß von einer slavischen Urheimat in Ostdeutschland tatsächlich nicht die Rede sein kann, dafür zeugen zunächst sprachliche Ueberlegungen. Es muß, wie deutsche Sprachforscher festgestellt haben, zwischen dem ursprünglichen Gebiet der Ugermanen und dem der baltisch-slavischen Volksgruppe in älteren Vorgeschichtszeiten einst ein andersstämmiges Volk aus der Indogermanenfamilie gesessen haben; denn „zwischen dem Germanischen und Baltisch-Slavischen gähnt eine Kluft“ (Hirt, Die Indogermanen I, S. 127). Hirt hat auch bereits vor Kossinnä auf einen illyrischen Stamm, die „Veneter“, als Zwischenglied geschlossen; denn mit dem Illyrischen, das uns aus Orts- und Flurnamen hauptsächlich alter Ueberlieferung bekannt ist, hat die baltische Sprachgruppe, d. h. die altpreußische, litauisch-lettische Sprachfamilie einige höchst bemerkenswerte sprachliche Gleichheiten, die auf eine einst vorhanden gewesene engere Berührung zwischen dem Illyrischen und Baltischen schließen lassen.

Ferner muß man folgendes bedenken. Sollte die Ansicht der polnischen Gelehrten von einer Urheimat der Westslaven in Ostdeutschland zu Recht bestehen, sollten diese slavischen Stämme wirklich als Unterschicht die 1200 Jahre währende Periode der germanischen Ueberschichtung überdauert haben, ohne ihre Sprache zu verlieren; dann kann man billigerweise den Nachweis älterer germanischer Lehnwörter in westslavischen Sprachen verlangen. Dieser Nachweis wird aber nie erbracht werden können.

Auch auf Grund der Bodenfunde ist das Fortleben der sogenannten urslavischen Unterschicht auf keine Art nachweisbar. Dagegen lassen sich noch für das erste Jahrhundert n. Ch. auf dem alten Gebiet der Lausitzischen Kulturgruppe Reste der mit diesem Formenkreis deutscherseits in Zusammenhang gebrachten „Nordillyrier“ nachweisen. Die Korkonten in Nordböhmen und die Osen in den Beskiden, die nach Tacitus' Germania eine pannonische, d. h. illyrische Sprache redeten, müssen als versprengte Ueberbleibsel des einst mächtigen Volkes der Illyrier angesehen werden.

Gegen die angeführte polnische Hypothese spricht ferner die auf historischer und archäologischer Grundlage beruhende Ansicht deutscher Gelehrter von einer frühestens um 600 n. Chr. erfolgten Einwanderung der Slaven in das Elbe-Weichselgebiet. Seit dem Ende des 4. und noch

stärker während des 5. und 6. Jahrhunderts muß sich nach Maßgabe der immer geringer werdenden Funde die germanische Besiedlung Ost- und auch Mitteldeutschlands gelichtet haben. Die große germanisch-europäische Völkerwanderung hatte die einzelnen vorher dort ansässig gewesenen Stämme nacheinander in ihren Strom hineingezogen. So wird die Nachricht Prokops über den Zug eines Teiles der germanischen Heruler verständlich, der nach seiner Niederlage durch das Brudervolk der Langobarden 513 aus der Theisebene über die Karpathen rückte, zunächst die einzelnen Völker der Slaven passierte, dann im langen Marsche ödes Land durchquerte, ehe er in das Land der Sachsen, Dänen und nach seinem Heimatlande Thule-Norwegen gelangte. In dieses von den Germanen fast ganz verlassene Land Mittel- und Ostdeutschlands sind die slavischen Stämme, die das Mittelalter uns überliefert hat, langsam eingesickert, wie der Prähistoriker Blume treffend bemerkte: „lautlos, kampfflos, fast spurlos“. Im Jahre 623 fällt zum ersten Mal das Licht der Geschichte auf die ostelbischen Slaven. Der fränkische Geschichtsschreiber Fredegar berichtet über einen Slavenaufstand dieses Jahres. 631 geschieht zum ersten Mal des Volksstammes der Sorben Erwähnung.

Ein völliger Kulturwechsel in Ostdeutschland war die Folge der gegen 600 n. Chr. erfolgten Einwanderung slavischer Stämme. Ihre Hinterlassenschaft bildet aber durch die Armut der Formen einen so merklichen Gegensatz zu dem Reichtum der vorausgegangenen germanischen Periode des Landes, daß man zwangsläufig dahinter eine ärmliche Fischerbevölkerung mit niedriger Kulturstufe vermuten muß.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, wo denn die Urheimat des Slavenvolkes zu suchen ist, von wo sich die einzelnen Stämme nach verschiedenen Richtungen ausgebreitet haben. Archäologisch, d. h. auf Grund von Bodenfunden diese Frage zu beantworten, ist mangels einschlägigen Materials vorläufig noch unmöglich.

Es fehlt alles und jedes, wonach der Prähistoriker anknüpfen könnte. So müssen wir noch zunächst andere Disziplinen sprechen lassen. Der Slavist Vasmer in Berlin hat kürzlich der Urheimat der Slaven eine gründliche sprachliche Untersuchung gewidmet. Nach ihm haben sämtliche Slaven noch um 400 v. Chr. bis 400 n. Chr. eine Einheit gebildet, müssen also damals ein nicht allzu ausgedehntes Gebiet innegehabt haben. Unter Zugrundelegung der Angaben der Pflanzengeographie, ferner der Ergebnisse der Lehnwörterforschung und der Ortsnamenforschung kommt Vasmer zu dem Schluß, daß „die alte Lehre von der Urheimat um Pinsk-Kiew immer noch besser begründet, als irgendeine andere slavische Urheimatslehre. . . Jedenfalls ist bis heute ein Nachweis der Zugehörigkeit Ostdeutschlands

zur slavischen Urheimat nicht erbracht“ (Der ostdeutsche Volksboden, 1926, Seite 140).

Diese durch den Sprachforscher nachgewiesene Urheimat des noch einheitlichen Slavenvolkes findet in der historischen Ueberlieferung alter Schriftsteller ihre Stütze. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert nämlich werden als Bewohner des Landes östlich der Karpathen und der Weichsel Sarmaten, Weneden (Wenden) und Skiren von Plinius gemäß seiner Gewährsmänner genannt. Da den Sarmaten die östlichen Bezirke zukommen, die Skiren aber, ein offensichtlich germanisches Volk, nach Plinius im Norden die Weichsel berührten, kommt für die Wohnsitze der Weneden (Wenden) nur das dazwischenliegende Gebiet in Frage. Daß mit diesen Wenden das Volk der Urslaven zu identifizieren ist, geht klar aus einer Angabe des gotischen Geschichtsschreibers Jordanes des 6. Jahrhunderts hervor, wonach die Veneti, gegen welche der Gotenkönig Hermanerich um 350 n. Chr. zu Felde zog, auch *Slavi* (= Slavi) hießen. Ebenso weist Tacitus, dessen ethnographische Mitteilungen von so außerordentlicher Wichtigkeit sind, gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. in seiner „*Germania*“ (cap. 46) den Veneti dieselben Bezirke zu wie sein Landsmann Plinius. Nach ihm „durchschweiften sie auf ihren Raubzügen die ganze Wald- und Gebirgslandschaft zwischen Peukinern [am Nordostrand der Karpathen] und Finnen“ (cap. 46).

Um 150 n. Chr. erwähnt die Venedae der griechische Geograph Ptolemaeus, nach dessen Darstellung dieses Volk den Küstenstrich östlich der Weichsel innehatte. Daß diese Ansetzung auf einem Versehen des Geographen beruht, daß die Venedae des Ptolemaeus „ihren erträumten Platz an der Meeresküste räumen müssen“, wie Müllenhoff, der vortreffliche Kenner des deutschen Altertums sagt, darin war man in der wissenschaftlichen Welt bislang einig. Hat doch z. B. Ptolemaeus auf seiner Völkerkarte auch dem Volke der Finnen irrümlicherweise einen falschen Landbezirk zugewiesen. An der Stelle der ptolemaeischen Venedae erwähnt Tacitus in seiner *Germania* (cap. 45) östlich der Goten das große Volk der Aestier, von dem Ptolemaeus die einzelnen Stämme richtig aufreicht: Galinder, Sudiner (Sudauer), Velten (Letten) u. a. m.

Wir könnten uns mit dieser allgemein anerkannten Feststellung, daß die ptolemaeische Erwähnung der Wenden an der ostpreußischen Küste offensichtlich auf einem Irrtum beruht, begnügen, wenn nicht erst ganz kürzlich (1928) der Leiter des polnischen Westbaltischen Instituts in Posen, Professor Rudnicki, die Mitteilung des griechischen Geographen aufgegriffen hätte, um sie in der Kampfzeitschrift des Instituts, der *Slavia occidentalis* (1928, Seite 365 ff.) in national-politischem Sinne auszumünzen.

Rudnicki zweifelt selbstverständlich nicht einen Augenblick an der Richtigkeit der Angabe des Ptolemaeus. Für ihn erscheint die ethnographische Mitteilung des Griechen als „unzweideutige Feststellung“. Die Zeugnisse des Tacitus dagegen, die jener „unzweideutigen Feststellung“ entgegenstehen, erklärt er als „unvollständig und verwirrt“. Wie stimmt aber dazu, was ein Mitarbeiter an der *Slavia occidentalis*, der Berliner Slavist Professor Brückner, im III./IV. Band, 1925 der besagten Zeitschrift (Seite 1 ff.) geäußert hat? Nach ihm sind die wendische Bucht und die wendischen Berge des Ptolemaeus reine Erfindungen, die dadurch veranlaßt seien, daß er die Wenden irrtümlicherweise zu weit nach Norden verschiebe. . . Daß an der Bernsteinküste der Ostsee niemals Slaven gesessen hätten, gehe daraus hervor, daß ihnen ein eigener Name des Bernsteins fehle.

An Professors Rudnickis Darlegungen merkt man ohne weiteres die Absicht, wird aber in diesem Falle nicht verstimmt, sondern hängt diesen wissenschaftlichen Lapsus, der sich ebenbürtig an vorangegangene reiht, niedriger.

Nach alledem kann von einer Urheimat der Slaven in Ostdeutschland nicht die Rede sein. Dagegen weisen die historischen Ueberlieferungen, die hier nur im Auszug berührt werden konnten, wie auch die sprachlichen Untersuchungen und Ergebnisse auf das Gebiet des Pripiet und mittleren Dnjepr hin.

Wann und in welcher Stärke während einzelner Zeitläufte die Ausbreitung der Urslaven und die Spaltung in die verschiedenen Volksstämme begonnen hat und vor sich gegangen ist, läßt sich z. Zt. noch nicht mit Sicherheit verfolgen. Es scheint aber das Jahr 568 für eine verstärkte Expansion von besonderer Wirkung gewesen zu sein. Damals war ein höchst bedeutsamer Wechsel der Herrschaft über die Länder der mittleren und unteren Donau und die nordwärts gelegenen eingetreten. Die germanischen Langobarden, in ihrem Gefolge die Rugier und andere Reste germanischer Stämme hatten den Zug nach Italien angetreten. Ihre Stellung an der Donau nahm das von Osten her eingedrungene Volk der Avaren ein. In ihrem Gefolge befanden sich die Slaven, denen nun der ganze Osten, soweit ihn einst Germanen beherrscht hatten, preisgegeben war. Im siebenten Jahrhundert vollzog sich die Besetzung der von Germanen so gut wie entblößten Gebiete von der Weichsel bis zur Elbe durch slavische Stämme.

Kaum zwei Jahrhunderte waren über das slavische Elbe-Weichselgebiet hinweggegangen, da setzte, wie nach geschichtlichen Quellen feststeht, durch Karl den Großen um 800 die Wiedergewinnung des ehemals germanischen Gebietes im Westen ein. Und dem Weichselgebiet brachte gleich nach 1200 der deutsche Ritterorden wieder deutsche Kultur.

Wenn wir von der Zeit der Lausitzischen Kulturherrschaft in Ostdeutschland als einer ethnisch noch nicht geklärten Periode absehen, dagegen die tatsächlichen völklichen Verhältnisse in diesem Landstrich seit 700 v. Chr. ins Auge fassen, so muß man zu dem Schluß kommen, daß nicht die germanisch-deutsche Besiedlung in Ostdeutschland eine „Episode“ bedeutet, wie polnischerseits behauptet wird, sondern daß gegenüber der jahrtausendelangen germanisch-deutschen Kulturperiode die Slavenzeit diese „Episode“ darstellt.

Wenn wir zum Schluß noch Ostpreußen ins Auge fassen, so kann gottlob festgestellt werden, daß diese Provinz, abgesehen von der territorial begrenzten Einwanderung der Masuren, von denen sich aber in der Abstimmung 1920 über 90 Prozent als Nationaldeutsche erklärt haben, von dieser Slavenzeit verschont geblieben ist. Mag auch der ehemalige polnische Generalkonsul in Königsberg, Stanislaus Srokowski, in der Kampfzeitschrift des polnischen Westmarkenvereins behaupten (Jahrgang 5, Nr. 1): „Das Pregel­land ist die eigentliche polnische Meeresküste, denn das ganze Gebiet, das sich südlich hiervon bis zu den Karpathen erstreckt, das ist urpolnisches Land“, kein ernster Wissenschaftler oder Politiker wird ihm beipflichten, aber alle Ostpreußen werden dem zustimmen, was Srokowski in einem Satze vorher ausspricht: „Ostpreußen ist ein Land, das nicht daran denkt, sich zu unterwerfen“.

Literaturverzeichnis.

- Åberg, N., Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit, 1919.
- Almgren, O., Zur Rugierfrage (Mannus X, 1918, S. 1 ff.).
- Antoniewicz, W., Z dziedziny organizacji nauki. U podstaw archeologii przedhistorycznej w Polsce, Warszawa 1926 (vgl. Ostland - Berichte, herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig, Jahrg. 2 [1928], Nr. 3, S. 42 ff. Grundlagen der urgeschichtlichen Archäologie in Polen).
- Bauer, A., Die Herkunft der Bastarnen (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, 185 [1918]).
- La Baume, W., Geschichtsurnenkultur (M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. IV, S. 295 ff.).
- Vorgeschichte von Westpreußen, 1920.
 - Die Besiedlung des Weichsel-Nogatdeltas in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Bertram, La Baume, Klöppel, Das Weichsel-Nogatdelta, 1924, S. 59 ff.).
 - Wann war Ostdeutschland von Slawen bewohnt? (Ostdeutsche Monatshefte I, 1925, S. 15 ff.).
 - Germanen und Altslawen in Ostdeutschland (Altpreussische Forschungen, 1925, Heft 1, S. 5 ff.).
 - Die Bevölkerung Ostdeutschlands in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Heimatblätter des deutschen Heimatbundes, 2. Jahrg., Heft 1, 1925).
 - Das Land an der unteren Weichsel in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Der ostdeutsche Volksboden, herausgegeben von W. Volz, 1926, S. 87 ff.).
- Blume, E., Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit (Mannusbibliothek 8, 1912).
- Thrakische Keramik in der Provinz Posen (Mannus IV, S. 75 ff.).
- Brückner, A., Budorgis (Slavia Occidentalis III/IV, 1925, 1 ff.; vgl. Ostland-Berichte, herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig, Jahrg. 2 [1928], Nr. 3, S. 49 ff., über die Verbreitung der Slawen in den ersten Jahrhunderten n. Chr.).
- Buga, K., in gwietyto darbas 1921 Nr. 5 (handelt über den altgermanischen Einfluß in den baltischen Sprachen).
- Ekholm, G., de arkeologisk - etnologiska problemen i östersjöområdet (Ymer 1923 S. 51 ff.).
- Ehrlich, Die alten Preußen (Der ostdeutsche Volksboden, herausgegeben von W. Volz, 1926, S. 265 ff.).
- Germanen, Balten und Slawen in Ostdeutschland in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Vergangenheit und Gegenwart, XIX. Jahrg. 1929, Heft 6, S. 321 ff.).
- Gaerte, W., Die Vorgeschichtsforschung im Kampf um die Heimat (Heimatschutz und Bodenforschung, 1927, S. 1 ff.).
- Skelettgräber zwischen Weichsel und Memel aus der römischen Kaiserzeit (Mannus, VI. Ergänzt.-Bd., 1928, S. 45 ff.).
 - Urgeschichte Ostpreußens, 1929.
- Gollub, H., Der heutige Stand der Masurenforschung (Prussia 26, 1926, S. 356 ff.).
- Die Masuren (Der ostdeutsche Volksboden, herausgegeben von W. Volz, 1926, S. 286 ff.).

- Gerullis, Baltische Völker (M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. II, S. 335 ff.).
- Hirt, H., Indogermanen, I, 1905, S. 150 ff. (Ueber die Illyrier).
- Jokle, N., Illyrier (M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. VI, S. 33 ff.).
- Karge, P., Die Litauerfrage in Altpreußen in geschichtlicher Beleuchtung, 1924
- Karpinska, A., Pomorze siedzą ludności praskowiańskiej (vgl. Ostland-Berichte, herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig, Jahrg. 2 [1928], Nr. 1—2, S. 6 ff., über Pommerellen als Wohnsitz einer urawischen Bevölkerung).
- Koslowski, L., Mapy kultury łużyckiej (vgl. Ostland-Berichte, herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig, Jahrg. I [1927], Nr. 2, S. 24 ff., über die Frage der Lausitzischen Kultur).
- Kossinna, G., Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet (Zeitschrift für Ethnologie, 1902, S. 161 ff.).
- Der Ursprung der Urfinnen und Indogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten (Mannus I, 1909, S. 17 ff., S. 225 ff.; II 1910, S. 59 ff.).
 - Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas, I—IV (Mannus III, 1911, S. 316 ff.; ebenda IV, S. 173 ff., S. 271 ff.; ebenda V, 1913, S. 160 ff.).
 - Zu meiner Ostgermanenkarte (Mannus 16, 1924, S. 160 ff.).
 - Die illyrische, germanische und keltische Kultur der frühesten Eisenzeit (Mannus VII, 1915, S. 87 ff.).
 - Die Herkunft der Germanen (Mannusbibliothek Nr. 6).
 - Zur Stein- und Bronzezeit Ostdeutschlands (Mannus IX, 1917, S. 139 ff.).
 - Das Weichselland ein uralter Boden der Germanen, 1919.
 - Die deutsche Ostmark, ein Urheimatboden der Germanen (Sonderdruck aus der Monatsschrift Oberschlesien 17, 1919).
 - Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Bd. I—II, 1926—27.
 - Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft (Mannusbibliothek Nr. 9, 4. Aufl., 1925).
- Kostrzewski, J., Die ostgermanische Kultur der Spät-Latènezeit (Mannusbibliothek 18 u. 19, 1919).
- Pradzieje Gdańska i jego najbliższej okolicy: in Kutrzeba, St. Gdańsk, przeszłość i teraźniejszość. Lemberg 1928 p. 25 ff.; vgl. Ostland-Berichte, herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig, Jahrg. 2 [1928], Nr. 1—2, S. 8 f., über Vorgeschichte Danzigs und seiner nächsten Umgebung).
- Łęgowski, Pomorze w zarysach dziejowym i jego późniejsze granice. (vgl. Ostland-Berichte, herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig, Jahrgang 1 [1927] Nr. 2, S. 29 ff.; über Pomoranien in der Morgendämmerung der Geschichte und seine späteren Grenzen).
- Montelius, O., Die Heimat der Germanen (Mannus X, S. 64 ff.).
- Mortensen, H., Die Nationalitätengrenze zwischen Altpreußen und Litauen (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, 1922).
- Die völkischen Verhältnisse der Ostseerandgebiete zwischen Weichsel und Finnischem Meerbusen (Geogr. Zeitschr. 30, 1924, S. 177 ff.).
- Much, Germanische Stämme in Ostdeutschland im klassischen Altertum (Der ostdeutsche Volksboden, herausgegeben von W. Volz, 1926, S. 101 ff.).
- Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II* [1906], S. 17 (über die Wenden des Ptolemaeus).
- Nerman, B., Die Herkunft und früheste Auswanderung der Germanen (Kungl. Vitterhets historie och antikvitets Akad. Handl., III. Folge, Teil I, Heft 5, 1924, S. 13 ff.).
- Petersen, E., Kurze Uebersicht über Wohnsitze und Wanderungen der Ostgermanen (Altschlesische Blätter 1929, S. 23 ff.).
- Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen („Vorgeschichtliche Forschungen“, herausgegeben von M. Ebert, Bd. II 2 1929).

- Richthofen, B. v.**, Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen? (Ostland-Schriften, herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig, Heft 2, 1929).
- Rudnicki, M.**, Sinus Codanus (Slavia Occidentalis VIII, 1928, p. 365—380; vgl. Ostland-Berichte, herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig, Jahrg. 2 [1928], Nr. 6, S. 105 ff.).
- Sege, H.**, Völker und Völkerwanderungen im vorgeschichtlichen Ostdeutschland (Der ostdeutsche Volksboden, herausgegeben von W. Volz, 1926, S. 67 ff.).
- Lausitzische Kultur (M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. VII, S. 251 ff.).
- Schmidt, L.**, Geschichte der deutschen Stämme I, 1910, S. 459 ff. (über Bastarnen).
- Geschichte der deutschen Stämme I, 1910, S. 132 ff., 350 ff. (über Skiren).
- Schuchhardt, C.**, Alteuropa, 2. Aufl., 1926, S. 199 f.
- Vasmer, Max.**, Untersuchungen über die ältesten Wohnsitze der Slaven: Die Iranier in Südrussland, 1923 (Veröffentlichungen des baltischen und slavischen Instituts an der Univ. Leipzig, herausgegeben von G. Gerullis und M. Vasmer Nr. 3).
- Die Urheimat der Slaven (der ostdeutsche Volksboden, herausgegeben von W. Volz, 1926, S. 118 ff.).
- Beiträge zur slavischen Altertumskunde. 1. Nochmals die Nordillyrier (Zeitschrift für slavische Philologie Bd. VI 1929, S. 145 ff.; ders. ebenda Bd. V, S. 360 ff.).
- Wilke, G.**, Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrier (Mannus IX, S. 1 ff.).

Witwenverbrennung im vorordenszeitlichen Ostpreußen.

Von W. Gaerte.

Als im Sommer 1928 ein Flachgräberfeld bei Zohpen, Kr. Wehlau, durch das Prussia-Museum untersucht wurde, ergab sich bei einigen Gräbern der merkwürdige Fundbestand, daß zwei Knochenhäufchen in einer mit einer fest gefügten Steinpackung belegten Grube beigesetzt waren. Das von der Grabungsleiterin, der damaligen Museumspraktikantin Toschke, angefertigte Fundprotokoll enthält über diese Gräber, die dem 6. Jahrhundert n. Chr. angehören, folgende Angaben:

„Grab 137. Große Steinpackung $1,60 \times 1,20$ m von großen Steinen — 25 bis — 30 cm. Darunter ovale Grube $1,50 \times 0,85$ m, bis — 0,70 m mit gemischter Erde. Doppelbestattung. Im Norden der Grube 2 Knochenhäufchen 10 cm voneinander entfernt. Südlich von jedem je 1 Beigefäß (ziemlich zerdrückt). Im östlichen Knochenhäufchen 2 Armbrust-Fibeln, ein zerbrochener Armring, 1 Bronzeperle. Im westlichen Knochenhäufchen 1 zerbrochener Bronzearmring, 1 kleine Bronzeschnalle, 1 Bronzestückchen und 2 Armbrust-Fibeln.

Grab 149. Ovale Grube, $0,95 \times 0,80$ m, bis — 0,65 m mit Füllerde. Im Südosten 1 kleiner Stein — 0,35 m. Im Norden der Grube 2 Knochenhäufchen, südlich von jedem 1 Beigefäß. Doppelbestattung. Im östlichen Knochenhäufchen 3 bronzene Armbrust-Fibeln mit Nadelscheide, Bruchstück vom Armring, 1 kleine Schnalle. Im westlichen Knochenhäufchen (zwischen Beigefäß und Knochenhäufchen) 1 Armbrust-Fibel mit Nadelscheide.

Grab 151. Große Steinpackung von großen und mittelgroßen Steinen. In der Mitte zweischichtig. Darunter ovale Grube. $1,50 \times 1$ m. Mittwärts am Westrande 1 Beigefäß, 12 cm davon Bodenteil eines zweiten. Im nördlichsten Teil der Grube 2 Knochenhäufchen. Im östlichen Knochenhäufchen 1 bronzener tordierter Armring, 2 Armbrustfibeln mit Nadelscheibe und Holzachse (zerbrochen). Im westlichen Knochenhäufchen Bruchstück eines bronzenen tordierten Armringes, 4 Armbrustfibeln mit Nadelscheide (Holzachse). Zwischen beiden Knochenhäufchen noch 1 ganz zerdrücktes Beigefäß.

Grab 178. Steinpackung $1,65 \times 0,95$ m von großen und mittelgroßen Steinen, — 0,18 bis — 0,45 m. In der Mitte eingesunken eine

zweite Schicht. Darunter ovale Grube $1,50 \times 0,90$ bis $— 0,90$ m mit Füllerde. Im Süden 3 Beigefäße, 2 von den Steinen zerdrückt, 1 vergangen. Im Norden 2 Knochenhäufchen. Im nördlichen Knochenhäufchen 1 bronzene Fibel, 1 zerbrochener Armring. Im südlichen Knochenhäufchen 4 bronzene Fibeln, 2 kleine bronzene Schnallen mit Schlaufen, 1 bronzener Armring. Die Knochenhäufchen sind nicht deutlich getrennt. Etwas gemischte Erde ist dazwischen.“

Die Protokollnotizen sind klar und eindeutig. An den zwei Knochenhäufchen ist um so weniger zu zweifeln, als der Verfasser zufällig selber mit den Teilnehmern der Tagung des Verbandes ostmärkischer Heimatmuseen zugegen war, als gerade eines der angeführten Gräber geöffnet wurde. Außerdem stand der Leiterin der Museums-Präparator Kogler, der auf eine 25jährige Ausgrabungspraxis zurückblicken konnte, zur Seite.

Die beiden Knochenhäufchen auf ein gleichzeitig stattgefundenes Doppelbegräbnis zu beziehen, dagegen dürften kaum Bedenken bestehen, zumal von den in Frage kommenden Gräbern jedes einen geschlossenen einheitlichen Habitus aufweist, für eine spätere Nachbestattung aber nicht das geringste Anzeichen spricht. Es ist auch bemerkenswert, daß drei von den besagten Gräbern mit einer festen Steinpackung überlagert waren.

Kann somit an der Gleichzeitigkeit der Bestattung zweier Toten in einer Grube wohl nicht gezweifelt werden, so erhebt sich nunmehr die Frage, welchem Geschlecht die beiden in einem Grabe Beigesetzten angehörten. Die Beigaben dürften hierüber Aufschluß geben. Wenn wir die Fibeln ins Auge fassen, so liegt für jede Grube zahlenmäßig folgendes Verhältnis vor: 4:2 (Grab 151), 4:1 (Grab 178), 3:1 (Grab 149), 2:2 (Grab 137). Bei der Mehrzahl der Gräber überwiegt demnach die Zahl der Fibeln für je ein Knochenhäufchen. Nun hat aber nach allem, was wir über Fibelbeigaben und deren Zugehörigkeit zu einem bestimmten Geschlecht des bestatteten Toten wissen, die Frau fast stets mehrere wegen des Garderobenbedürfnisses miterhalten, während der Mann deren nur 1—2 bedurfte. Danach kann man fast mit Sicherheit annehmen, daß Mann und Frau in einer Grube beerdigt worden sind. Daß beide Tote im Leben in einem besonderen Verhältnis zueinander gestanden haben, wohl in einem Eheverhältnis, ist eine weitere sehr nahe liegende Vermutung. Es wäre nun denkbar, daß Gatte und Gattin zu gleicher Zeit an irgend einer Krankheit gestorben und daher gleichzeitig begraben seien. Doch eine andere Annahme liegt näher, nämlich die, daß die Frau ihrem gestorbenen Manne freiwillig in den Tod gefolgt ist.

In der Literatur über die Altpreußen liegt allerdings kein sicheres, einwandfreies Zeugnis für den Witwenfreitod vor. Der Friedensvertrag

zwischen dem Deutschen Ritterorden und den Preußen vom Jahre 1249 sagt nur im allgemeinen etwas über Mitbestattung von Menschen aus¹⁾: „sie [die Preußen] versprochen, daß sie bei Verbrennung oder Beerdigung ihrer Toten mitsamt den Pferden oder Menschen, Waffen, Kleidern oder sonst wertgeschätzten Dingen oder auch in irgendwelchen anderen Beziehungen die Gebräuche ihrer Ahnen fernerhin nicht mehr beibehalten werden“. Peter von Dusburg 3,5 bestätigt diese Nachricht; nach ihm folgten aber auch nur „Sklaven und Mägde“ vornehmen Toten ins Grab²⁾: „so kam es, daß mitsamt den Toten aus vornehmerm Stande Sklaven und Mägde, Kleidung, Jagdhunde und Jagdfalken und andere Dinge, die zum Kriege gehörten, verbrannt wurden“. Simon Grunau, Preußische Chronik, Tractat III cap. IV § 3 erwähnt nur, daß die Preußen dem Toten „sein reitpferdt, seine besten Jagthunde bunden und is alles zu im legten. . . .“. Selbst der angelsächsische Seefahrer Wulstan (Ende des 9. Jahrh.), der uns eine so anschauliche Schilderung von den alt-preußischen Begräbnissitten übermittelt hat³⁾, berichtet nichts von Witwenverbrennung. Erst ein verhältnismäßig später Chronist, Caspar Henneberger, Kurze und warhafftige Beschreibung des Landes zu Preußen, 1584, Bl. 23^b erwähnt die Witwenverbrennung bei den Altpreußen: „Wenn es aber Könige, das ist Fürsten waren, do versamlet man etzliche Weydelotten und verbrannte in, auch verbrannten sich offtmals willig mit sein getrewestes und liebstes Weib, Diener und Gesinde, Pferd, Gezeug, Kleider etc. Dann sie hielten dafür, sie wurden es dort genießen und ein iglicher dorte wieder in solchem stande sein als er hier gewesen war“.

Der Freitod als Selbstopferung scheint indessen bei den alten Preußen Sitte und moralisches Recht des einzelnen gewesen zu sein, wenn wir Simon Grunau, Preußische Chronik, Tractat II, cap. III § 2 Glauben schenken dürfen: „Und imandt sich selber und sein gesundes kint wirdt opphern unseren heiligsten Göttin, wir is im irlöbin und sagen, wie solche durchs feuer heilig werden, domit sie wirdigk sein mit unseren Göttin zu lachin“.

¹⁾ promiserunt quod ipsi vel heredes eorum in mortuis comburendis vel subterrandis cum equis sive hominibus vel cum armis seu vestibus vel quibuscunque aliis preciosis vel etiam in aliis quibuscunque ritus gentilium de cetero non servabunt (Preuß. Urkundenbuch Bd. I Teil 1 S. 161 Zeile 70 ff.).

²⁾ unde contingebat, quod cum nobilibus mortuis arma, equi, servi et ancillae, vestes, canes venatici et aves rapaces et alia que spectant ad militiam urerentur (Script. rer. Pruss. I p. 54).

³⁾ Vgl. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, 1929, S. 326 ff.

Ueber das Schicksal der Witwe bei den Altpreußen geben einige Nachrichten Aufschluß. So berichtet der Friedensvergleich von 1249: „Wenn der Vater eine Gattin von dem ihm und seinem Sohne gehörenden Gelde gekauft hatte, dann haben sie [die Preußen] es so gehalten, daß nach dem Tode des Vaters dessen Gattin auf den Sohn überging, gleichwie die andere Erbschaft, die von gemeinsamem Gut erworben war“⁴⁾. Eine zweite Mitteilung über das Schicksal der altpreußischen Witwe, und zwar einer solchen, die ohne Kind und ungeschwängert zurückgeblieben ist, verdanken wir Simon Grunau, Preußische Chronik, Tractat II, Cap. III § 3: „Starb einer frauen der man und sie noch jung war, die ledigen gesellen mochten sie gebrauchen, bis sie ein kint hette, und dornach wardt sie eine waidelottinne und mußte bei ihrem Halse keusch leben, wen sie von der gemeine wurde vorsorgt“. Es ist jedoch fraglich, ob man dieser Nachricht Glauben schenken darf.

Aus beiden Nachrichten geht hervor, daß die Witwe eine eigentliche Ehe nicht wieder eingehen dürfte⁵⁾. Für den Witwer bestand dagegen eine moralische Verpflichtung wieder zu heiraten⁶⁾. Von einer Wiederverheiratung der Witwe spricht keine Ueberlieferung. Das Verbot der Wiederverheiratung der altpreußischen Witwe hat wohl darin seinen Grund, daß eben die Frau auch über den Tod des Mannes hinaus dessen Eigentum blieb, das höchstens auf dem Wege der Erbschaft in die Hand des Stiefsohnes übergehen konnte.

Wenn nun auch, wie wir sahen, sichere, ältere literarische Belege für die Witwenverbrennung bei den Preußen fehlen, so muß diese doch mitunter vorgekommen sein. Dafür sprechen die eingangs angeführten Bodendokumente.

Sie erscheint auch gar nicht unglaublich, wirft man einen Blick auf andere alte indogermanische Völker. Literarische Belege und

⁴⁾ Preuß. Urkundenbuch Bd. I Teil 1 S. 161 Zeile 92 ff. Eine gleiche Erbschaft trat der Skythe Skyles an, der von seinem Vater Ariapesthes nach dessen Tode die Herrschaft und dessen Weib, seine eigene Stiefmutter übernahm (Herodot IV 78).

⁵⁾ Diese Tatsache steht in völliger Uebereinstimmung mit dem, was wir auch sonst über das Schicksal der Witwe bei indogermanischen Völkern wissen, vgl. O. Schrader—A. Nehring, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde s. v. „Witwe“.

⁶⁾ Simon Grunau a. a. O. „Do wardt is auch gesatzet im tage, so im ein man sein weib starb, man im balde ein junge vorschuff, wen er muste nicht über nacht und tagk trauern . . .

Bodenfunde können in reicher Anzahl als Zeugnisse für die uralte Sitte der Witwenverbrennung angeführt werden⁷⁾).

Heute noch bekannt, weil hier und da noch geübt, ist der Witwenfreitod in Indien⁸⁾. Schon die Begleiter Alexanders d. Gr. auf seinem Zuge nach Indien hatten davon gehört und berichtet, „daß bei einigen Indern die Frauen freiwillig mit den Männern verbrannt werden, diejenigen aber, die sich nicht dazu verstehen, ehrlos sind⁹⁾. Eine andere Nachricht hat Diodorus Sic. XIX 33 übermittelt: „Sie (die Inder) erließen ein Gesetz, daß die Frauen, außer wenn sie geschwängert waren oder Kinder hatten, sich mit den gestorbenen Männern verbrennen lassen sollten. Diejenige, welche diesem Gesetze nicht gehorchen wollte, sollte Witwe bleiben ihr Leben lang und von Opfern und anderem Kult ausgeschlossen sein“.

Noch weiter zurück bis ins 5. Jahrhundert v. Chr. reicht die Nachricht Herodots (IV 71) von dem Frauenopfer beim Tode eines skythischen Königs: „Und in dem übrigen weiten Raum des Grabes begraben sie eines seiner Keksweiber, das sie erwürgen!“ Als allgemein thrakische Sitte wird der Witwenfreitod von Pomponius Mela II 2, 4 erwähnt: „Auch die Frauen sind in ihrer Gesinnung stark. Ueber den Körpern ihrer toten Männer selbst getötet und zugleich mit jenen beerdigt zu werden, halten sie für ein hervorragendes Opfer. Und weil mehrere Frauen einem Manne zugleich angetraut sind, entsteht Streit bei denen, die urteilen wollen, wem diese Ehrung zufallen soll. In den Sitten liegt es begründet und es gilt als erfreulich, als Siegerin aus dem Streit hervorzugehen. Die anderen sind niedergeschlagen und geben ihre Trauer laut kund.“ Ähnlich berichtet Herodot V 5, auf den wohl Pomponius Bericht zurückgeht. Auch Solinus 10 schreibt im 3. Jahrhundert n. Chr. über dieselbe thrakische Sitte: „Die Frauen geben viel auf Sittsamkeit. Sie springen auf die Scheiterhaufen ihrer verstorbenen Männer und stürzen sich kopfüber in die Flammen, was sie für ein sehr großes Zeichen der Sittenreinheit halten.“

Auch dem germanischen Volke der Heruler war die Sitte des Witwenfreitodes eigentümlich. Procop, de bello gotico II, 14 berichtet darüber folgendes: „Für den Fall, daß ein Mann bei den Herulern ge-

⁷⁾ Vgl. Hohn, Kulturpflanzen und Haustiere⁸, 540 ff.; O. Schrader — A. Nehring, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde² s. v. „Witwe“; ebenda „Bestattung“; O. Schrader, Totenhochzeit, 1904; derselbe, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. Aufl. 1907, S. 348 ff.; M. Ebert, Südrußland im Altertum, 1921, S. 99 f.; G. Wilke, „Witwentötung“ in M. Ebert Reallexikon der Vorgeschichte Bd. 14, S. 440 ff.

⁸⁾ engl. Suttée genannt, aus sanskritischem sati = „gute oder „treue Frau“.

⁹⁾ Strabo S. 714.

storben war, mußte seine Frau, wenn sie auf Anständigkeit und Ehre hielt, sich am Grabe ihres Gatten erhängen und durfte nicht länger leben. Diejenige, die dieses nicht tat, verfiel für ihr künftiges Leben der Ehrlosigkeit und dem Hasse bei den Verwandten ihres Mannes. Solche Sitten hatten die Heruler seit altersher."

Dieselbe Sitte finden wir bei den slavischen Völkern. Der Araber Jbn Dustah (um 912) erzählt von ihnen: „Wenn einer von ihnen stirbt, so verbrennen sie seinen Leichnam. . . . Wenn der Verstorbene drei Frauen hatte und eine nach ihrer Meinung ihn besonders liebte, so bringt sie zu seiner Leiche zwei Stangen, schlägt sie aufrecht in die Erde fest, legt über ihre Enden ein Querholz und bindet in der Mitte desselben einen Strick fest. Dann tritt sie auf eine Bank und befestigt das eine Ende des Strickes um ihren Hals. Hierauf, wenn sie dies alles vollendet hat, nimmt man die Bank unter ihren Füßen weg und die Frau hängt in der Luft, bis sie verendet. Ihren Leichnam wirft man ins Feuer und verbrennt ihn¹⁰⁾." Gleiches berichtet derselbe Schriftsteller von den Russen¹¹⁾: „Wenn unter ihnen ein angesehener Mann stirbt, so graben sie für ihn den Grabhügel nach Art eines geräumigen Zimmers aus¹²⁾, alsdann legen sie ebendahin seine Kleidung, goldene Armbänder, die er trug, zahlreiche Lebensmittel, Krüge und Getränke und andere leblose Dinge von Wert. Das Weib, das er liebte, wird lebendig in die Grabkammer gebracht, alsdann schließen sie die Tür und das Weib stirbt dort¹³⁾." Für die slavischen Wenden wird im 8. Jahrhundert von Bonifacius Witwenverbrennung bezeugt: „Die Wenden . . . hegen eheliche Liebe mit so großer Inbrunst, daß die Frau, wenn ihr eigener Mann gestorben ist, sich weigert, weiter zu leben und das Weib wird für lobenswert gehalten, das mit eigener Hand sich den Tod gibt, um auf ein und demselben Scheiterhaufen gleichzeitig mit ihrem Manne verbrannt zu werden¹⁴⁾." Thietmar von Merseburg (8, 2) bezeugt den Witwenfreitod auch für die Polen: „Zur Zeit seines Vaters (d. h. des Vaters von Boleslav Chrobry) . . . ließ sich eine jede Frau nach dem Hingang

¹⁰⁾ zitiert nach O. Schrader, Totenhochzeit, 1904, S. 17.

¹¹⁾ Es handelt sich hier wohl um nordgermanische Normannen (Wariäger).

¹²⁾ Diese Bestattungsart entspricht ganz der in Norwegen durch Ausgrabungen für diese Zeit nachgewiesenen.

¹³⁾ nach O. Schrader a. a. O. S. 18.

¹⁴⁾ Brief des Bonifacius an den König Aethilbald von Mercia zwischen den Jahren 744 und 747, nach Jaffé, Monumenta Moguntina p. 172; vgl. auch Kotljarewskij, Ueber die Begräbnisgebräuche der heidnischen Slaven, Sbornik XLIX 241.

ihres auf dem Scheiterhaufen verbrannten Mannes enthaupten und folgte ihm in den Tod.“

Diesen literarischen Belegen für den Witwenfreitod in urgeschichtlicher Zeit lassen sich solche archäologischen Charakters zur Seite stellen. Für Schweden reichen die Zeugnisse bis in die Bronzezeit zurück. In einigen Fällen „sind ersichtlich Mann und Frau gleichzeitig begraben worden¹⁵⁾“. In dem bekannten Hügelgrabe von Seddin (Brandenburg), das ebenfalls der Bronzezeit angehört, fanden sich in einem Bronzegefäß die Leichenbrandreste eines 30- bis 40jährigen Mannes vor. Neben der Tonurne, die das Bronzegefäß enthielt, „standen zwei Tonurnen mit den Resten einer Frau von 20 bis 30 Jahren und einer noch jugendlicheren Leiche, ebenfalls weiblichen Geschlechts“ (A. Kieckebusch¹⁶⁾). Der Schluß auf eine gleichzeitige Mitverbrennung der beiden Frauen liegt in diesem Falle sehr nahe. Für Südrußland bezeugen neben der literarischen Ueberlieferung¹⁷⁾ die skythischen Kurgane die Witwentötung¹⁸⁾. Die Beispiele ließen sich gerade auch für Deutschland noch vermehren¹⁹⁾. Nur eins sei hier noch angeführt, das m. E. deutlich für Witwentötung spricht, das Walternienburg-Bernburger Grab von Nordhausen, das seine Aufstellung im Museum zu Nordhausen gefunden hat²⁰⁾. Auf der Leiche eines erwachsenen Mannes lag das Skelett einer jugendlichen Frau, deren Schädel durch den Hieb einer Steinaxt zertrümmert war.

Wilke²¹⁾ hält es für wahrscheinlich, daß auch die neolithischen Doppelbestattungen von Riesenburg, Kr. Rosenberg, Gilgenburg, Kr. Osterode (beide Fundorte in der Prov. Ostpreußen gelegen) und Briesen (heute Polen, früher Westpreußen) für Witwentötung sprechen. Am ehesten könnte man ihm bezüglich des Riesenburger Grabes beistimmen. Hier haben sich zwei Skelette²²⁾ in einer Lehm mulde vorgefunden. Als Beigaben traten ein walzenförmiger Steinmeißel²³⁾ und ein elliptischer

¹⁵⁾ O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, 1906, S. 84.

¹⁶⁾ „Seddin“ in M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. XI S. 444.

¹⁷⁾ Vgl. oben S. 129.

¹⁸⁾ M. Ebert, Südrußland im Altertum, 1921, S. 99 ff.

¹⁹⁾ „Witwentötung“ in M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. XIV S. 441 (G. Wilke).

²⁰⁾ Vgl. C. Engel, Bilder aus der Vorzeit an der mittleren Elbe, 1930, S. 190.

²¹⁾ a. a. O. S. 441.

²²⁾ Ueber das Geschlecht ist allerdings nichts ausgesagt; Lissauer, Prähistorische Denkmäler der Provinz Westpreußen, 1887, S. 35 und Amtl. Berichte des westpr. Provinzial-Museums zu Danzig, 1884, S. 8.

²³⁾ wie Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, 1929, S. 24, Abb. 12 a.

Doppelhammer²⁴⁾ zutage. Die Doppelbestattung von Briesen²⁵⁾ fand sich in einem Steinkammergrab vor, so daß die Annahme einer Nachbestattung möglich ist. Auch die Doppelbestattung von Gilgenburg²⁶⁾ läßt sich nicht sicher als Nachweis für Witwentötung verwerten. Die beiden Skelette lagen unter einer kreisförmigen Steinpackung mit darauf ruhendem Monolith. Die Untersuchung der geborgenen Knochen ergab nur, daß sie „sämtlich jugendlichen Individuen angehörten“²⁷⁾.

Während die von Wilke angeführten Beispiele für ostdeutsche Witwenverbrennung also sehr zweifelhafter Natur sind, scheint außer dem Zohpener Gräberfeld neuerdings das im Frühjahr 1930 probeweise untersuchte Gräberfeld von Lauth, Kr. Königsberg, mit einigen Gräbern, die der spätrömischen Zeit angehören, auf Witwenverbrennung hinzudeuten. Hier waren Männer- und Frauenbestattung in einer Grube vorgenommen (Abb. 1). Dr. C. Engel, der Leiter der Ausgrabung, gibt darüber folgenden Protokollbericht:



994a

Abb. 1: Lauth, Kr. Königsberg.
Männer- und Frauenbestattung in einer Brandgrube.

²⁴⁾ abgebildet bei Gaerte, Urgeschichte S. 33. Abb. 21 d.

²⁵⁾ Ossowski, Carte archéologique de la Prusse occidentale, 1881, p. 14 sq.; Schriften der Phys.-ökonomischen Gesellschaft, 1883, 23, S. 27 (Tischler); Katalog der Berliner Ausstellung, 1880, S. 413 Nr. 166, S. 467 Nr. 17; Lissauer, Prähistorische Denkmäler der Provinz Westpreußen, S. 33.

²⁶⁾ Schriften der Phys.-ökon. Gesellsch., 1869, S. 143 ff.; 1877, S. 265; 1882, S. 26.

²⁷⁾ Schriften der Phys.-ökon. Gesellsch. 1869, S. 145 (v. Wittich).

„Grab 4. Bei einer Tiefe von 20 cm Steinpackung aus Findlingen von 0,3 bis 0,6 m Durchmesser, 1,1 m Länge NW.-SO. und 0,8 m NO.-SW.; dazwischen bereits Branderde.

In der tiefen schwarzen Brandgrube bei — 60 cm kleines rötliches Beigefäß (b), Lanzenspitze (c), eiserne Armbrustfibel (d), je ein kleines und großes Berlock (e, f) aus Eisen, eiserne Beschlagsplatte (g), bronzene Spirale (h), eisernes Beschlagsblech (i), eiserne Schnalle (m), eiserner Schildbuckel (n). Tiefe der Grube — 70 cm. In dem eisernen, konischen Schildbuckel mit Fibel und zwei Nieten lagen zwei eiserne Sporen, ein Schleifstein, ein eiserner Löffel, eine eiserne Riemenzunge, zwei eiserne Beschläge und Reste von einem Beschlag. Unter der Lanzenspitze (c) lag ein Feuerstein und eine eiserne Beschlagsplatte.

In der oben abgepflügten Eimerurne (a), die von — 40 bis — 60 cm in der Branderde stand, ein kleines Beigefäß, darunter viel grober Leichenbrand; unter diesem auf dem Boden der Urne zwei bronzene Armbrustfibeln mit umgeschlagenem Fuß, zwei eiserne Berlocks, zwei zerschmolzene Millefiori-Perlen, ein eisernes Messer, eine zerschmolzene braune Glasperle, zwei bronzene Fingerringe, ein tönerner Spinnwirtel.

Westlich anschließend scheint eine neue Grube mit Pferdeverwesung zu beginnen, die jedoch nicht weiter verfolgt werden konnte. An ihrem Ostrand bei — 60 cm eine eiserne Schnalle.“

Die gleichen Verhältnisse scheinen bei den leider schon stark gestörten Gräbern 1 und 2 vorgelegen zu haben. Auch hier scheint die Eimerurne mit weiblicher Bestattung in der männlichen Brandgrube gestanden zu haben. Unmittelbar anschließend westlich davon lag die Pferdebestattung.

Von den Zohpener Gräbern verdient eines noch eine besondere Beachtung, das Grab Nr. 171. Das Fundprotokoll enthält folgende Notiz: „Steinpackung von kleinen bis großen Steinen, — 13 cm bis — 35 cm, 1,15 m × 1 m, zwei- bis dreischichtig, darunter Grube mit Füllerde. In der südlichen Hälfte drei Beigefäße im Dreieck stehend, 15 cm und 13 cm voneinander entfernt. Nördlich davon drei Knochenhäufchen. Im westlichen eine Armbrustfibel mit Schlußkreuz. In der Mitte der Knochenhäufchen vier Armbrustfibeln mit Schlußkreuz, eine bronzene Schnalle, ein eisernes Messer. Im nordöstlichen Knochenhäufchen eine Armbrustfibel mit Schlußkreuz, zwei Schnallen, ein Armring, ein kleines Messer. Die Knochenhäufchen waren nicht getrennt.“ Das Grab ist auf Grund der Beigaben gegen 700 n. Chr. anzusetzen.

Wieder deutet hier die Vierzahl der in der Mitte vereinigten Fibeln auf ein Frauenbegräbnis hin. Ob mit dem Ehemanne und seiner Frau im vorliegenden Falle aber eine zweite Frau²⁸⁾ oder ein Diener²⁹⁾ zusammen verbrannt und beerdigt worden ist, läßt sich natürlich nicht mit Bestimmtheit behaupten.

Fragt man nach dem Ursprung der Witwentötung, so wird man ihn in den urzeitlichen Rechtsverhältnissen zu suchen haben. „Sowohl durch die Raubehe wie auch durch die aus ihr hervorgegangene Kaufehe wird die Frau Eigentum des Mannes, und wie dessen gesamtes sonstiges Besitztum, so verbleibt auch sie nach dem herrschenden Totenrechte dem Verstorbenen und muß ihm daher ins Grab folgen. Spuren dieser alten Auffassung haben sich noch in dem bei manchen Völkern herrschenden Verbot der Wiederverheiratung der Witwe erhalten³⁰⁾.“

²⁸⁾ Der Altpreuße durfte bekanntlich mehrere Frauen heiraten; vgl. Christburger Friedensvertrag von 1249.

²⁹⁾ Vgl. oben S. 127.

³⁰⁾ Wilke a. a. O. S. 441.

Ostpreußische „Schatzgräberei“ des 15. und 16. Jahrhunderts.

**Ein Beitrag zur Urgeschichte und Volkskunde Ostpreußens.
Von W. Gaerte.**

Von jeher haben die in der Bronzezeit, also in dem 2. und 1. Jahrtausend v. Chr. errichteten Hügelgräber unserer Heimat zu unsystematischen Raubgrabungen gelockt. Und noch heute herrscht hier und da im Volke der Glaube, es müßten in diesen Hügeln Schätze vergraben sein. Wenn jemand trotz des Ausgrabungsgesetzes, das solche Gräber schützt, Spaten und Picke ansetzt, um den „Schatz“ zu heben, dann läßt er gewöhnlich völlig enttäuscht bald von seinem Vorhaben ab; denn nur Steine, ein paar Scherben und Knochenstückchen sind immer das Ergebnis seiner Arbeit im Schweiß des Angesichts. Aber diese „Schatzgräber“ sind unbelehrbar und werden nicht alle. Bereits mancher von ihnen hat sein Unterfangen mit empfindlicher Geldstrafe gebüßt.

So erging es auch den „Schatzgräbern“ Ostpreußens, von denen wir aus dem 16. Jahrhundert Kunde haben. Archivassistent Dr. Forstreuter hat eine Urkunde im Königsberger Staatsarchiv entdeckt, die hiervon Mitteilung macht und die in diesem Prussia-Heft Seite 88 veröffentlicht worden ist.

Die Bedeutung dieses Amtsberichtes von 1599 liegt in zweierlei: Erstens erfährt die urgeschichtliche Wissenschaft von einem zerstörten Hügelgrabe mit Steinkiste bei Oppen, Kreis Wehlau, also von einer Besiedlung jener Gegend um die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. Um ein Hügelgrab aus dieser Zeit muß es sich in dem Berichte handeln, denn er erwähnt ein „Berglein“, das angegraben worden ist. Die Grube war „mit großen, gespalten Steinen uff gemeuret“ (aufgemauert). Diese Bemerkung deutet auf eine Steinkiste im Innern des Hügels hin. Daß ferner „unden der Boden auch mit Steinern beleget“, entspricht ganz den bisherigen Ergebnissen bei Grabungen von vorchristlichen Hügelgräbern Ostpreußens. Von dem sonst üblichen Steinkranz rings um die innere Steinkiste am Fuße des Hügels erfahren wir zwar nichts, doch müssen wir

einen solchen annehmen. Die Schatzgräber haben, wie es noch heute durchwühlte Hügelgräber zeigen, sicherlich nur auf die Mitte der Grabstelle ihr Augenmerk gerichtet, weil sie hier den „Schatz“ vermuteten, und den Rand unberührt gelassen. Bei dem nur einige Kilometer entfernt liegenden Sanditten ist ein ebensolches Hügelgrab im Jahre 1929 systematisch vom Prussia-Museum untersucht worden¹⁾.

Zweitens ist der Amtsbericht volkskundlich überaus interessant, weil er uns über einen Teil des ostpreußischen Zauberglaubens der frühen Neuzeit Aufklärung verschafft. Der sehr gewissenhafte Amtsschreiber von Taplacken berichtet nämlich, daß er „Schmiedekohlen und Scherbel von einem neuen Topff, desgleichen Krautt, als nemblichen Dost und Dielle“ an der Grabungsstelle gefunden habe. „Nicht weit von der Grube ist auch ein Bude von Strauch gemacht an ein Linde, auch ist ein Kreiss um den Bergk gemacht gewesen und nicht anders als wenn es mit dem Messer oder scharffen Eisen herumbgezogen“. Der Amtsschreiber vermutet im weiteren Verlauf des Berichtes sehr richtig: „Sie (die Ausgräber) werden ohne Zweifel wol jemandes bey sich gehabet haben, der mit Teuffelskunst umbgegangen, weil da ein Kreis und Bude gemacht“. Um diese seine Ansicht zu bekräftigen, hätte der Berichterstatter noch das Kraut, Dost (wilder Majoran) und Dill, ferner die Schmiedekohlen und den Johannistag, an dem die „Schatzgräberei“ vor sich gegangen ist, anführen können. Denn sicherlich liegt in dem angeführten Beiwerk und dem für die Grabung gewählten Tag der Beweis dafür vor, daß mit der „Schatzgräberei“ Teufels- d. h. Zauberkunst verbunden gewesen ist.

Zunächst kommt hier wohl jedem der „Schatzgräber“ von Goethe in Erinnerung:

„Und so zog ich Kreis um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen.
Die Beschwörung war vollbracht.“

Goethe verdankte nachweislich die Kenntnis von der Zauberkunst, die er auch in Fausts Hexenküche zum Ausdruck gebracht hat, der Selbstbiographie des Bildhauers und Goldarbeiters Benevenuto Cellini (gest. 1571), die er übersetzte. Es mögen hier die für uns wichtigsten Stellen aus der Goethischen Uebersetzung Buch II, Kap. 1 angeführt werden:

„Da rief ich Vincenzio Romoli, meinen besten Freund, welcher einen Pistojeser mit sich nahm, der sich auch auf die Schwarzkünstelei gelegt hatte. Wir gingen zusammen ins Colisee; dort kleidete sich der

¹⁾ Vgl. in diesem Heft S. 47 ff.

Priester nach Art der Zauberer, zeichnete Cirkel auf die Erde mit den schönsten Ceremonien, die man sich auf der Welt nur denken kann. Er hatte uns Zaffetika (*Assa foetida*) mitbringen lassen, kostbares Räucherwerk und Feuer, auch böses Räucherwerk.

Da alles in Ordnung war, machte er das Tor in dem Cirkel und führte uns bei der Hand hinein. Dem anderen Schwarzkünstler befahl er, das Räucherwerk nach Bedürfnis ins Feuer zu werfen . . .

Vincenzio Romoli und Gaddi unterhielten das Feuer und sparten das kostbare Räucherwerk nicht."

Die Uebereinstimmung der Einzelheiten bei der Goethe-Cellinischen Zauberkunst und der „Schatzgräberei“ von Oppen springt in die Augen. Hier wie dort spielen Kräuter, Feuer und Kreise eine Rolle, so daß man mit dem Amtsschreiber bestimmt annehmen darf, daß die Ausgräber „mit Teufelskunst umgegangen“ sind.

Eine Erklärung für die Zaubermittel, wie sie die ostpreußischen Schatzgräber angewandt hatten, läßt sich unschwer finden. Der rings um die Stelle des vermuteten Schatzes gezogene Kreis bedeutet Abschließung nach außen, d. h. Bannung des Bösen, des Teufels, der möglicherweise den Schatz selber heben und für sich wegtragen könnte, bevor er in die Hände der Suchenden gelangt. Eine solche notwendige Abschließung, welche die betreffenden Schatzgräber ungestört ihr Werk vollenden ließ, wurde eben durch die rings um sie herum gezogene Furche zaubrisch bewirkt. Ein Eindringen in den Innenteil des Kreises von unerwünschter Seite war somit unmöglich gemacht²⁾. Bei Benevenuto Cellini a. a. O. bemühen sich vier ungeheure bewaffnete Riesen vergeblich, in den Zauberkreis einzudringen³⁾. Das Kreismal im Kinderspiel, das ebenfalls nach außen hin

²⁾ Fr. Krauß, Volksglauben und religiöser Brauch der Südslaven S. 66 berichtet, daß beim Auftreten der Pest 12 Burschen und 12 unbescholtene Jungfrauen in einer Neumondnacht späternacht mit einem Pflug eine Furche ums Dorf zogen, offensichtlich aus dem Grunde, um zaubrisch das Dorf vor dem Eindringen der Pest zu schützen. „Früher glaubte man ein Dorf gegen Blitzschlag sichern zu können, wenn man mit einem oxsenbespannten Pflug ein heilige Furche um den Ort zog“ (Hempler, Das Gewitter im Volksglauben unserer Heimat in Heimatblätter des deutschen Heimatbundes Danzig V Heft 5/6 S. 26). Prätorius-Pierson, Preußische Schaubühne 9 berichtet folgendes: „Bretkuis merkt von der Gewohnheit der alten Preußen im Kriege an. Wenn sie sich im Felde gelagert, haben sie mit einem Spieß einen Platz umbefahren und daselbst den Spieß eingesteckt, anzudeuten, daß der Ort von einem Herrn schon angenommen, daran sich ein anderer nicht machen soll“.

³⁾ Der „Schöne Knabe“ in Goethes Schatzgräber vermochte das sonst Unmögliche: „es kann der Knabe / Mit der schönen lichten Gabe / Wahrlich nicht der Böse sein“.

abgeschlossen und daher für einen zweiten unbetretbar ist, hat die Erinnerung an die abschließende Zaubervirkung der Kreisfurche noch bewahrt⁴⁾.

Außer dem Kreise dienten auch die von den ostpreußischen „Schatzgräbern“ an der Grabungsstelle zurückgelassenen Kräuter Dost (*Origanum vulgare*) und Dill (*Anethum graveolens*) dazu, böse Einwirkungen auf ihr Werk von vornherein unschädlich zu machen. Belege hierfür gibt es eine große Menge. Marzell, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. II Sp. 361 ff. führt folgendes an:

„Schon im Altertum wurde „*origanos*“, worunter vielleicht das mit unserem Dost verwandte *Origanum viride* zu verstehen ist, bei Reinigungsriten verwendet. Nach Dioskurides hält die „*origanos herakleotike*“ als Lagerstreu untergelegt die Schlangen fern, die „*agrioriganos*“ hilft gegen den Biß giftiger Tiere, Meinungen, die eine dämonistische Unterlage haben mögen. Im deutschen Volksaberglauben erscheint der Dost (auch „brauner“ Dost genannt) besonders in Verbindung mit Dorant, Hartheu (Johanniskraut), weißer Heide, Baldrian, Dill, Schwarzkümmel, Widerton als eines der hauptsächlichsten Mittel, um die Hexen fern zu halten. Zahlreiche Sagen (besonders in Mitteldeutschland, in Oberdeutschland sind sie viel seltener) erzählen, wie der Böse (Teufel, Hexe) vor dem Dost (und Dorant usw.) fliehen mußte. Häufig wird eine Wöchnerin genannt, die der Dost schützte. „Hättest du nicht Dorant und Dosten, Tat's dich dein Leben kosten“ (oder ähnlich) lautet in vielen Fällen der Spruch. Bereits im 16. Jahrhundert ist der Spruch

Dost, Harthau und weiße Heidt
Tun dem Teuffel vil Leidt

belegt; in Unterfranken hat sich der Spruch fast unverändert bis auf unsere Tage erhalten. Als Pflanze des Gegenzaubers ist der Dost häufig auch ein Bestandteil des Kräuterbündels. Besonders ist der Dost ein Mittel gegen Milchverhexung. Im Stall oder im Haus aufgehängt, verwehrt Dost den Hexen den Eintritt, auch der kalbenden Kuh wird Dost ins Saufen gegeben. Dem Neugeborenen wird u. a. „blauer“ Dost in die Wiege gelegt.“

Auch der Dill, eine stark gewürzig riechende Pflanze, ist wegen seines kräftig aromatischen Geruches von altersher ein Mittel gegen Hexen.

„Als solches erscheint er gleich dem Dorant und Dosten in verschiedenen Volkssagen. Wenn die Frauen zum Backen gehen, nehmen sie Dill mit, dann kann der Teig nicht behext werden. Am Neujahr wird Dill (mit Salz und Lein) um die ganze Grenze der Hofstelle gesät. Dill, auf der bloßen Haut getragen, schützt vor Verzauberung. Die Waldfrau ruft ihrer gefangenen Schwester zu, ja nicht zu verraten, wozu Dill und vierblättriger Klee (ebenfalls ein antidämonisches Mittel!) gut seien. . . . Vor allem sind es Neugeborene, Wöchnerinnen und Brautleute, die der Dost schützt. Kleinen Kindern wird ein Beutelchen mit Salz, Dill

⁴⁾ Wie uralt dieser Glaube an den Zauberkreis ist, scheint mir das der Bronzezeit angehörende Denkmal von Kivik (Schonen-Schweden) zu erweisen, wo innerhalb eines Kreises zwei Männer mit der „Feuerbohrung“ beschäftigt sind (M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. III, Tf. 56 b).

und Kümmel umgehängt als Schutz gegen Hexen, dem Täufling wird Dill zugesteckt. In Norddeutschland steckt die Braut (oder das Brautpaar) Dill (oft zusammen mit Salz, Brot und Kümmel) in die Taschen, die Strümpfe oder in die Schuhe, damit ihr der Böse nichts anhaben kann.

... Bei Gewitter brennt man Hartenau und Dill an mit den Worten:⁵⁾
Harnau und Dill
Macht das Gewitter still!“⁶⁾.

So wird es leicht verständlich, Dost und Dill auch in der Hand der ostpreußischen „Schatzgräber“ zu finden; sie dienten ihnen wie der Kreis als Abwehrmittel gegen den Teufel.

Um die Abwehrmaßnahmen noch zu verstärken und die Sicherheit zu erhöhen, hatten die „Schatzgräber“ ein Feuer angezündet. Auf dieses deuten die Schmiedekohlen, die der Amtsschreiber an der Grabungsstelle vorgefunden hat. Die Anschauung von der „Dämonen abwehrenden Lustrationskraft der leuchtenden Flamme“⁷⁾ ist im Volksglauben fest verwurzelt. So spielt heute noch das Feuer in verschiedener Form als offenes Holz-, Kohlen- und Strohfeuer oder als Fackel-, Lampen- und Kerzenlicht in Brauch und Sitte eine wichtige Rolle. Um nur ein Beispiel von vielen herauszugreifen, sei an das Anzünden von Kerzen beim Herannahen von Gewitter erinnert, damit das Haus gegen Blitzschlag gesichert ist⁸⁾, eine Sitte, die mit dem Kreisziehen (vgl. oben S. 137, Anm. 2) und dem Dill = Feuer als gewitterabwehrendes Mittel zusammenzustellen wäre. Nicht eindeutig zu erklären sind die Scherben eines neuen Topfes und die Bude von Strauch an einer Linde unweit der ausgehobenen Grube (also wohl außerhalb des Kreises), wovon im Bericht des Amtsschreibers Erwähnung geschieht.

Den „neuen Topf“ könnte man, wenn man will, mit einem Krug in Zusammenhang bringen, worin die Schatzgräber Wasser zur Grabungsstelle hingeschafft haben. Wasser als geisterabwehrendes Mittel ist volkskundlich eine so allgemein bekannte Tatsache, daß es dafür keiner besonderen Belege bedarf.

Klarer verhält es sich mit dem für die Grabung gewählten Johannistag. Es ist „die Zeit, wo nach dem Volksglauben gute und böse Geister am liebsten ihr Wesen treiben, wo aller Zauber und selbst die Schatzgräberei

⁵⁾ Vgl. den Zauberkreis als Schutz gegen Gewitter, oben Anm. 2.

⁶⁾ Marzell „Dill“ im Handwörterbuch des deutschen Volksaberglaubens, Bd. II, Sp. 295 ff.

⁷⁾ Freudenthal, „Feuer“ im Handwörterbuch des deutschen Volksaberglaubens, Bd. II, Sp. 1401.

⁸⁾ Freudenthal a. a. O., Sp. 1400.

am besten gelingt“⁹⁾. Um ihrem Unternehmen ein volles Gelingen zu sichern, haben also die ostpreußischen „Schatzgräber“ von Oppen und Wehlau, dem Volksglauben folgend, den glückverheißenden Johannistag gewählt.

Ob der Schmied von Wehlau, „der Rudlofschen Man genannt“, bei der Grabung und den damit verbundenen Zauberhandlungen eine besondere Rolle, etwa die eines Zauberkünstlers, gespielt hat, wage ich vorläufig nicht zu entscheiden. Er könnte immerhin eine solche Rolle innegehabt haben, wenigstens liegt die Annahme sehr nahe, da aus Sage und Mythos verschiedener Völker gerade die Schmiede als Zauberkünstler bekannt sind¹⁰⁾.

Das materielle Ergebnis jener weit zurückliegenden ostpreußischen „Schatzgräberei“ zwischen Oppen und Wehlau war gleich Null gewesen. „Der Bartell von Oppen saget, auch er hab nichts gefunden“, berichtet der dienstbeflissene Amtsschreiber. Und der Schmied von Wehlau bekennet, er sei wohl dabei gewesen „und grafen helffen, aber nichts gefunden, nur Knoche und alte Tope“. Wir lesen noch, daß der Amtsschreiber die Missetäter, weil sie an einem Sonntag nach Gelde gegraben haben, hat „gefenglich lassen einziehen“; über Art und Höhe der Strafe erfahren wir nichts.

Der Bericht des Amtsschreibers von Taplacken ist jedoch nicht der älteste Beleg für „Schatzgräberei“ in Ostpreußen. Simon Grunaus Preußische Chronik enthält einige noch ältere Zeugnisse für derartige Unternehmungen, die in die Ordenszeit zurückreichen. In Tract. XVIII cap. XIII § 1 berichtet dieser Schriftsteller:

„Von besonderem schatzsuchen in Preußen in disem jare“.

Es handelt sich um die Zeit des Hochmeisters Johann von Tieffen (1489—1498). Volkskundlich besonders interessant sind die im folgenden angeführten drei Berichte:

„Vom 13. schilling. Unnder disem homeister disz geschach zu Konszberg [Königsberg] in der cristnacht, und 12 gesellen von der schule ir armutt dem teuffel clagten, unnd in wart gelerunt, wie sie den 13. schilling solten zelen; und nach irem unglauen sie musten alle Johannes heißen, wen auch die mochte der teuffel nit nemen, so er den 13. schilling brechte, von wolchem sie hielten, wer in hette, de gebreche [fehle] kein gelt, er mochte prassen, wie er wolte. Darumb dise giengen auff den Glappenberg¹¹⁾ vor die Altestat Konnszberg und

⁹⁾ Schnippel, Volkskunde von Ost- und Westpreußen, 1921, S. 29; über Johannistag vgl. Frieda Jung's Kindheitserinnerungen „In der Morgensonne“ II S. 93 ff. „Johannisabend“ u. Schnippel a. a. O., S. 28 ff.

¹⁰⁾ O. Schrader — A. Nehring, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde s. v. „Schmied“.

¹¹⁾ = Oberrollberg zu Königsberg; vgl. G. Karl, Geschichtliches Straßenverzeichnis der Stadt Königsberg i. Pr., 1924, S. 117.

hieben ein gestossen creutz¹²⁾ in die erde unnd machten ire conjurationes [= Beschwörungen] mechtig hoch, unnd er solt in sagen, wa heimlich schetze weren, unnd ob der orden auch das Lanndt von Preußen wurde wider haben, unnd er in den 13. schilling solte geben. In disem beschworen sie mannnen spuckh des teuffels sahen, unnd mit in stets in unbekannter sprach rette [redete]. Wol nach 3 stunden 4 von in startzten unnd pliben tot, vier entlieffen unnd sich gelobten zu sanct Jacob unnd dise alle ding sagten, 4 wurden rasende unnd überall nichts erlangten und in kurtzer zeit sie vergienngen, und niemandt den 13. schilling jo mochte haben von im.

Von den Cukulen. In diesem jare die monnche czum Colme, die Kukulen genannt, die man dahin hat genomen von Schwolle und Dewenter, alsz die solten eine schule halten in den siben freyen kunsten vor die Preußischen Kynnder, die bauten ein hausz und funden wol die 2000 marck Preusch muntz; unnd sie hetten von disem das geschray, wie sie kunden verborgen schetzer suchen unnd auch finden, sonnder due alle sie ausz dem lande schickten; und eins war so wor, wie das annder. Idoch ir studenten gaben sich vor die ausz, unnd sie hetten die kunst von etlichen bekommen, und durch die wunschelruten und die spiegel sie kunden sie finden. Die wunschelruten waren also: es waren von dreyerley holtze zweige, darüber etliche messen waren gehalten; unnd sie meinten, wen man dieselbigen ruten vor sich furte, so man queme [käme], wa gelt lege, da beugete sich die rutte von sich selber. Item der spiegel muste auch von eim priester getauft [geweiht] sein, der Johannes hieße und ein sontagskindt were, unnd wen ein sontagskindt darein sehe, er solt sehen, was auff aller welt geschehe, unnd was verborgen were in der erde eine meyle brait umd langg in; aber er muste gar ein jungkfrau¹³⁾ sein und muste seine tage nie einem frawenbilde daran griffen habenn, und solcher narheit vil.

Cristborg. Von solchen teufflichen studenten quamen vier auf das wuste schloss Christborg, gelt unnd schetzer zu suchen, wen von anegin das schlos geschray hette, und da waren merckliche schetzer begraben. Und der teuffel sie blindete, im spiegel sie sahen, mit der wunschelrutte sie suchten und funden eine stelle in der abezog der gosse, die ausz der kuche nach dem secret lieff; in diser sie gruben unnd hetten bilde und solch geweiht ding viel. So war dis ir supersticio [Aberglauben], und, was sie sahen, sie meinten, es wer teuffelisch gespuck nur, der sie wolte verhindern, und sie musten alle stille schweigen; insonderheit ein iglicher ein stolam [Halsband], und der war geweiht, am halse hette und gruben vor unnd vor. Das war gemeldet den burgern in der stat, unnd sie hinauff und funden bilde unnd stola, die in ire kirche gehorten, und fieng die schatzgreber, und Niclas von Baysen liesz sie bornnen [verbrennen] zu lone.“

12) „gestossen creutz“ ist unverständlich; Handschrift B hat „geschlossen creutz“, worunter man sich ebenfalls nichts Sinnvolles vorstellen kann. Vielleicht handelt es sich an dieser Stelle um einen Abschreibebefehl „creutz“ für „creysz“, so daß zu lesen wäre: „geschlossen creysz“, der als Zauberkreis zur Zaubehandlung gut passen würde.

13) vgl. die zwölf unbescholtenen Jungfrauen oben S. 137 Anm. 2.

Der letzte hier anzuführende Bericht Grunaus¹⁴⁾ hat es wie der Amtsbericht des Schreibers von Taplacken mit der Aufdeckung von vorordenszeitlichen Gräbern zu tun, in denen man Schätze vermutete. Diese „Schatzgräberei“ gehört bereits der Zeit zwischen 1525 und 1529 an¹⁵⁾, da „Lutterische munche“ (Mönche) sie ausführten:

„Es waren zu Königsberg viell vorlaufene Lutterische munche, die ihren gestolenen beutell ledig gemacht hetten, nahmen sich derwegen vor, schetzer zu suchen, sich und den hohem. [eüster] reich zu machen. Darumb nahmen ihrer 14 von den gelersten mitt urlaub einen bergk an, so gelegen auf dem felde der dorfer Rinau und Comain, und wardt in gemeiner sprach genannt der Comainische bergk¹⁶⁾. Den vor vielen regen war ein Stuck des Berges eingefallen, da sahe man ein gemaur; derwegen fragten die munche, was ehemals der bergk gewesen were. Ihn wardt gesaggt, das da etwan ein reicher furstt gewonett hette. Davon nahmen sie ein argumentt, das da vorborgene schetze sein musten. Derwegen kamen diese geldttsuchtigen apostaten an die stedte, da das gemeur war, und es eroffenetten. So kam ein rauch under sie, davon ihrer funf niedersturtzten, gleichwie sie die fallende seuche hetten, die andern, so hinden standen, schlaptten diese wegk und liessen es anstehen. Auf den andern tagk starben ihrer drei, die anderen kamen zu sich; die sagten, wie sie große topfe hetten gesehen und auf iglichem ein schwartzen hundtt, von derer mundtt were der todliche stanck gegangen. Von diesem Berge und topfen istt zu wissen, das darauf woneten die erben des fursten Samo . . . So bedachte denselben edlen mennern ein verschmeliches zu sein, das ihre leibe nach dem tode in der erden vorrotten solten; derenhalben wurden sie zu rathe (nach dem exempell ihrer ersten heren Widuwiti und Brudeni, die sich selber vorbrandten), das man sie, wen sie sterben solten, auch vorbrandte, die asche in topfe thete und in die Berge setzte; des solten sie gewiß sein, so sie da wurden ihr gebete thun und gedencen an den guttwilligen todtt der edlen, derer asche des leibes da in dem berge stundtt, so wollten sie ihren gnedigen gott zur barmherzigkeit vormogen. So geschahe es, das viel geschlecht der edlinge, etzliche gemaurte, etzliche mitt geschurtzten dielen daselbst gruben hetten, in welche sie satzten die topfe mitt der asche, von den leichnamen der ihren gebrandtt. Dies paradies, betthaus und bogrebniss vorstorben die b[rüder] Deutsches ordens, und stundtt also wustt. Die gruben mitt den topfen sein noch auf heutigen tagk; kan derwegen woll naturlich sein, sintdem verschlossene luft in dem berge ein ausgang gewan, das sie ein giftt mitbrechte und also die geldttgreber in den todtt vorgifte. Vielleicht wolte sie der bose geistt also zu sich nehmen und ihn geben den lohn ihrer meinelerei. Die anderen liessen nichtt abe, sie gebrauchten exorcismos [Beschwörung, Austreibung des Teufels] nichtt nach der weise, wie etwan, sondern sonderlich und nerrisch sie die teuffell beschwuren und wolten hinein. Aber der sichs vormass und in die grube wolte, der wardtt ohnmechtig, mustt

¹⁴⁾ Tractat XXII § 87, nach freundlichem Hinweis durch Dr. Engel.

¹⁵⁾ Grunaus Werk schließt bekanntlich mit dem Jahre 1529 ab.

¹⁶⁾ „Gr. denkt wohl an den Bd. I S. 70 schon beschriebenen Galtgarben in der Nähe des Dorfes Cumezhen, unv. Königsberg, während freilich Rinau nördl. Königsberg liegt. Auf den Galtgarben paßt auch [die weitere Schilderung, die Grunau oben gibt“.

es derwegen nachlassen. Sie gebrauchten wehrlich wunderliche sachen, sie hetten mitt sich bilder, mitt dem heiligen crisam bostrichen, sie lasen da messe in der weise der Romischen kirchen, sie sangen de letanei, nahmen das hochwirdige sacramentt, hielten das vor das loch und beschwuren die geiste; solches theten sie viell mahll. Es waren da auch andere zugegen vom adell und burgern, diese sprachen: schau, diese haben uns gepredigett, das cresam letanei, messe und sacramentt nach Romischer einsetzung gott zu zorn reitzen, und nichtt zur gnade, itzundtt in ihren nothen handeln sie es selber; und sich also dadurch ergerten. Nachdem kamen sie in die gruben ohne schaden, funden sieben grose topfe, die nahmen sie heraus, fuhrten die mitt freuden gen Königsberg. Man thett sie vor dem bischof und hausscomtor auf, funden sie folter aschen, kleine kohlen, kleine stücke menschenknochen und sonst kleine brende. Auf solches sagten etzliche, das es vieleichtt menschenasche were, wie oben gesagtt ist. Der mehrer theil sprach: es were prestigium [Blendwerk], istt vorschemerung der augen, den in den topfen wer goldtt; sondern der teuffelles ihn nichtt gunte [gönnte], derhalben ehr es voranderte. So lasen die apostaten messe uber die topfe und viell ding in andacht theten, das sie vorhin vorlestertt hetten, so mitt der taufe, geweihtem wasser, geweihtem kraute, lichten, fasten und solcher ceremonien tausentt gnug. Sie wolten, das die asche solte zu golde werden, aber es wardtt nichts mehr daraus, dan ein spott.“

Der Silberfund von Kiwitten.

Von Heinrich Kemke.

Zu den älteren Beständen des Prussia-Museums gehört ein kleiner Schatzfund, der wohl deshalb noch nicht veröffentlicht wurde, weil seine Fundgeschichte nicht ganz klar war. Diese aufzuhellen ist der Hauptzweck der vorliegenden Arbeit. Es handelt sich um den Silberfund von Kiwitten, Kreis Heilsberg, der im Jahre 1883 bei dem damaligen Ausbau der Kreischaussee zu Tage gekommen ist. Der Fund besteht, soweit er ins Museum gelangte, aus drei offenen massiven Armringen und drei einzelnen Bruchstücken von solchen.

Wir werden sowohl die Ringe wie die Bruchstücke weiter unten ihrer Form und Verzierung nach näher ins Auge fassen und ihre Zeitstellung zu bestimmen versuchen. Sie sind der Altertums-Gesellschaft Prussia in zwei Sendungen durch den damaligen Landrat des Kreises Heilsberg übermittelt worden, der sie seinerseits durch den Bauführer Müller aus Kerwienen zu weiterer Veranlassung erhalten hatte. Prof. Bujack hat sie am 17. Mai 1884 mit Angabe des Kaufpreises und Bemerkungen über ihre Herstellungsart, aber nur mit Angabe von zwei, nicht drei, Bruchstücken in das Eingangsbuch (Inventar) des Museums eingetragen¹⁾, zusammen mit einer eisernen Speerspitze, die der zweiten Sendung beigelegt war. Eine Bemerkung darüber, ob die Speerspitze mit den Ringen zusammen oder etwa an einer anderen Stelle gefunden sei, gibt das Inventar nicht. Hinsichtlich des Fundortes sagt Bujack nur, daß die Sachen beim Chausseebau bei Kerwienen gefunden seien, hat die Worte „bei Kerwienen“ aber später, nachdem er den genaueren Fundbericht erhalten hatte, durchgestrichen und durch die Worte „aus Kiwitten“ ersetzt. Auch in seinem Katalog des Prussia-Museums Teil I, 2. Hälfte, Königsberg 1885, S. 48 Nr. 444 hat Bujack den Fund mit der Ortsangabe „Kerwienen“ aufgeführt, er sagt dort Folgendes: „Kerwienen, Kr. Heilsberg. Aus einem Gräberfeld mit Leichenbrand zwei Armringe aus Silberbarren geschmiedet, mit ungeschlossenen [Enden] und mit eingeschlagenen Strich- und Kreisverzierungen. Zeit 700—1000 n. Chr.“ Die hier genannten „zwei Armringe“ sind, wie wir sehen werden, diejenigen der ersten Sendung,

¹⁾ Vergl. Inventarband III S. 377 Nr. 2390.

die Fundangabe „Gräberfeld mit Leichenbrand“ beruht, wie wir ebenfalls sehen werden, auf einer Verwechslung mit dem Brandgräberfelde auf dem sogenannten „Russenberg“ bei Kerwienen, das bei dem Chausseebau gleichfalls angeschnitten wurde. Die Ringbruchstücke sind hier überhaupt nicht erwähnt. Daß aber tatsächlich Kiwitten gemeint war, ist ersichtlich aus dem von Geheimrat Bezzenberger 1897 neu bearbeiteten Teil II des Bujackschen Katalogs vom Jahre 1885. Dort sagt Bezzenberger auf S. 30: „Nr. 124 (444). Silberfund von Kiwitten, Kr. Heilsberg. [G]. PB X 98.“ Die in Klammern gesetzte Zahl 444 ist ein Hinweis auf die gleiche Nummer des Bujackschen Katalogs, der von Bezzenberger in eckige Klammern²⁾ gesetzte Buchstabe G ist³⁾ B's Periodenbezeichnung für den Zeitraum vom 8.—10. Jahrhundert. Der Zusatz PB X 98 weist hin auf S. 98 des zehnten Heftes der Prussiaberichte⁴⁾. Dort hat Bujack im Accessionsbericht für 1884 den Fund mit folgenden Worten aufgeführt: „Jüngeres Eisenalter. Kiwitten, Kr. Heilsberg. Drei Armringe aus den Barren geschmiedet, die dreieckigen Verzierungen sind mit Stanzen, die Striche mit stumpfem Meißel bearbeitet. Nach Herstellung der Figuren wurde der obere und untere Rand in der Breitendimension mit dem Hammer gestaucht. Die Reifen wurden nach Rundbiegung über einen starken eisernen Dorn gebogen. Eine eiserne lanzettförmige Speerspitze mit flachem Grat. Gekauft.“ Diese Angaben Bujacks decken sich mit seinen Angaben im Inventar, die Bruchstücke sind nicht erwähnt.

Um die zahlreichen Unstimmigkeiten bei der Angabe des Fundortes und der Fundumstände zu klären, müssen wir den über den Ankauf des Fundes geführten Briefwechsel zu Rate ziehen. Dieser enthält:

I. ein Schreiben des Bauführers Müller aus Kerwienen vom 19. Mai 1883⁵⁾ an den Königlichen Landrat des Kreises Heilsberg Freiherrn von Saß in Guttstadt, als Begleitschreiben zu der Einsendung von „2 Stück Ringen“ (was, wie sich aus der weiter unten S. 146 mitgeteilten Antwort Bujacks an den Landrat ergibt, offenbar „2 Ringe“ bedeuten soll), sie seien am 16. des Monats zwischen den Stationen 119—120 der (von Kerwienen aus gerechnet) „diesseitigen“ Chausseeneubaustrecke bei den Erdarbeiten gefunden worden;

²⁾ Die sonst in der vorliegenden Arbeit vorkommenden eckigen Klammern rühren von mir her.

³⁾ Vergl. Bezzenbergers Vorwort zu seinem Katalog des Prussiamuseums Teil II, Königsberg 1897.

⁴⁾ 40. Vereinsjahr 1883/84, Königsberg 1885.

⁵⁾ Akten der Altertumsgesellschaft Prussia 1883, Blatt 41.

II. ein Schreiben des Landrats vom 26. Mai 1883⁶⁾ an den Vorstand der Prussia: Einsendung des Müllerschen Schreibens und der beiden Ringe (von einem Bruchstück ist nichts gesagt), nebst Anfrage, ob bezw. welchen Wert sie für die Sammlungen der Prussia hätten? Das Verfügungsrecht behalte er (der Landrat) sich vor;

III. die Antwort Bujacks vom 31. Mai 1883⁷⁾ an den Landrat. Bujack bestätigt, daß er „die 2 wohl erhaltenen silbernen Armringe und ein kleines Stück eines solchen“ erhalten habe und bereit sei, die Sachen für die Prussia anzukaufen, falls weitere Fundstücke und ein genauer Fundbericht nicht zu erhalten seien, in letzterem Falle würde die Prussia die Kaufsumme erhöhen. Dieses Schreiben ist besonders wichtig, weil das von Bujack darin erwähnte Ringbruchstück weder in dem Schreiben Müllers vom 19. Mai, noch in demjenigen des Landrats vom 26. Mai aufgeführt ist;

IV. ein Schreiben des Landrats vom 24. April 1884⁸⁾ an den Vorstand der Prussia. Der Landrat teilt mit, daß er anbei einen Bericht des Bau-führenden Müller und „noch einen ziemlich erhaltenen und 2 Stücke von silbernen Armringen sowie einen Spieß“ schicke und der Einsendung des Kaufpreises entgegensehe.

Die Prussia hat also im ganzen drei Armringe und drei Bruchstücke erhalten und diese sind noch heute im Prussia-Museum vorhanden.

Ist dieses aber wirklich alles, was damals an silbernen Armringen gefunden wurde? Und ist die vorhin mehrfach erwähnte „Speerspitze“ mit den Armringen zusammen gefunden worden, und wie verhält es sich mit dem S. 145 oben erwähnten „Russenberg“?

Auf diese Fragen erhalten wir Auskunft durch den Müllerschen Fundbericht, von welchem in dem letzten Schreiben des Landrats (s. oben) die Rede war.

Dieser Bericht, den Bujack erst nach dem 24. April 1884 kennen lernte, den Müller aber bereits am 12. Juni 1883 niedergeschrieben hat⁹⁾, lautet folgendermaßen:

⁶⁾ Akten 1883, Bl. 41.

⁷⁾ Akten 1883, Bl. 41 Rückseite.

⁸⁾ Akten 1884, Bl. 17.

⁹⁾ Vgl. Akten 1884, Bl. 18.

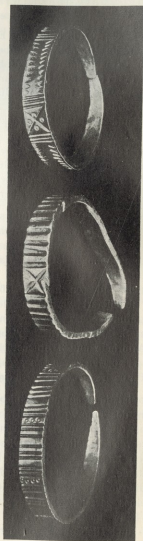
„Bericht über die beim Ausbau der Kreischaussee
von Heilsberg über Kiwitten bis Wuslack gefundenen
Gegenstände.

1.¹⁰⁾ Bei Ausführung der Erdarbeiten in der Zeit vom 15. bis 30. Mai cr. im III. Loose der oben genannten Chaussee, wurden in der Nähe der Gemarkungsgrenzen Kobeln/Kiwitten circa 100 Schritte in der Flur Kiwitten auf dem Pfarrlande 2 m von der alten Heilsberg-Bischofsteiner Landstraße, jetzt 109a der Chaussee-Neubaustrecke 50 cm von der Erdoberfläche entfernt, in Lehm Boden, 5 Stück ineinandergepreßte und ineinander gedrückte silberne Armringe durch den Arbeiter Niewand aus Polkeim gefunden. Dieser Arbeiter wollte sich nun von seinem Funde Gewißheit verschaffen und brach beim Biegen der Ringe einen entzwei. Da derselbe im Bruch kurz und leicht zerbrechlich war, wurde angenommen, daß die ganzen Ringe nur aus Zink oder Composition bestehen, daher als wertlos betrachtet.“

Dieser erste Teil des Müllerschen Fundberichts ist sehr zu beachten. Wir ersehen daraus mit Sicherheit, daß der Silberfund nicht in Kervienen, auch nicht auf dem sogenannten „Russenberg“, sondern in Kiwitten zu Tage gekommen ist und erfahren Näheres über die Anzahl der gefundenen Ringe, sowie über die Fundumstände. Aus den Angaben über diese geht indessen hervor, daß nicht alles, was gefunden wurde, an Müller abgeliefert worden ist, denn Müller sagt ja, daß „5 Stück Armringe“ gefunden seien, was im Hinblick auf sein Schreiben vom 19. Mai 1883 (s. oben S. 145) „5 Armringe“ bedeuten muß. Erhalten hat Müller aber nur 3 Armringe und 3 Bruchstücke, die er dem Landrat einhändigte. Es fehlt also ein Armring ganz und die zu den vorhandenen drei Bruchstücken gehörenden weiteren Teilstücke.

Wo ist das Fehlende geblieben? Wir müssen annehmen, daß Müller nicht in der Lage gewesen ist, es herbeizuschaffen. Wir sind zur Beurteilung dieses Punktes allein auf die in Müllers Fundbericht mitgeteilte Aussage des Arbeiters angewiesen, der die Ringe gefunden und einen derselben angeblich zerbrochen hat, um zu sehen, aus welchem Metall er bestände. Die Aussage dieses Mannes klingt aber wenig wahrscheinlich, denn die vorhandenen drei Bruchstücke sehen eher so aus, als ob sie Teile eines zerschnittenen oder zerhackten Ringes seien, auch zeigt das zweite Bruchstück (Abb. 2b) und der zweite Ring (Abb. 1b unserer Tafel) Schnitt- und Hiebspuren von der Art, wie sie bei Hacksilberfunden auch

¹⁰⁾ Teil II und III s. weiter unten!



a

b

c

Abb. 1. 1:2.



a

b

c

Abb. 2. 1:1.

sonst häufig zu sehen sind. Die vorhandenen Bruchstücke dürften also schon bei der Auffindung als solche vorhanden gewesen sein und dies wird wohl auch von den dazu gehörigen, aber fehlenden Stücken zu gelten haben. Wo die fehlenden Stücke überhaupt geblieben sind, erfahren wir nicht, wahrscheinlich hat sie der Finder der von ihm vermuteten Wertlosigkeit wegen fortgeworfen und später nicht mehr wiederfinden können.

Der II. Teil des Müllerschen Fundberichtes handelt von dem sogen. „Russenberg“. Müller sagt: „In derselben Zeit [in der die Ringe gefunden wurden] wurden unweit des Dorfes Kerwienen auf dem Russenberge zirka 30 Schritt von der genannten Chaussee Stat. 71/72 links im Triftwege nach Kleiditten zu Steine gepuddelt [d. h. Steine ausgegraben] und hierbei Heydenbegräbnisse in reichen Massen vorgefunden, wobei ich eine noch gut erhaltene Urne mit kleinen verschmelten [wohl verschwelten] Knochenresten erworben habe. Urnen waren vielleicht 50 Stück in verschiedenen Dimensionen vorhanden, doch sind fast sämtliche in kleine Stücke zersprungen.“ Diese Urne¹¹⁾ hat die Prussia auf demselben Wege wie den Kiwittener Silberfund, d. h. durch Vermittlung des Landrats, von Müller gekauft, Bujack hat sie im Inventar der sogen. Römischen Zeit (Chr. Geb. — 350) zugewiesen¹²⁾.

Im III. Teil seines Fundberichtes spricht Müller von der oben mehrfach erwähnten „Speerspitze“, die Bujack mit dem Silberfunde zusammen erworben hatte. Müller sagt, daß sie „beim Aushub der neu zu erbauenden massiven Brücke zwischen Kiwitten und Thegsten im Zuge der früheren alten Landstraße von Heilsberg - Wuslack, jetzt Stat. 132 der Chaussee-Neubaustrecke, in einer Tiefe von 2 m“ gefunden sei. Die Speerspitze ist also an einer anderen Stelle gefunden worden wie die silbernen Armringe und gehört nicht dazu. Es ist zu bedauern, daß Müller bei der Auffindung der Ringe offenbar nicht zugegen war und deshalb aus eigener Anschauung über die Auffindung der Ringe nicht berichten konnte.

Wir kommen nun zu der Betrachtung der einzelnen Bestandteile des Fundes, der, wie unsere Tafel zeigt, nur aus Ringen von engem Durchmesser und Bruchstücken von solchen besteht.

Was die Benennung dieser Art von Ringen betrifft, so werden sie, wie ich es hier ebenfalls getan habe, meistens als „Armringe“ bezeichnet,

¹¹⁾ Prussia-Inventar IV S. 39 Nr. 4084.

¹²⁾ Eine andere Urne vom Russenberg ist im Jahre 1886 in das frühere Provinzialmuseum der Physikal.-Oekonom. Gesellschaft gelangt, wo sie die Nr. 4510 erhielt.

zuweilen auch als „Armbänder“, in Norwegen als „Handgelenkringe“ oder abgekürzt auch als „Gelenkringe“ überhaupt. Besser wäre es wohl, sie „Barrenringe“ zu nennen, da ihre Herstellung aus Silberbarren kaum einem Zweifel unterliegt. Weil diese Bezeichnung aber von anderer Seite¹³⁾ bereits für eine besondere Art von bronzezeitlichen Ringen festgelegt ist, sehe ich lieber davon ab. Hinsichtlich ihrer Herstellung und derjenigen ihrer Verzierung hat Bujack¹⁴⁾ im wesentlichen wohl das Richtige getroffen. Wie unsere Tafel zeigt, sind diese Ringe jedenfalls als Schmuckringe anzusehen, da man sie sonst wohl nicht so geschmackvoll verziert hätte.

Von den Ringen des Kiwittener Fundes ist der zweite (Abb. 1b) offenbar kein fertiges Fabrikat, da die Kerben und das dazwischen liegende Kreuz nicht nachgearbeitet sind, ein zeitlicher Unterschied dürfte daraus aber wohl nicht herzuleiten sein. Wie schon bemerkt und wie es sowohl die Tafel wie auch die gleich folgenden Abrollungen der Mantelfläche, d. h. der Außenseite, der Ringe zeigen werden, sind die äußersten Enden derselben nicht spitz, sondern mehr oder weniger abgestumpft bzw. abgeschnitten, ein Zug, der ebenfalls auf Hacksilber hindeutet, wenn es sich sowohl bei dem Kiwittener wie bei den nachher zu erwähnenden Vergleichsfunden auch bereits um die letzten Ausläufer der Hacksilberzeit handeln dürfte.

Wir wenden uns nun der Verzierung der drei ganzen Ringe unseres Fundes zu und geben zu diesem Zweck hier als Abb. 3–5 ihre Abrollungen¹⁵⁾:

Der erste Ring (Abb. 1a) hat danach in der Mitte ein liegendes Kreuz, zwischen dessen vier Armen je ein vertiefter Punktkreis, d. h. ein flaches Grübchen mit erhöhtem Mittelpunkt, sitzt, und rechts und links davon je drei senkrechte Kerben, denen sich je ein ziemlich langes wagenrechtes Feld mit je zwei einander gegenüberliegenden Reihen dreimal punktierter Dreiecke anschließt, dem wieder Gruppen von je drei senkrechten Kerben folgen, der Ablauf ist mit drei vertieften Punktkreisen verziert. Der zweite Ring (Abb. 1b) hat in der Mitte ebenfalls ein liegendes Kreuz, aber ohne Punktkreise zwischen den Armen, und rechts und links davon senkrechte Kerben. Der dritte Ring (Abb. 1c) zeigt eine Reihe meist senkrechter Kerben, die an fünf Stellen von je einem senkrechten Felde unterbrochen werden, auf welchem sich untereinander drei bzw. vier tief eingedrückte Punktkreise befinden. Die

¹³⁾ Vgl. La Baume in Eberts Reallexikon, Artikel Bronzebarren.

¹⁴⁾ Vgl. hier oben S. 145.

¹⁵⁾ Die Reihenfolge entspricht der Anordnung der Ringe auf der Tafel.

drei Bruchstücke (Abb. 2a—c) haben senkrechte Kerben und dazwischen liegende wagerechte Felder mit einander gegenüberliegenden mehrfach punktierten Dreiecken, die aber nicht sauber eingestanz und



Abb. 3
1:2



Abb. 4. 1:2



Abb. 5
1:2

deren Reihen oben und unten von je einem ebenfalls nicht sauber gezogenen Saume eingefast sind. Das dritte Bruchstück (Abb. 2c) ist als Endstück aufzufassen und unterscheidet sich durch die Bedeckung

mit Dreiecken von den Endstücken des zweiten und dritten Ringes, die dort ohne Verzierung sind.

Was die Zeitstellung des Silberfundes von Kiwitten betrifft, so haben Bujack und Bezenberger ihn, wie wir oben auf S. 144 u. 145 gesehen haben, dem Zeitraum von etwa 700—1000 zugewiesen. Daß diese Datierung der Ringe zu früh ist, wird sich bei der Betrachtung gleichartiger Ringe aus anderen Funden ergeben.

Einen solchen enthält der, jetzt ebenfalls im Prussia-Museum befindliche, Silberfund von Marienhof, Kreis Sensburg, den ich im Jahre 1897 in den Schriften der hiesigen Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft Bd. 38 S. 79—96 beschrieben habe, der betreffende Armring befindet sich auf der dortigen Tafel als Fig. 7, seine Abrollung als Fig. 7 a. Seine Außenseite zeigt eine Reihe von liegenden Kreuzen, die durch Gruppen von je drei senkrechten Kerben von einander getrennt sind, die Enden des Ringes sind mit einem scharfen Werkzeug abgeschnitten bzw. abgehackt, was wir auch an einem Spiralarbände des Marienhöfer Fundes wahrnehmen. Ich habe diesen Fund damals dem Anfang des 11. Jahrhunderts zugewiesen, was ebenfalls zu früh sein dürfte, wie sich gleich zeigen wird, denn gleichartige „Armringe“ wie in Marienhof und Kiwitten sehen wir auch in dem westpreußischen Silberfund von Londzyn, Kr. Löbau, der in dem staatlichen Museum für Naturkunde und Vorgeschichte, dem früheren Westpreußischen Provinzialmuseum, in Danzig aufbewahrt wird und den ich damals nicht kannte. Der Fund besteht¹⁶⁾ aus einer großen Anzahl von teils ganzen, teils zerbrochenen kufischen, deutschen und englischen Silbermünzen, vier Silberbarren, drei offenen Armringen der uns hier beschäftigenden Art, zwei verzierten Bruchstücken und Haken und Oese eines Gürtelschlösses. Die drei Armringe (sie werden dort „Armbänder“ genannt) sind im dortigen Inventarverzeichnis als Nummer V 100, 101, 102 aufgeführt, zwei von ihnen (V 100 und 102) sind in Conwentz' vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreußen, 3. Aufl., Berlin 1899, als Fig. 4 und 3 abgebildet, wo ihr Aussehen immerhin gut erkennbar ist. Für unseren Zweck der Vergleichung mit den Armringen aus Kiwitten und Marienhof ist aber besonders die Art ihrer Verzierung wichtig, sie ergibt sich aus den Abrollungen der Londzyner Ringe¹⁷⁾. Das Muster von V 101 wird aus einer Reihe liegender Kreuze gebildet, die durch je zwei senkrechte Kerben

¹⁶⁾ Vgl. Conwentz, Bericht des westpreußischen Provinzialmuseums für 1888, S. 19—21.

¹⁷⁾ Je eine Wiedergabe dieser Abrollungen sowie eine Photographie der Ringe V 101 u. 102 verdanke ich der Güte Prof. La Baume's.

von einander getrennt sind, es entspricht also, wenn die Kreuze und Kerben auch nicht in gleicher Weise angeordnet sind, dem Muster des Armringes aus Marienhof und zugleich dem des zweiten Ringes aus Kiwitten. V 100 hat Kerben, wie wir sie, wenn auch nicht in der gleichen Verteilung, auf allen Ringen aus Kiwitten und auf dem aus Marienhof sehen und außerdem viermal ein liegendes Kreuz mit Punktkreisen zwischen den Armen, das sich auch auf dem ersten Ring von Kiwitten zeigt, Punktkreise zeigt auch der dritte Ring aus Kiwitten. V 102 hat außer den Kerben ein wagerechtes Feld mit korrespondierenden Reihen mehrfach punktierter Dreiecke, das sich in entsprechender Weise sowohl auf dem ersten Ringe aus Kiwitten wie auf den drei dortigen Bruchstücken zeigt. Mit dem dritten Kiwittener Bruchstück hat V 102 auch insofern Ähnlichkeit, als der Ablauf ebenfalls gemustert ist.

Die Armringe aus Kiwitten, Marienhof und Londzyn sind also nach Form und Verzierungsart einander so gleich, daß wir sie wohl für gleichartig halten dürfen. Welche Zeit für sie in Frage kommt, zeigt uns der Fund aus Londzyn, der zahlreiche Münzen enthält, von denen nach Conwentz die jüngsten zwei Pfennige des Königs Stephan von England sind, der von 1135—1154 regierte. Wir können die genannten drei Funde bzw. die Armringe daraus also bis auf weiteres der Mitte oder der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zuweisen. Vergleichbar sind auch¹⁸⁾ zwei Fingerringe aus dem schwedischen Schatzfund von Tingby im Kalmarlän, der ebenfalls mittelalterliche Münzen geliefert hat und danach ebenfalls der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zugeteilt wird.

¹⁸⁾ Teckningar ur Svenska Statens historiska Museum utg. af Bror Emil Hildebrand och Hans Hildebrand, häft 2, Stockholm 1878, Ser. VI, Pl. 6, fig. f u. Text S. 9.

Ein frühmittelalterlicher Siedlungsfund aus Zoppot bei Danzig.

Von W. La Baume.

Mit 6 Abbildungen.

Nördlich von Zoppot zieht sich, parallel dem Strande der Danziger Bucht verlaufend, ein Steilabhang (alte Kliffküste) in der Richtung von Süden nach Norden hin; oben auf diesem Steilufer liegt unmittelbar nördlich von dem Restaurant Stolzenfels das Grundstück des Senators a. D. Dr. Volkmann (Stolzenfelsallee 8/10). Im Garten dieses Grundstückes, 11 m nördlich vom Pavillon und nur etwa 3 m vom Steilabhang entfernt, stieß im November 1926 der Gärtner Max Gurr auf Tonscherben und Lehmbrocken, die ihm vorgeschichtlich zu sein schienen, worauf Herr Senator Volkmann das Museum zu einer Untersuchung der Fundstelle veranlaßte. Die Ausgrabung, die ich zusammen mit dem Museumsrestaurator Kutschkowski vornahm, ergab folgendes: Die Steine, zwischen denen die Scherben lagen, erwiesen sich als eine künstliche Steinsetzung, die offenbar einen Herd vorstellte; dafür sprach nicht nur die Form, sondern auch der Umstand, daß viele Steine schwärzlich und z. T. durch das Feuer mürbe geworden waren. Der Herd war länglich rechteckig mit abgerundeten Ecken und hatte die Abmessungen 1,80×1,50 m; er war in einer etwa $\frac{3}{4}$ m tiefen Erdgrube angelegt. Zwischen den Herdsteinen sowie darauf und darunter lagen fast überall Tonscherben, z. T. noch in einer Lage, die die Zusammengehörigkeit zu einem Gefäß erkennen ließ; außerdem fanden sich eine Menge dickwandiger roh gearbeiteter Scherben, z. T. auf der Oberfläche des Herdes, z. T. auch zwischen den Herdsteinen. So reizvoll es gewesen wäre, in der Umgebung des Herdes nach dem Grundriß des zugehörigen Hauses zu suchen, so mußte das doch unterbleiben, weil darunter der Garten zu sehr gelitten haben würde.

Die Tongefäßscherben stammen von mindestens 13 Gefäßen her; sie haben fast alle doppelkegelige Form mit ziemlich scharfem Umbruch; der obere Teil ist nicht so hoch wie der untere. Alle sind aus freier Hand geformt, doch lassen Eindrücke in der Bodenunterseite erkennen,

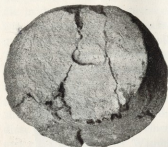


Abb. 1

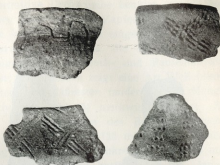


Abb. 3

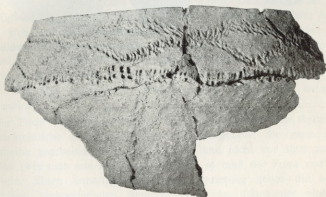


Abb. 2



Abb. 4

Abb. 1—4. Bodenstück (1) und Wandstücke (2—4) von Tongefäßen aus einer frühmittelalterlichen Wohnstelle bei Zoppot (etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.).



Abb. 5. Wandstücke von einer Tonwanne aus einer frühmittelalterlichen Wohnstelle bei Zoppot (etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.).

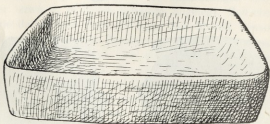


Abb. 6. Rekonstruktion der Tonwanne nach den oben abgebildeten Bruchstücken (hypothetisch).

daß bei der Anfertigung eine primitive Drehscheibe benutzt worden ist, die in der Mitte der Scheibe einen ganz niedrigen Zapfen besaß (Abb. 1). Die Verzierungen der Tongefäße bestehen aus roh eingeritzten oder eingestochenen linien- und punktartigen Eindrücken, die nur den oberen Teil der Gefäße bedecken; einige bilden Zickzack- und Rautenmuster, andere sind bandartig angeordnet; ein Scherben zeigt eine Art Wellenlinie (Abb. 2—4). Außer den erwähnten Tongefäßresten fanden sich in Menge ganz rohe, dickwandige Tonscherben (Abb. 5) merkwürdiger Art. Es sind Randstücke darunter, die noch an Teilen des Bodens ansitzen; diese Stücke müssen von einem wannenartigen Gefäß mit flachem Boden und etwa 12 cm hoher Wandung herrühren, die senkrecht am Boden ansetzt und im Profil gerundeten, geraden Rand besitzt (Abb. 6). Innen geht der Boden mit allmählicher Rundung in die Seitenwand über. Ein Eckstück zeigt, daß die Ecken abgerundet waren. Daß Reste einer flachen viereckigen Tonwanne vorliegen, ist danach durchaus sicher; indessen finden sich keinerlei Anhaltspunkte für die Abmessungen und für die Gesamtform, da Breite und Länge nicht erschlossen werden können. Man kann nicht einmal eine Vermutung über die Größe äußern, da die aufgefundenen Tonscherben möglicherweise zu mehreren Wannen gehört haben. Die hier abgebildete Rekonstruktion (Abb. 6) ist daher ganz hypothetisch.

Der Fund von Zoppot ist auf Grund der keramischen Reste in die frühgeschichtliche Zeit zu datieren. Da Tongefäße, die ganz auf der Drehscheibe gearbeitet sind, in Ostdeutschland nicht vor 1000 nach Chr. auftreten (wie man aus Münzfunden weiß), so muß der Fund von Zoppot älter sein. Einen Anhaltspunkt für die Datierung geben die bei zwei Tongefäßen vorkommenden Bodenstempel, von denen der eine kreisförmig ist (Abb. 1), der andere wie zwei nebeneinander liegende Kommata aussieht. Eindrücke solcher Art sind mit Kostrzewski¹⁾ unter die ältesten zu zählen, die bei der Keramik des hohen Mittelalters in Ostdeutschland und Polen auftreten und als Vorläufer der später in den verschiedensten geometrischen Figuren auftretenden Bodenstempel anzusehen sind. Diese einfachsten Stempелеindrücke sind nach Kostrzewski in das 9. Jahrhundert nach Chr. zu setzen, was nach der von ihm behandelten Typologie und Chronologie der Bodenstempel einleuchtend ist.

Der Fund von Zoppot hat deswegen besondere Bedeutung, weil er eine Anzahl von keramischen Resten geliefert hat, die nach ihrem Vorkommen als gesichert gleichzeitig anzusehen sind. Er gibt

¹⁾ Niederluf Sbornik (Niederle-Festschrift) 1925, p. 117 ff.

somit einen Anhalt für die Datierung dieser ganz primitiv gearbeiteten, ungedrehten, also freihändig hergestellten Tonware. Zu deren Anfertigung bediente man sich, wie die Bodeneindrücke andeuten, wahrscheinlich der Unterlage eines Brettes, das einen kurzen Zapfen hatte, auf den der Boden des Gefäßes aufgedrückt wurde, damit er fest saß; das Brett wurde dann mit den Händen gedreht, um die Stellung des werdenden Tongefäßes nach Belieben verändern zu können.

Die eigenartigen Tonwannen, deren Reste sich an der Zoppoter Herdstelle fanden, scheinen in frühgeschichtlichen Siedlungsfunden mehrfach vorzukommen, sind aber bisher wenig beachtet worden. Bei der Durchsicht des Materiales im Danziger Museum entdeckte ich mehrere Stücke: ein Eckstück stammt aus einem Burgwall bei Golzau, Kreis Karthaus (V. S. 7807), ein Randstück von einer Seitenwand aus dem Burgwall Nelberg, Kreis Löbau, (V. S. V., 109); ein drittes sah ich im Städtischen Museum in Thorn (aus Seyde, Kreis Thorn, aus einem Burgwall an der Drewenz, Kät. II/B 353). Kürzlich hat ferner Jahn solche Tonwannenbruchstücke aus Qualkau, Kreis Schweidnitz in Schlesien, beschrieben²⁾, wo sie sich zusammen mit Mahlsteinen aus Zobten-Granit gefunden haben. Nach Jahn's Beschreibung stimmen diese Schalen von Qualkau völlig mit denen aus Zoppot überein; der verwendete Ton ist mit groben Steinbrocken und Pflanzenresten durchsetzt, der Rand 8—10 cm hoch, die Wanne selbst roh gearbeitet, kaum geglättet, schlecht gebrannt. Jahn nimmt an, sie seien hergestellt, „indem der feuchte Lehm ziemlich unregelmäßig auf den Fußboden des Hauses in einer Schicht von 1—2,5 cm Stärke aufgetragen und der niedrige umlaufende Rand in Tonwulsten angeknetet und roh verstrichen wurde. Es entstand so eine große Tonsatte, die offenbar an dem Orte ihrer Herstellung gebrannt wurde, aber nur so schwach, daß es nicht möglich war, sie zu transportieren. Sie war also im Fußboden eingebaut und konnte zu vielerlei Wirtschaftszwecken, besonders wohl als Spül-, Misch- oder Trockenwanne verwendet werden. Infolge ihres großen Umfanges und ihres schlechten Bodens sind diese Wannen stets nur in kleinen Bruchstücken auf uns gekommen. Ihr Durchmesser und ihre Gesamtform ist daher bislang nie festgestellt worden“. Jahn bemerkt ferner, die Unterseite der Wanne zeige die Abdrücke der Unterlage, auf der sie angelegt ist; bald seien es die Unebenheiten des festgestampften Fußbodens, bald Abdrücke von Balken und Brettern oder von Schlick, die an der Unterseite der Wannenreste zu erkennen sind.

²⁾ Jahn, M., Eine frühgeschichtliche Mahlstein-Industrie am Siling (Zobten). Altshlesien Bd. 2, H. 3, 1929, S. 282 ff.

Dazu möchte ich bemerken: daß die Wanne in den Fußboden eingebaut wurde und ständig dort blieb, ist mir unwahrscheinlich; in Zoppot jedenfalls fanden sich die Reste der Wanne (oder Wannen) auf dem Herde, also wird sie auch wohl dort benutzt worden und dabei gelegentlich zerbrochen sein. Auch die von Jahn angedeutete Verwendung ist mir unwahrscheinlich. Diese Wannen haben gewiß einen ganz besonderen Zweck gehabt; freilich ist es schwer zu sagen, welchen. Ob sie vielleicht dazu dienten, durch Abdampfen von salzigem Wasser Salz zu gewinnen?

Der Handel Gotlands mit dem Gebiet am Kurischen Haff im 11. Jahrhundert.

Von **Birger Nerman.**

Während der eigentlichen Wikingerzeit, des 9. und 10. Jahrhunderts, haben die Schweden ihr Hauptinteresse auf Rußland gerichtet. Dagegen haben sie die näherliegenden Küstengebiete an der Ostseite der Ostsee vernachlässigt. Es war ja auch natürlich, daß die Reichtümer des Orients, vor allem das arabische Silber, sie mehr anlocken mußten als die Produkte, die die ärmeren naheliegenden Länder darbieten konnten.

Aber etwa um das Jahr 1000 hören die Handelsverbindungen über Rußland mit dem Orient zum größten Teil auf. Die wichtigste Ursache ist die ökonomische Krise gewesen, die zu dieser Zeit das arabische Reich erschüttert und die zur Folge gehabt hat, daß die Silbermünzen aus dem Verkehr verschwanden. Der Handel längs der Wolga hört auf; dagegen scheint der wenig bedeutungsvolle Handel mit Byzanz längs dem Dnjepr in gewisser Ausdehnung fortgedauert zu haben.

Aber zur selben Zeit, etwa um das Jahr 1000, setzt ein ungeheurer starker schwedischer Einfluß auf die früher vernachlässigten baltischen Gebiete ein. Und während die früheren Kaufmannsfahrten vor allem von Mittelschweden ausgegangen waren, kommen die schwedischen Einflüsse jetzt hauptsächlich von der Insel Gotland her.

Die starken gotländischen Einflüsse etwa um das Jahr 1000 zeigen sich in den Küstengebieten von Finnland im Norden bis nach Ostpreußen im Süden. Ich habe sie in früheren Arbeiten¹⁾ betreffs Lettlands, Estlands und Nordwest-Rußlands studiert. Ich habe gezeigt, daß sie sich auf die unteren Läufe der großen lettischen Flüsse, der Windau, der Düna und der livischen Aa, ferner auf Oesel und auf die Westküste Estlands sowie auf die Gegand südwestlich von Leningrad konzentrieren. Indessen sind vor-

¹⁾ Nerman; Die Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der jüngeren Eisenzeit (= Kungl. Vitterhets, Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar 40 : 1), Stockholm 1929; ders. Verf., Gotlands handel på Väst-Ryssland under 1000-talet (in Rig 1929, S. 9 ff.).

läufig aus dieser Zeit in den genannten Gebieten keine Gräber von gotländischen Typen bekannt, sondern die gotländischen Gegenstände sind in typisch ostbaltischen oder ingermanländischen Gräbern zusammen mit einheimischen Gegenständen gefunden worden. Die gotländischen Einflüsse sind daher offenbar durch den Handel nach diesen Gebieten gebracht worden. Die Funde gotländischen Charakters konzentrieren sich ferner in großer Ausdehnung auf gewisse Punkte, und man muß daraus die Schlußfolgerung ziehen, daß dies Handelsplätze gewesen sind, die die gotländischen Kaufleute während ruhigerer Zeiten mit bestimmten Zwischenräumen besucht haben. Es sind fast ausschließlich Waffen und andere zur Ausrüstung des Mannes gehörende Gegenstände, die die Gotländer den Eingeborenen verkauft haben.

Auch in Finnland machen sich, wie gesagt, die gotländischen Einflüsse bemerkbar; ich habe sie etwas studiert und hoffe bald meine Resultate in einem besonderen Aufsatz publizieren zu können.

Endlich sind auch gotländische Einflüsse im unteren Memelgebiet erkennbar. Wir wollen hier diese Einflüsse etwas näher betrachten. Das reichste vorgeschichtliche Material des Memelgebietes ist bekanntlich im Prussia-Museum zu Königsberg aufbewahrt. Ich hatte im Sommer 1929 Gelegenheit, dieses Material zu studieren²⁾. Da ich die anderen betreffenden Museen nicht besucht habe, erhebt mein Aufsatz natürlich keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit; ich beabsichtige hier nur auf einige gotländische Typen des 11. Jahrhunderts aufmerksam zu machen. Auch weiß ich vorläufig nicht, ob gotländische Typen in den inneren Teilen des jetzigen Litauens vorkommen.

*

Unter den Gegenständen von gotländischen Typen treten besonders die Riemenbeschläge hervor. Von ihnen wollen wir zuerst die Schnallen besprechen.

Auf Gotland tritt etwa um das Jahr 1000 eine Reihe von speziell gotländischen Schnallen auf. Die meisten von ihnen haben wohl östliche Vorbilder, aber aus diesen entwickeln sich gotländische Sonderformen, die dann nach den naheliegenden östlichen Gebieten überführt werden.

Eine solche gotländische Spezialform sehen wir in Fig. 1 (Stockholm, Stat. Hist. Mus., Inv.-Nr. 4815). Charakteristisch ist sowohl der doppelte, fünfeckige Rahmen als der doppelte Beschlag mit aufgelegten Randleisten.

²⁾ Ich benutze hier die Gelegenheit, den Herren Museumsdirektor Dr. W. Gaerte, Kustos H. Kemke und Dr. O. Engel meinen wärmsten Dank für die lebenswürdige Hilfe bei meinen Studien im Prussia-Museum auszusprechen.

Dieselbe Rahmenform kenne ich von einigen Stellen im Gebiet am nördlichen Kurischen Haff her. Fig. 2 gibt einen solchen Schnallenrahmen aus Oberhof, Kr. Memel, wieder (Königsberg, Prussia-Museum, Inv.-Nr. 19342). Einen anderen solchen Schnallenrahmen kenne ich aus demselben Gräberfelde (Prussia-Museum, Inv.-Nr. 8300), und aus dem Gräberfelde bei Ramutten, Kr. Memel, habe ich auch einen ähnlichen Schnallenrahmen notiert (Prussia-Museum, Grab 151); in jenem Falle hat der Beschlag keine

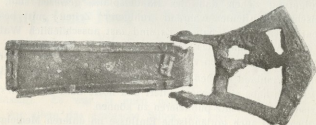


Fig. 1. Bronzeschnalle mit Eisendorn. Hemse Annexhemman, Ksp. Hemse, Gotland. 1:1

Leisten, in diesem mangelt wie bei Fig. 2 der Beschlag. Etwa ähnlich ist auch eine auf dem Rombinusberge unweit Tilsit gefundene Schnalle (Prussia-Museum, Sammlung Gisevius, S. 17, Nr. 1 ff.).

Daß indessen auch Schnallenbeschläge mit den typischen Leisten aus dem Gebiet am oberen Kurischen Haff bekannt sind, sehen wir aus Fig. 3; diese Schnalle stammt aus einem Grabe bei Oberhof (Prussia-Museum, Inv.-Nr. 20274, Grab 419). Auch der Beschlag einer anderen Schnalle aus Oberhof (Inv.-Nr. 19075, Grab 288) hat ähnliche Leisten. Die Rahmenform der Schnalle Fig. 3 kommt in großen Gebieten Osteuropas vor³⁾, ist aber auch auf Gotland gewöhnlich, vgl. Fig. 4 (Stockholm, Inv.-Nr. 7582:32), und somit kann auch diese Rahmenform nach dem Gebiet am Kurischen Haff aus Gotland gekommen sein.

Eine andere speziell gotländische Form für Schnallenrahmen sehen wir in Fig. 5 (Stockholm, Inv.-Nr. 8024 (Grab 196); charakteristisch ist besonders der Perlenrand. Einen ganz ähnlichen Schnallenrahmen, Fig. 6,



Fig. 2. Bronzeschnalle. Oberhof, Kr. Memel. 1:1

³⁾ N. Cleve in *Eurasia septentrionalis antiqua* IV, S. 251.

gebe ich hier aus Leisten, Kr. Memel, wieder (Prussia-Museum). Andere Schnallen mit ähnlichen Rahmen habe ich aus Ramutten, Kr. Memel (Prussia-Museum, Grab 155), Oberhof, Kr. Memel (Prussia-Museum) und Schulstein, Kr. Königsberg (Prussia-Museum) notiert.

Die Formen Fig. 1, 2, 5, 6 von Schnallenrahmen sowie die Beschlagform Fig. 1, 3—5 sind auch nach dem Ostbaltikum, die Rahmenform Fig. 1, 2 sowie die Beschlagform Fig. 1, 3—5 nach dem Gebiete südwestlich

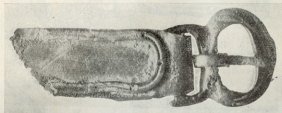


Fig. 3. Bronzeschnalle. Oberhof, Kr. Memel, Grab 419. 1:1

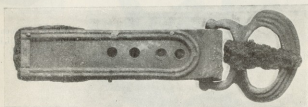


Fig. 4. Bronzeschnalle mit Eisendorn und Lederresten.
Havor, Ksp. Hablingbo, Gotland, Grab 32. 1:1.

von Leningrad und die fragliche Beschlagform nach Finnland gebracht worden.

Die meisten außerhalb Gotlands gefundenen Exemplare der fraglichen Typen sind wahrscheinlich aus Gotland importiert worden, andere können in den betreffenden Gebieten nach gotländischen Vorbildern angefertigt worden sein.

Andere Riemenbeschläge von Interesse sind die Riemenverteiler. Von diesen treten auch etwa um das Jahr 1000 einige speziell gotländische Formen auf.

In Fig. 7 (Stockholm, Inv.-Nr. 7582:32) sehen wir eine solche, dadurch charakterisiert, daß die drei Speichen mit sogenannten karolingischen,

rings über den Rahmen greifenden Füßen enden. Einen solchen Riemenverteiler, Fig. 8, kenne ich aus Oberhof (Prussia-Museum, Inv.-Nr. 20 275, Grab 419).

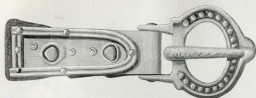


Fig. 5. Bronzeschnalle mit Eisendorn und Lederresten.
Havor, Ksp. Hablingbo, Gotland, Grab 196. 1:1.

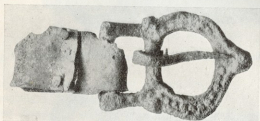


Fig. 6. Bronzeschnalle. Leisten, Kr. Memel. 1:1.



Fig. 8. Riemenverteiler,
Bronze. Oberhof, Kr. Memel,
Grab 419. 6:7.



Fig. 7. Riemenverteiler mit Beschlägen, Bronze. Havor, Ksp.
Hablingbo, Gotland, Grab 32. 1:1.

Einen anderen gotländischen Typus gebe ich in Fig. 9 (Stockholm, Inv.-Nr. 14 527) wieder; charakteristisch ist das Bandgeflecht auf der inneren Platte. Auch von diesem Typus habe ich ein Exemplar aus dem Gebiet am nördlichen Kurischen Haff notiert; das fragliche Stück, Fig. 10, stammt aus Ramutten (Prussia-Museum); wir sehen hier die typisch gotländischen Beschläge mit aufgelegten Leisten.

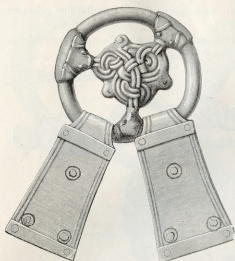


Fig. 9. Riemenverteiler mit Beschlägen, Bronze. Smiss, Ksp. Lände, Gotland. 1:1



Fig. 10. Riemenverteiler mit Beschlägen und Lederresten, Bronze. Ramutten, Kr. Memel. 7:9.

Der erstgenannte Typus ist auch nach dem Ostbaltikum gebracht worden.

Sicher sind die außerhalb Gotlands gefundenen Exemplare der fraglichen Typen von dieser Insel her exportiert worden.



Fig. 11. Riemenverteiler mit Beschlägen, Bronze. Burge, Ksp. Roma, Gotland. 1:1.



Fig. 12. Riemenverteiler mit Beschlägen, Bronze. Hägdarve, Ksp. Roma, Gotland. 1:1.

Auf Gotland sind die zu den Riemenverteilern gehörenden Beschläge oft von charakteristischem Aussehen; sie bestehen aus Tierfiguren. Fig. 11 u. 12 (Stockholm, Inv.-Nr. 3067, 3858) geben die zwei Haupttypen der Tierbeschläge wieder; sie sind u. a. mit sogenannter irischer Koppel versehen. Diese Typen sind aus Gotland nach dem Ostbaltikum und der Gegend von Leningrad sowie nach Finnland gebracht worden. In allen diesen Gebieten kommen auch spätere Beschläge mit degenerierten oder allmählich ganz aufgelösten Tierköpfen und ohne die „irische Koppel“ vor. Auf Gotland selbst kenne ich nur ein Exemplar einer späteren Form, aber dort hat man um die Mitte des 11. Jahrhunderts infolge christlichen Einflusses damit aufgehört, den Toten Beigaben mitzugeben, und wir wissen darum nicht, in wie hohem Grade Gotland an der späteren Entwicklung teilgenommen haben mag.



Fig. 13. Riemenverteiler mit Beschlägen, Bronze. Oberhof, Kr. Memel, Grab 436. 1:1.

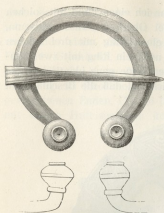


Fig. 14. Hufeisenfibel, Bronze.
Lill-Bjäre, Ksp. Stenkyrka, Gotland,
Grab 26. 1:1

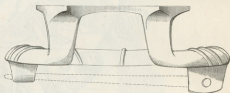
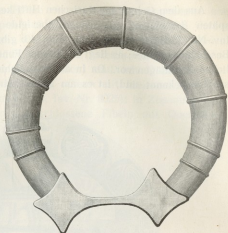


Fig. 15. Hufeisenfibel, Bronze. Stenstuga, Ksp.
Stenkyrka, Gotland. 1:1.

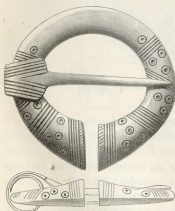


Fig. 16. Hufeisenfibel, Bronze. Lilla
Vellinge, Ksp. Buttle, Gotland. 1:1.

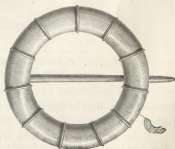


Fig. 17. Hufeisenfibel, Bronze. Havor,
Ksp. Hablingbo, Gotland, Grab 197. 1:1.

Aus dem Gebiet am Kurischen Haff kenne ich einen Fund mit solchen späten Beschlägen, aus dem Gräberfelde bei Oberhof (Prussia-Museum, Inv.-Nr. 20 417/18, Grab 436). Fig. 13 gibt einen Ring mit drei solchen Beschlägen wieder; es liegt in diesem Fund noch ein Ring mit zwei ähnlichen Beschlägen vor. Da in anderen Gebieten keine ganz identischen Beschläge bekannt sind, ist es am wahrscheinlichsten, daß die Beschläge im

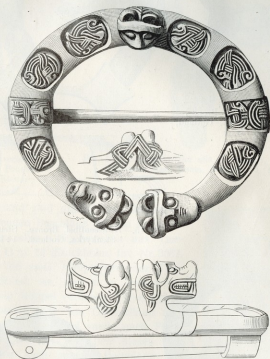


Fig. 18. Hufeisenfibel von vergoldeter und versilberter Bronze.
Roma Kloster, Ksp. Roma, Gotland. 1:1.

Memelgebiet angefertigt worden sind. Aber sie deuten darauf hin, daß die früheren gotländischen Typen dort bekannt gewesen sind.

Etwa um das Jahr 1000 tritt eine ganze Reihe Formen von Hufeisenfibeln auf, die massenhaft auf Gotland und in Gebieten östlich der Ostsee vorkommen (später auch in Finnland), die aber sonst unbekannt

sind. Es bedarf in den meisten Fällen eingehender Untersuchungen, ehe wir sagen können, ob die Typen auf Gotland oder östlich der Ostsee entstanden sind. Solche Typen sind die Fibeln mit Mohnkopfen, Fig. 14 (Stockholm, Inv.-Nr. 15 645 : 26), mit fazettierten, langen, oben platten Köpfen (zuweilen zusammengebunden) und mit Querleisten am Ring, Fig. 15 (Stockholm, Inv.-Nr. 7644), offene mit breiteren, quer abgeschnittenen Enden, Fig. 16 (Stockholm, Inv.-Nr. 8025); in Zusammenhang mit diesen Hufeisenfibeln können geschlossene Fibeln mit Querleisten,

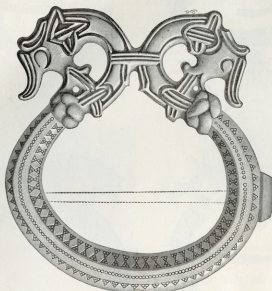


Fig. 19. Hufeisenfibel, Bronze. Birka, Grab 886. 1:1.

Fig. 17 (Stockholm, Inv.-Nr. 8064 : 197), erwähnt werden. Alle diese Typen kommen östlich der Ostsee besonders zahlreich in den südlichen Teilen des jetzigen Lettland sowie im unteren Memelgebiet und nördlichen Ostpreußen vor. Ich neige der Ansicht zu, daß die meisten dieser Typen auf Gotland entstanden sind; in einem anderen Aufsatz hoffe ich Gelegenheit zu erhalten, diese Ansicht näher zu begründen.

In einigen Fällen ist der gotländische Ursprung sicher. Dies gilt z. B. für Hufeisenfibeln mit Wulst an der Mitte des Ringes. Von den sicher

gotländischen Typen interessieren uns hier diejenigen mit Tierköpfen an den Enden.

Daß diese Hufeisenfibeln auf Gotland entstanden sind, geht daraus hervor, daß auf dieser Insel sowie in Birka frühere Hufeisenfibeln mit



Fig. 20. Hufeisenfibel, Bronze.
Gotland ohne nähere Fundangaben.
1:1.

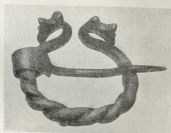


Fig. 21. Hufeisenfibel, Bronze.
Stangenwalde, Kurische Nehrung. 6:7.

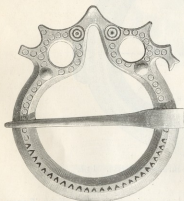


Fig. 22. Hufeisenfibel, Bronze.
Gotland ohne nähere Fundangaben. 1:1.

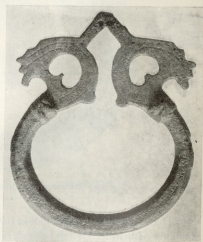


Fig. 23. Hufeisenfibel, Bronze.
Weszeiten, Kr. Heydekrug. 7:8.

sehr gut ausgeführten Tierköpfen vorhanden sind, z. B. Fig. 18 (Stockholm, Inv.-Nr. 9391 : 1) aus Roma Kloster, Ksp. Roma, Gotland, und Fig. 19 (Stockholm, ohne Inv.-Nr.) aus Grab 886, Birka; beide Exemplare gehören

dem 10. Jahrhunderte an. Dagegen mangeln so frühe Exemplare östlich der Ostsee⁴⁾.

Aus solchen Typen wie Fig. 18 entwickelt sich etwa um das Jahr 1000 auf Gotland die Form Fig. 20 (Stockholm, Inv.-Nr. 7571 : 432) mit degenerierten Tierköpfen. Dieser Typus kommt in mehreren Gebieten des Ostbaltikums vor. Im unteren Memelgebiet ist er auch sehr gewöhnlich, Fig. 21 (Prussia-Museum, Inv.-Nr. 10823); ich habe ihn von der Kurischen Nehrung sowie aus den Kreisen Memel, Heydekrug, Tilsit, Ragnit, Labiau, Königsberg, Fischhausen, Insterburg, Gerdauen und Goldap notiert; am zahlreichsten kenne ich ihn von der Kurischen Nehrung und dem Kreise



Fig. 24. Schwertortband, Bronze.
Grabuppen, Kr. Heydekrug. 1:1.



Fig. 25. Schwertortband, Bronze.
Michels, Kr. Hablingbo, Gotland. 1:1.

Memel. In den südwestlichen Teilen Ostpreußens fehlt der Typus ganz, ebenso wie westlich davon. Wie zahlreich der Typus im jetzigen Litauen östlich von den früheren ostpreußischen Kreisen vorkommt, weiß ich nicht. Oestlich der Ostsee lebt der Typus noch lange nach dem Jahr 1100 fort. Die außerhalb Gotlands gefundenen Exemplare sind wahrscheinlich zum

⁴⁾ Die einzige Ausnahme ist ein Exemplar aus dem Gräberfelde bei Wiskiauten, Kr. Fischhausen, in Ostpreußen (Prussia-Museum Inv. III, S. 92, Nr. 908); diese Hufeisenfibel stammt aus dem 10. Jahrhundert. Aber hier ist bekanntlich in der Wikingerzeit eine skandinavische Kolonie vorhanden gewesen. Ich glaube, daß diese Kolonie mit Mittelschweden (Birka?) zusammenhängt und spätestens um das Jahr 800 angelegt worden ist; indessen sind etwa um 800 auch gotländische Einschlüsse dort zu erkennen.

Teil auf Gotland, zum großen Teil aber offenbar in den betreffenden Ländern nach gotländischen Vorbildern angefertigt worden.

Auch die Form Fig. 19 degeneriert auf Gotland, und daraus entstehen etwa um das Jahr 1000 solche Typen wie Fig. 22 (Stockholm, Inv.-Nr. 8368). Eine ähnliche Fibel, Fig. 23, ist auch aus dem Gebiet am Kurischen Haff bekannt; sie stammt aus Weszeiten, Kr. Heydekrug (Prussia-Museum, Inv. V., S. 49, Nr. 6853); sie ist etwas weniger degeneriert als Fig. 22.

Im Memelgebiet und nördlichen Ostpreußen kommen wie im Ostbaltikum, in Ingermanland und Finnland im 11. Jahrhundert auch mehrere Waffen, z. B. Schwerter und Lanzenspitzen, unzweifelhaft skandinavischen Ursprungs vor. Mehrere von ihnen sind wahrscheinlich aus Gotland importiert worden. Dies ist indessen im allgemeinen schwer zu beweisen, weil die meisten Waffentypen in verschiedenen Teilen Skandinaviens vorkommen. Am ehesten aus Gotland importiert ist z. B. das Schwertortband, Fig. 24, aus Grabuppen, Kreis Heydekrug (Prussia-Museum, Inv. V, S. 374, Nr. 8611); solche Ortbänder sind aus Gotland, Fig. 25 (Visby, Gotland Fornsal), und Oeland bekannt, und je ein Stück ist auch in Lettland und Estland gefunden worden, wahrscheinlich Importstücke aus Gotland. Möglicherweise können jedoch die letztgenannten Exemplare sowie das Stück aus Grabuppen östlich der Ostsee nach gotländischen Vorbildern angefertigt worden sein.

Die gotländischen Typen konzentrieren sich, wie wir gefunden haben, abgesehen von den Hufeisenfibeln, auf den Kreis Memel. In diesem Kreise liegen die Fundorte Oberhof, Ramuten und Leisten. Etwas südlicher davon im Kreise Heydekrug finden wir Weszeiten und Grabuppen. Einen vereinzelt Fund haben wir noch südlicher bei Schulstein im Kreise Königsberg notiert. Ob auch gotländische Typen östlich von den Kreisen Memel und Heydekrug gefunden worden sind, weiß ich, wie gesagt, leider nicht. Betreffs der Hufeisenfibeln vom Typus Fig. 20, 21 haben wir oben ein größeres Verbreitungsgebiet konstatieren können: den ganzen nördlichen Teil des ehemaligen Ostpreußen.

Leider sind betreffs der im Gebiet am Kurischen Haff gefundenen Gegenstände von gotländischen Typen in mehreren Fällen die Fundumstände unbekannt. In allen Fällen, wo die näheren Fundumstände bekannt sind, kommen die gotländischen Typen in Gräbern von einheimischem Aussehen und — wo mehrere Gegenstände vorkommen — zusammen mit einheimischen Gegenständen vor. Wie nach dem Ostbaltikum und Ingermanland sind also die gotländischen Gegenstände auch hierher durch den Handel gebracht worden. Die Konzentration der gotländischen Typen auf die neben einander gelegenen Kreise Memel und

Heydekrug deutet darauf hin, daß eben in dieser Gegend ein Handelsplatz vorhanden gewesen ist, den die Gotländer besucht haben. Es war ja auch hier — nahe an der nördlichen Mündung des Kurischen Haffes, aber nicht ganz am Meere — der beste Platz für einen Ort, der Handel mit den über die Ostsee kommenden Kaufleuten treiben wollte. Wahrscheinlich wird man diesen Handelsplatz entdecken können. Ist er an der Stelle der jetzigen Stadt Memel gelegen gewesen? Vielleicht eher etwas mehr im Inneren (Oberhof?).

Die gotländischen Typen des 11. Jahrhunderts im Memelgebiet sind wie im Ostbaltikum, in Ingermanland und Finnland hauptsächlich männliche Zubehöre: die Schnallen und Riemenbeschläge kommen wie die Waffen sowohl aus Gotland als den anderen Gebieten nur in Männergräbern vor; sie sind übrigens nicht nur zu Gürteln, sondern auch zu Schwertriemen und Pferdegeschirr benutzt worden.

Mit der Mitte des 11. Jahrhunderts hört man, wie gesagt, auf Gotland damit auf, den Toten Beigaben mitzugeben, und wir kennen darum die gotländische Formwelt des frühen Mittelalters sehr wenig. Aber aus literarischen Quellen wissen wir, daß der gotländische Export von Waffen und Kriegsbedarf nach dem Gebiet am Kurischen Haff sowie nach anderen hier behandelten Gegenden fortgedauert hat. In einem Briefe vom 3. Dezember 1262⁵⁾ befiehlt Papst Urban IV. dem Bischof in Linköping, nach dem Beschluß der Lateranischen Synode mit denjenigen zu verfahren, die mit Waffen oder anderem Kriegsbedarf den Heiden helfen, die gegen den Deutschen Orden und andere Christen in Livland und Preußen kämpfen. Gotland unterstand zu der genannten Zeit dem Bischofsstuhl in Linköping. Und daß es besonders die Gotländer gewesen sind, die den heidnischen Völkern Waffen und Pferde zugeführt haben, geht aus einem Briefe des Papstes Gregor IX. vom 16. Februar 1229⁶⁾ hervor, worin er den gotländischen Kaufleuten verbietet, mit „Waffen, Pferden, Schiffen und Lebensmitteln“ den Heiden beizustehen, die die christlichen Finnen angriffen. Mit diesem späteren Handel Gotlands wollen wir uns indessen hier nicht näher beschäftigen.

Wie wir sehen, haben die Gotländer im 13. Jahrhundert auch Lebensmittel und Pferde exportiert, und wahrscheinlich haben sie schon im 11. Jahrhundert mit dem Export dieser und anderer Naturprodukte begonnen. Im Austausch haben sie aus dem Gebiet am Kurischen Haff wohl gleichfalls vor allem Naturprodukte erhalten. Aber den Handelsaustausch solcher Produkte können wir archäologisch nicht erfassen.

⁵⁾ Svenskt Diplomatarium I, Nr. 484, S. 410.

⁶⁾ Svenskt Diplomatarium I, Nr. 253, S. 255 f.

Ein Beitrag zum Hausbau während der Römischen Kaiserzeit im Gebiet der unteren Weichsel.

Von Waldemar Heym.

Wollen wir die Eigenart der Kultur der Ostgermanen sowie die Ausbreitung und Wanderung der Stämme dieser Völkergruppen verfolgen, so sind wir bis zum heutigen Tage fast ausschließlich auf die Beigaben in den Gräbern angewiesen. „Zwar sind in Norddeutschland Reste von Hausbauten gefunden worden, sie geben aber nur geringen Aufschluß über die ostgermanische Bauweise¹⁾“, sagt Schulz noch 1923. 1925 und 1926 gruben Ebert und Ehrlich die ersten Häuser in Meislatein aus²⁾, noch in demselben Jahre Gaerte ein Haus zu Alt-Bodschwingken, Kreis Goldap³⁾. 1929 „liegen Wohnstätten, die der römischen Kaiserzeit angehören, bereits in reicher Menge in der Provinz fest“⁴⁾. Leider ist von dieser reichen Menge bisher außer Meislatein nichts veröffentlicht worden. Es gilt auch heute noch das Wort Eberts: „Es bleibt abzuwarten, ob, sei es in Meislatein oder anderswo, nicht auch andere Haustypen erscheinen, darunter auch solche, die dem nordischen näherstehen.“ Einen Beitrag, diese klaffende Lücke schließen zu helfen, wollen die folgenden Untersuchungen liefern.

Im Laufe der letzten Jahre wurden Hausreste aus der römischen Kaiserzeit bei Kgl. Neudorf, Kr. Stuhm, in Weißhof, Kr. Marienwerder, und in Liebenthal, Kr. Marienwerder, gefunden und von mir untersucht. Die Grabung in Liebenthal ist bei Drucklegung dieser Zeilen noch nicht abgeschlossen. Deshalb werden die bisherigen Ergebnisse dieser Grabung nur so weit herangezogen werden, wie es zu Vergleichszwecken nötig erscheint.

¹⁾ Schulz: Germanisches Haus. Manusbibl. 11, S. 25.

²⁾ Ebert: Truso S. 25.

³⁾ Prussia Heft 26, S. 315.

⁴⁾ Gaerte: Urgeschichte Ostpreußens S. 247.

⁵⁾ Ebert: Truso S. 38.

Kgl. Neudorf, Kr. Stuhm, liegt auf groben Kiesen um die Quelle eines kleinen Fließes, das sich nach einem kaum 500 m langem Laufe von links in die Bache ergießt, die ihrerseits wieder nach ungefähr 4 km die Niederung des Liebe-Nogat-Flußsystems im breiten Tal der Weichsel erreicht. Das Dorf ist in der Literatur durch einen Burgwall bekannt⁶⁾, den die auf ihm gefundenen Scherben bis in die Frühe Eisenzeit zurückführen. In der Nähe des Burgwalls liegen Siedlungen, die von Bronzeperiode IV oder V an bis zur preußischen Zeit reichen⁷⁾. Durch Gräber sind belegt bisher nur Frühe Eisenzeit, Mittel- und Spät-Latène-Zeit, nicht aber Römische Kaiserzeit und Preußische Zeit. Die Funde der letzten Jahre sind nur dem Interesse der Dorfeinwohner zu verdanken, das durch die früheren Funde geweckt wurde.

Die Höhen des linken Bacheufers sind durch kleine Rinnale tief gegliedert. So mündet auch ein kleines Fließ etwa 500 m oberhalb des schon erwähnten Fließes, an dem das Dorf liegt. Auf den Höhen links dieses Fließes hatte Herr Gutsbesitzer Wardetzki Brandstellen beobachtet. Sie wurden am 13. 9. 1928 von mir untersucht. Dabei wurden zwei Häuser völlig erfaßt.

I.

Haus I (Abb. 1) liegt auf kiesigem Untergrund, fast auf der Höhe des langgestreckten Rückens, der durch die Täler der beiden Fließe begrenzt wird. Seinen Ausmaßen nach ist das Haus sehr klein, nur 3,5 mal 2 m groß, fast rechtwinklig gebaut. In jeder der vier Ecken stand je ein etwa 0,30 m starker, senkrecht eingelassener Pfosten in einem Pfostenloch. Diese Pfosten hoben sich in der Farbe sehr gut von dem hellen Erdreich des Pfostenloches ab. Sie waren noch 0,38—0,48 m unter der jetzigen Oberfläche eingetieft. Die Dicke der Ackerschicht betrug knapp 0,20 m. Zwischen den Pfosten lagen Holzwände, die nicht ganz so tief wie die Pfosten eingelassen waren. Da der Fuß der Holzwand gleichmäßig verlief, wird es sich um wagerecht liegende Hölzer gehandelt haben, d. h., es konnte dies nur für das unterste Holz, das Lagerholz, festgestellt werden. Diese Hölzer lagen an der Außenseite der Pfosten; denn es gehen die Lagerhölzer so auf die Pfostenlöcher, daß man nur zu dieser Annahme kommen kann. Die beiden Längsseiten der im Fundament 0,20 m breiten Wände waren leicht ausgebaucht. Der Eingang nahm eine

⁶⁾ Ber. d. Prov.-Mus. Danzig 1910/11; Töppen, Altpr. Monatsschrift XIII, 538, Bau- und Kunstdenkmäler des Kr. Stahm 301.

⁷⁾ Heym, Ein altpreußisches Gehöft in den „Blättern für deutsche Vorgeschichte“ Heft 7.

ganze Schmalseite ein und führte nach O.N.O. Die Kiese im Innern des Hauses waren leicht geschwärzt. Reste einer Schwelle fanden sich nicht. Rechts vom Eingang, in dem hinteren Winkel des Hauses lag der ovale, muldenförmige und 0,25 m eingetiefte Herd. Vom Feuer gesplattene

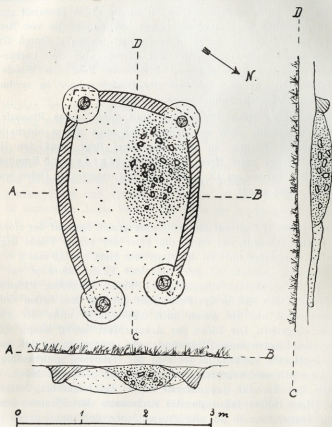


Abb. 1. Haus I. Kgl. Neudorf, Kr. Stuhm.

Steine und Scherben von mindestens drei Gefäßen fanden sich in der tief-schwarzen, fettigen Herdasche. Feststellen ließ sich wenigstens das Profil eines dieser Gefäße. Es ist eine Terrine von 14,5 cm Höhe und 22,3 cm größtem Durchmesser mit 2 cm hohem, senkrechtem, oben abgerundetem

Rande. Der Durchmesser des Bodens beträgt 12 cm, der des Halses 14,5 cm. Die Wandstärke ist 1 cm. Als Material ist mit groben Sanden vermischter Lehm verwendet. Die Oberfläche ist geglättet und von gelbbrauner Farbe (siehe Abbildung 2). Die Reste der übrigen Gefäße — es sind Reste vom Bauche — sind künstlich geraut. Diese Scherben — für ihre Bestimmung sei Herrn Professor La Baume auch an dieser Stelle gedankt! — weisen das Haus der Römischen Kaiserzeit zu.

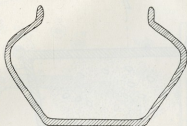


Abb. 2. Gefäß aus Haus I. Kgl. Neudorf, Kr. Stuhm.

II.

Haus II (Abb. 3) liegt zirka 70 m nordöstlich von Haus I, etwas tiefer am Hange, ebenfalls auf groben Kiesen; auch es ist ein Pfostenhaus von ungefähr 3 m mal 3 m. Fünf ungefähr 0,25 m starke Pfosten, die unter die jetzige Oberfläche immer noch 0,30—0,45 m eingetieft waren, bildeten die Eckpfeiler. Die Grundform war ein etwas verschobenes Rechteck. Es wurde dadurch, daß die links des Eingangs liegende Wand um die Breite des Eingangs (1,50 m) hinausgerückt worden war, aus einem Viereck zu einem unregelmäßigen Fünfeck. Die die Pfosten verbindenden, im Fundament 0,15 m starken Wände waren gradlinig und nur 0,30 m eingelassen. Sie führten in diesem Falle auf die Innenseite der Pfosten zu, so daß die Pfosten also auf der Außenseite des Hauses standen. Fast die ganze rechte Hälfte des Hauses wurde von der Herdgrube eingenommen. Die Herdgrube war oval und im Profil dreieckig; ihr tiefster Punkt lag im ersten Drittel der Grube (vom Eingang aus gerechnet). In der geschwärtzten, fettigen Herdasche fanden sich außer kleinen Knochenresten nur wenig geraute Scherben desselben Charakters wie bei Haus I. Sie weisen das Haus also in dieselbe Zeit.

III.

Ein sehr sorgfältig gebautes Haus konnte am 3. 11. 1929 zu Weißhof, Kr. Marienwerder, geborgen werden. Es liegt auf einer in das Tal der

Weichsel vorspringenden Flußterrasse, und zwar auf leichten Dünen-sanden. Etwa 200 m südwärts lag einst ein Burgwall. Gräber der Frühen Eisenzeit sind aus Weißhof bekannt (Abb. 4).

Herr Besitzer Schulz hatte bereits im Frühjahr das Auftauchen einer Brandstelle gemeldet. Bei der Besichtigung stellte sich heraus,

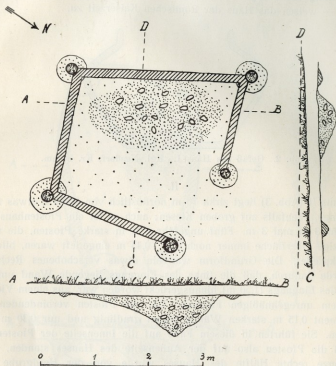


Abb. 3. Haus II. Kgl. Neudorf, Kr. Stuhm.

daß die Grenze zweier Ackerschläge mitten durch eine große Herdgrube ging. Der mit Getreide nicht besäte Teil der Grube war mit groben, rotgebrannten Lehmklötzen fast verstopft. Die Scherben, die zwischen und z. T. unter diesen Klötzen lagen, wurden geborgen und die Anlage eingemessen. Die Untersuchung des Ganzen mußte auf eine Zeit verschoben werden, wo das ganze Feld frei war. Leider hatte der Besitzer in der Zwischenzeit bis zum Herbst große Steine, auf die er beim Weg-

räumen der Lehmklötze, — sie waren ihm beim Pflügen hinderlich — gestoßen war, mit den Lehmklötzen herausgebrochen.

Die Untersuchung am 20. und 21. 9. führte zu folgendem Ergebnis: Es trat ein fast rechteckiges Haus von 11 mal 8 m zu Tage, ein Pfostenhaus mit zwei Räumen und einer Herdgrube in der Mitte des Hauses sowie einer Vorlaube an der Schmalseite. Die Stärke der Außenwände

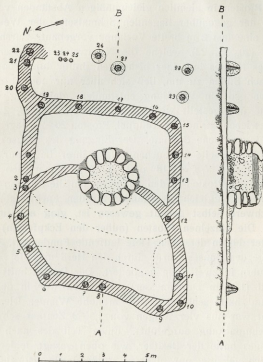


Abb. 4. Haus III. Weißhof, Kr. Marienwerder.

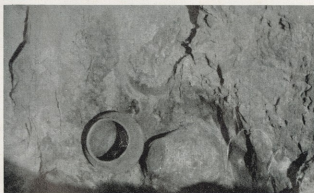
betrug ziemlich gleichmäßig 0,40 m. Sie waren im Durchschnitt 0,30 m eingetieft. Geschwärzte Erde füllte die Fundamentgrube. Vereinzelt lagen in ihr winzige, rotgebrannte Lehmklümpchen, dem Anscheine nach Reste eines Lehmewurfs. Die in der Mitte der Fundamentgrube stehenden Pfosten hatte man bis zu 0,80 m unter die jetzige Oberfläche eingelassen, und zwar die Eckpfosten 6, 9, 15, 19. Es ist nicht ausgeschlossen, daß noch mehr Pfosten als die Zeichnung erkennen läßt, in der Mauer

gestanden haben. In den Pfostenlöchern waren die Pfosten selbst fast nur dann zu erkennen, wenn sie tief genug unter die Sohle des Fundaments gingen. Die Pfosten in den Längswänden schienen zu korrespondieren, so die Pfosten 5 und 11, 2/3 und 12, 1 und 13, außerdem die Eckpfosten 6 und 9 sowie 15 und 19. Es waren demnach die den Pfosten 4 und 14 entsprechenden nicht gefaßt worden. In der Ostwand stehen die 5 Pfosten in ziemlich gleichmäßigen Abständen von einander, nicht aber in der gegenüber liegenden Schmalseite, der Westwand. Der Ostwand war eine fast 2 m breite Vorlaube vorgebaut. Durch die Pfeiler der Vorlaube (20, 21, 22), welche die Nordwand fortsetzten, ging das Fundament des Hauses in seiner bisherigen Breite durch, bog sogar am Pfosten 22 nach Süden zu um, ließ sich aber nur noch 1 m weit verfolgen. Es war so ein Windfang entstanden, gleichzeitig ein Winkel, in dem Geräte untergestellt werden konnten. Pfosten 23, 24, 25 waren in die Erde getriebene armdicke Knüppel, Pfosten 26–29 dagegen stärkere, in die Erde eingegrabene Stämme. Der Eingang des Hauses ist also in der östlichen Schmalseite zu suchen. Nach ihrer Lage zur Längsachse könnten die Pfosten 7/8, 17/18 und 26/27 mittelbar den Firstbalken getragen haben, die Pfosten in den Längswänden die Sparren des Daches. Diese Pfosten sind zugleich die Ständer für den Fachwerkbau gewesen. Wie das Fachwerk selbst gebaut gewesen ist, ging aus dem Befunde nicht hervor. Die einzelnen Pfosten (außer den Eckpfosten) gingen bis zu 0,30 m unter das in derselben Tiefe laufende Fundament.

Das Innere des Hauses wurde durch den Herd und die von ihm ausgehenden Mauern in zwei Teile gegliedert. Der Durchschnitt des Herdes war kreisrund (1,80 m Durchmesser). Der Herd war in den Erdboden eingelassen und hatte senkrechte, 1,40 m hohe Wände. Dieser brunnenartige Schacht war aus vier Ringen von 1,5–2 Zentner schweren Feldsteinen in Lehmpackung aufgeführt. Einen Teil des nach Westen zu liegenden Ringes hatte der Besitzer, wie oben gesagt, leider schon zerstört. [Ähnlich gebaute, nur nicht so große und so sorgfältig und so tief angelegte Herde fanden sich auch in Liebenthal, Kr. Marienwerder.] Im Innern der Herdgrube war der Lehm der Fugen, der auch hier die Feldsteine nach der Herdgrube zu z. T. noch überfang, völlig rot gebrannt. (Abb. 5a-b). Den Boden der Herdgrube bildete eine 0,20 m starke Schicht gestampften Lehmes, der ebenfalls völlig durchgebrannt war. In der fettigen und tiefschwarzen Asche des Herdes lagen außer einzelnen Scherben 5 Gefäße, eins davon noch gänzlich unverletzt, die übrigen zusammensetzbar oder wenigstens zu ergänzen (Abb. 6a, b, c, d, e, f). Der obere Teil des Herdes war durch Klumpen gleichmäßig rotgebrannten Lehmes völlig



a



b

Abb. 5. Herdgrube von Weißhof.



a 1:7



b 1:6

c 1:6

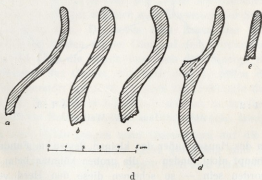
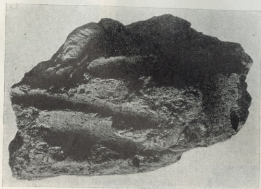
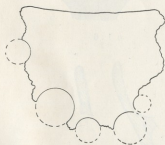


Abb. 6. Weißhof, Kr. Marienwerder.

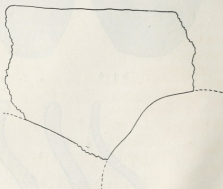
verstopft. Diese Klumpen waren bis zu 0,35 m lang und ebenso dick. Die größeren von ihnen zeigten auf der einen Seite die Abdrücke dicht nebeneinander liegender, Oberschenkelstarker abgeschälter Rundhölzer, während sie auf der anderen Seite eben waren, andere trugen die Abdrücke von Flechtwerk aus fingerstarken Ruten. (Siehe Abb. 7 a, b, c.) Da



a 1:2



b 1:2



c 1:3

Abb. 7. Haus III. Weißhof.

sich im Innern des Hauses außer den kleinen Resten im Fundament kleine Brocken überhaupt nicht fanden — die groben könnten beim Ackern aufgesammelt worden sein — so scheinen diese den Herd verstopfenden Lehmklumpen dem Herde selbst oder vielmehr seinem Oberbau angehört

zu haben. Sie waren, wie bereits gesagt, völlig rot durchgebrannt, einige geschwärzt. Demnach waren sie nicht nur dem Feuer, sondern auch unmittelbar dem Rauche, den das Feuer entwickelt hat, sehr stark ausgesetzt gewesen. So schaltet, wenn man die Frage nach der ursprünglichen Bedeutung dieses Lehm-Holzbaues (Abdrücke von starken Rundhölzern und fingerstarkem Reisig) aufwirft, die Möglichkeit aus, in ihnen die Reste eines Schornsteines oder die eines Backofens zu sehen. Gegen einen Schornstein spricht die Gleichmäßigkeit, mit der auch die 0,35 m dicken Stücke durchglüht waren, gegen einen Backofen die brunnenartige Form der Grube, weniger die zahlreichen Gefäße in der 1,40 m tiefen Asche. Es käme weiter in Frage, in den Lehmklumpen die Reste eines in die Herdgrube gestürzten Feuerhutes, eines Schutzdaches, um die Funken aufzufangen zu sehen. Bielenstein beschreibt in „Holzbauten und Holzgeräten der Letten“ S. 62 den Bau eines solchen. Er sagt dort: „... Dies Schutzdach wurde ganz wie sonst ein Gewölbe über schmalen Holzschelten oder Latten gebaut. Auf das provisorische Holzgewölbe legte man eine Schicht Lehm. In den weichen Lehm drückte man Tannenäste, wie man sie zu Zaunspricken braucht, und darüber wieder eine Schicht Lehm. Die Tannenäste gaben dem Lehm einen Halt; wenn dieser trocken geworden war, wurde die provisorische Holzunterlage weggenommen und die Feuerwärme machte das Lehmgewölbe vollkommen hart und dauerhaft“. Gegen die Lösung, in den Lehmklumpen einen solchen Feuerhut zu sehen, spricht, daß sie nicht nur hart, d. h. stark getrocknet, sondern auch durchgeglüht sind. Die Lehmdecke muß dem Feuer unmittelbar ausgesetzt gewesen sein, dicht über ihm gelegen haben. Es handelt sich meiner Ansicht nach um eine Herdgrube, deren Rand in gewisser Höhe mit einem Gewölbe überfangen war, das in der von Bielenstein beschriebenen Art gebaut war, also um einen Herd, der zugleich zum Erwärmen der Stube benutzt wurde, um einen Ofen also. Da neben dem Kranz der Herdsteine Pfostenlöcher sich nicht fanden, ist der Ofen auf dem Herdkranz selbst aufgesetzt gewesen, und zwar die Rundhölzer nach dem Inneren des Ofens zu. Die Hölzer bildeten das Gerüst, das nach dem Trocknen des Lehmwurfes durch Feuer zerstört wurde^{*)}. Es blieb die Lehmhülle über der Herdgrube dann stehen. So würde sich erklären, daß ich in den Lehmklumpen nicht Reste verkokten Holzes, sondern nur die Abdrücke fand.

Von dem Herde gingen zwei Quermauern auf die Längswände des Hauses zu. Sie verliefen aber nicht geradlinig und senkrecht auf die Wände zu, sondern im leichten Bogen nach dem Hausinnern. In dem kaum

^{*)} Vergleiche Bielenstein: Bau eines Backofens, S. 72.

0,30 m tief eingelassenem Fundament — man konnte es deutlich an der Schwärzung des Bodens verfolgen — fand sich kein Pfosten. An keiner der beiden Quermauern konnte also festgestellt werden, auf welcher Seite des Herdes der Durchgang zu dem hinteren Raume des Hauses lag. — Aus diesen Querwänden läßt sich meiner Ansicht nach auf die Art des Bauens schließen: ein Schwellenholz hat das Fundament der Querwände gebildet; und dieses Schwellenholz hat sich offenbar auch unter den Türen hindurchgezogen.

Was das Niveau des Fußbodens betrifft, so lagen die leicht geschwärzten Sande der Vorlaube und des ersten Raumes auf derselben Höhe wie die Sande außerhalb des Hauses.

In dem zweiten Raume zogen sich, soweit der Pflug noch Reste übriggelassen hatte, zwei Bänke an den Wänden entlang, und zwar von Pfosten 5 bis 11 und von dort zu der Mitte von 11 und 12. Die erste Bank, die in derselben Höhe lag wie die Umgebung des Hauses, war an einer 10 cm hohen Stufe zu erkennen. Die andere Bank lag fast 10 cm höher als die vom Brandschutt nicht durchsetzten Sande vor der Hauswand. Von Pfosten 3 zog sich zu dem Endpunkt der zweiten Bank wieder eine Stufe, die 20 cm tief war. Kurz vor dem Herde setzte eine kleine Senke ein; die Ansatzpunkte für die Senke lagen aber an dem Herde selbst. Auf Grund dieser Bänke und Stufen, besonders der letzten Stufe am Herde, vermute ich den Eingang zu diesem zweiten Raume, der Küchen- und Schlafraum gewesen zu sein scheint, zwischen Pfosten 3 und dem Herde. Stehen deshalb hier in der Wand auch zwei Pfosten (2 und 3)? Kleinfunde fanden sich außer den in der Herdgrube liegenden Gefäßen und Gefäßresten nicht.

IV.

In diesem Zusammenhang bringe ich auch den Grundriß eines anderen Hauses, obgleich seine Zugehörigkeit zur Römischen Kaiserzeit nicht gesichert ist.

Bei dem bereits erwähnten Kgl. Neudorf hatte ich beim Begehen der Felder Scherben auf der untersten Flußterrasse gefunden, die links der Bache zwischen Chaussee und Burgwall liegt. Am 24. und 25. 11. 1928 führte ich die Grabung aus. Es trat ein Pfostenhaus zu Tage, dessen Dach von dicken Pfosten getragen wurde und dessen Wände Knüppel bildeten. Der Befund ergab im einzelnen, daß die Knüppel wie die dicken Pfosten durch Inkohlung völlig vergangen waren. Nur die lockerere Lagerung der Sandkörner untereinander und die Farbe verrieten, daß hier einst Hölzer gestanden hatten. Querschnitte durch die Knüppel-

löcher zeigten eine bei zunehmender Tiefe sich immer deutlicher abhebende Abgrenzung der Sande in den Knüppellöchern von den Sanden der Umgebung. Bei senkrechten Schnitten durch diese Löcher wechselte die Farbe von lichtem Hell in den oberen Schichten zu leichtem Rosa in der Tiefe. Nur in den wenigsten Fällen tauchte am Fuße der Pfähle eine braunschwarze oder bläulichschwarze Tönung der Sande auf. Durch das Regenwasser sind die verwitterten Ueberreste der Pfähle mehr oder weniger ausgelaugt worden. Da, wie bereits gesagt, die Pfahllöcher

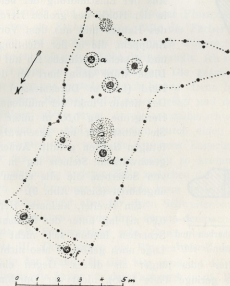


Abb. 8. Haus IV. Kgl. Neudorf, Kr. Stuhm.

sich erst bei zunehmender Tiefe, von etwa 0,50 m an, von den umgebenden Sanden scharf abhoben, so konnten nur die Pfähle gefaßt werden, die unter diese Linie gingen. Alle flacher gehenden waren nicht mehr nachzuweisen. Die einzelnen Pfähle oder Knüppel waren 10–15 cm stark und bis zu 0,70 m in den Sand eingeschlagen worden. Die etwa 30–35 cm starken Pfosten dagegen hatte man nicht eingeschlagen, sondern eingegraben. In den bis zu 1,20 m tiefen Gruben hoben sich noch die Reste der Rinde der Pfosten als feiner Strich ab. In den Schnitten durch die Pfostenlöcher trat die Farbenskala: lichte Sande, leichtrosa Töne bis zu Lila und Braunschwarz am deutlichsten auf.

Die Grundform des Hauses bildet ein Rechteck von 4,5 mal 10 m. Die Wände waren wie gesagt, von Knüppeln gebildet, die 0,60 bis 0,70 m auseinander standen. Im Innern des Hauses fanden sich 7 dicke Pfosten, davon je drei paarweise angeordnet: a und b; e und d; g und f. Die Pfosten g und f standen in der nach Norden zu liegenden Wand des Hauses. Die Pfosten hatten dem Anscheine nach die Aufgabe, das Dach zu tragen. Pfosten c halte ich für eine Stütze des Firstbalkens. Aus der Einschnürung der beiden Hauswände in der Höhle des großen Herdes in der Mitte des Hauses und aus dem Vorhandensein von Knüppeln, die in der Richtung der Pfosten e und d stehen, schließe ich auf eine Querwand. Diese wäre dann hart an dem kreisrunden Herd (1,20 m Durchmesser) vorbeigegangen. Der tiefste Punkt der muldenartig eingetieften Herdgrube lag 0,55 m unter der Oberfläche. Sie selbst war mit geschwärzten, aber nicht fettigen Sanden gefüllt. Außer zwei von Ruß geschwärzten Steinen lag in ihr eine Masse von Scherben, die alle einem großen Gefäße angehören (Siehe Abb. 9).

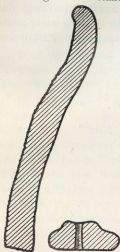


Abb. 9. Gefäßscherben und Tonwirtel aus Kgl. Neudorf.

Lage nach gehört er also nicht zu dem Hause, sondern ist älter oder jünger als dieses. Gegen eine Keller-Grube scheint mir die geringe Tiefe (0,35), nicht der Durchmesser (0,70) zu sprechen.

Die Reihe von Pfählen an der Nordwand halte ich für die Reste einer Bank. Nicht zu deuten vermag ich die kleinen Pfähle in der Nähe der Pfosten b und c. Die nach Süden zu liegende Schmalseite ist abgewalmt gewesen.

Der Einzug zum Hause lag in der Südwestecke. Er war am Hause selbst 2 m breit. Zu ihm führte ein schlauchartiger, 3 m langer Gang, dessen Eingang sich auf 1 m verengte. Dieser Gang war von Knüppeln eingefast und führte auf die Bache zu, deren Niederung nach ungefähr 25 m beginnt.

Außer den erwähnten Scherben fand sich im Innern des Hauses nur noch ein irdener Spinnwirtel, der aber kaum die Zeit bestimmend sein

Ein zweiter, kleinerer Herd (Durchmesser 0,60 m) lag unter der Südmauer. Steine und Scherben fanden sich nicht in ihm. Seiner

dürfte. Die Scherben ließen sich nicht zusammensetzen, gehören aber wahrscheinlich einem einzigen Vorratsgefäß von etwa 0,50 m Durchmesser und etwa derselben Höhe an. Vom Boden hat sich nichts erhalten. Der Bauch ist künstlich stark gerauht, der schmale Rand glatt und leicht nach außen gewölbt. Es ist die Form der Vorratsgefäße, wie wir sie von der frühen Eisenzeit bis in die Römische Kaiserzeit hinein kennen. Eine Zeitbestimmung läßt die Keramik also in diesem Falle nicht zu.

Die Ergebnisse aus den für die römische Kaiserzeit gesicherten Grundrissen sind demnach folgende:

Der Bauart nach sind sämtliche Häuser Pfostenhäuser. Haus III (Weißhof) ist sicher ein Fachwerkhaus. Wie die Fächer gefüllt wurden, ob durch Spreizen und Flechtwerk oder durch wagerecht zwischen den Pfosten geschichteten Knüppeln, bleibt dahingestellt. Ich rechne aber auch Haus I zu der Gruppe der Fachwerkhäuser. Die geschwungene Linienführung des Fundamentes veranlaßt mich hierzu. Denn bei einem reinen Schwellenbau, bei dem Rahmen auf Rahmen gelegt und das Auseinanderrutschen der Hölzer nicht etwa durch schwalbenschwanzartiges Einschneiden der Enden der Hölzer, sondern durch einen Pfosten in der Ecke verhindert werden soll, setzt ein krummes Lagerholz voraus, daß auch die Hölzer der folgenden Rahmen genau so krumm sind wie das Lagerholz. Es entstehen im anderen Falle zwischen den einzelnen Rahmen klaffende Lücken. Ein krummes Lagerholz kann deshalb nur das Lager für einen Fachwerkbau, nicht aber für einen Schwellenbau sein. Haus II dagegen, dessen Lagerhölzer gerade sind, könnte demnach ebenso gut ein Schwellenbau wie ein Fachwerkbau sein. Ganz gesichert ist der Fachwerkbau in Haus III. Dort stehen die Pfosten im Unterschied zu den übrigen Häusern in der Wand. Es sind hier zunächst die Pfosten gesetzt, dann zwischen diesen die Lager für das Fachwerk in die Erde eingelassen oder das Fach durch zwischen die Pfosten geschichtliche Knüppel ausgefüllt worden. Die Häuser zu Meislstein, die Ebert als reine Schwellenbauten⁹⁾ anspricht, weil er in ihnen Pfosten nicht gefunden hat, könnten trotzdem Fachwerkhäuser sein. In ihnen könnte im Unterschiede zu unsern Häusern erst das Schwellenholz als Lager gelegt, in dieses dann die Ständer eingelassen worden sein. — Wie Wände aus Flechtwerk hergestellt wurden, zeigt das fragliche Haus IV. Bei ihm waren Knüppel in die Erde getrieben worden, diese dann wahrscheinlich mit Reisig ausgeflochten und mit Lehm beworfen worden. Reste eines solchen Lehmewurfs hatten sich auch in dem Fundament von Haus III erhalten. Haus IV zeigt, daß die Bezeich-

⁹⁾ Ebert: Truso S. 38.

nung der Grundmauer bei Wulfilas grundu-waddjus — waddjus: geflochtene Wand — uns hier lebendig entgegentritt.

Die Dächer von Haus III und IV sind Satteldächer. Haus I und II schalte ich hierbei aus, weil ich in ihnen nur einen primitiven Windschutz für die ebenso primitive Herdgrube sehe. Aus dem Befund in dem Fundament geht nicht hervor, ob diese beiden Häuser überhaupt ein Dach gehabt haben. In Haus III (Weißhof) könnten die Pfosten 7/8, 17/18, 26/27 einen Hahnenbalken getragen haben, wenn dieses Haus einen mit dem Unterbau organisch verbundenen Oberbau gehabt hat, vorausgesetzt, daß das Haus nicht ein Walmdach getragen hat.

Den sorgfältigst gebauten Herd mit einem Ueberbau aus Lehm und Holz zeigt das Haus von Weißhof. Eine ähnliche Anlage, d. h. einen Steinkranz am Rande der Herdgrube, hatte auch ein durch Sandentnahme zum Teil bereits zerstörte Herdanlage unweit von diesem Hause und eine Reihe von Herdgruben in Liebenthal. Doch bei Anlage der Herde scheint in der römischen Kaiserzeit in unserm Gebiete ein festes Schema nicht bestanden zu haben. In Meislatein waren nur feste Steinpackungen gefunden worden¹⁰⁾. In Liebenthal traf ich außer auf Herdgruben, deren Boden oder Rand mit Steinen ausgebaut war, auch auf Herde, in deren Mitte eine Packung von kopfgroßen Steinen stand. Die ausgemauerten Herdgruben haben ihre Parallelen in den Häusern von Jäderen¹¹⁾. In diesen war der Boden und der Rand der Herdgrube mit Steinen belegt. In Weißhof lagen die schweren Feldsteine in einem Lehmverbande, den Boden bildete gestampfter hart gebrannter Lehm. Es ist die „gróf“ der Sagazeit, der zum Kochen und Backen diente und hier in Weißhof auch die Wärmequelle für die Hausbewohner war.

Was den Grundriß der Häuser anbetrifft, so schalte ich auch hier Haus I und II aus. Zum Vergleiche stehen aus Ostpreußen nur die Häuser aus Meislatein (für Alt Bodschingken fehlen mir die Unterlagen) und die Häuser aus Carolath in Schlesien¹²⁾, die allerdings der Spätlatène-Zeit angehören, und das Haus zu Weißhof und Kgl. Neudorf. Mit den Häusern vom Meislatein hat das Haus von Weißhof nur den rechteckigen Grundriß gemeinsam, nicht aber einmal die Lage des Herdes in dem Raume, die größte Verwandtschaft aber mit dem Hause C zu Carolath und zu dem Hause in Kgl. Neudorf (Haus IV). An gemeinsamen Zügen weisen diese drei Häuser auf:

¹⁰⁾ Ebert: *Truso* S. 25.

¹¹⁾ Schulz: *German. Haus* S. 15.

¹²⁾ Petersen: *Mannus Ergänzungsband VI*: S. 59 ff.

Die Einteilung in zwei Räume; die Wand, die den Herdraum vom Wohnraum trennt — die mith gardiwaddjus¹³⁾ —. Weißhof ist gesichert. Sehr wahrscheinlich ist diese Einteilung auch in Kgl. Neudorf, vielleicht auch in Carolath. Die Querwand ginge dort wohl über die Pfostenwand, die dicht hinter dem Herd steht. Doch ist dies nur eine Vermutung, die durch die Stellung der Pfosten an dieser Stelle veranlaßt ist.

Der Zugang liegt in einer der Schmalseiten.

Vor dem Eingange liegt die Vorlaube, g. ubizwa. Auch in dem schlauchartigen Eingange und der Abwalmung dieser Seite des Hauses zu Kgl. Neudorf sehe ich eine Art Vorhalle, allerdings noch keimhaft entwickelt.

Die Lage des Herdes ist allerdings verschieden. In Kgl. Neudorf und in Carolath liegt er im Vorder-Raum, in Weißhof zwischen beiden Räumen, der Zugang zur Herdgrube selbst im Hinterraum.

Ein grundlegender Unterschied besteht aber in dem Bau des Daches, soweit sich der Bau aus der Fundamentanlage verrät. Die Aufgabe der Pfosten ist, das Dach zu tragen. Wie wird diese Aufgabe in den einzelnen Häusern gelöst?

In Kgl. Neudorf stehen die Pfosten in dem Inneren des Hauses. Das Dach ruht allein auf den drei Paar Pfosten. Die Wände, deren Kern nur armdicke Knüppel bildeten, hatte nur das Innere des Hauses nach außen hin abzuschließen. Die Last des Daches tragen helfen konnten sie nur in geringem Maße. Damit die Pfosten nicht durch das Dach zusammengedrückt wurden, müssen Versteifungen zwischen den Spitzen der Pfosten angebracht gewesen sein. Jetzt erst, d. h. nach dem Bau dieser Versteifungen, konnte mit dem Bau des eigentlichen Daches begonnen werden: Die Sparren wurden gelegt, die den Firstbalken, die Dachstöcke und das Weichdach zu tragen hatten. Daß dieses Haus einen Firstbalken gehabt hat, schließe ich aus dem Pfosten C, der ungefähr in der Längsachse des Hauses steht; dieser Pfosten stützte wahrscheinlich den Firstbalken.

In dem Hause C zu Carolath ruht das Dach auf den Pfosten, die in dem Inneren des Hauses stehen und auf den Pfosten, die in der Mauer stehen. Die Pfosten in den sich gegenüber liegenden Längswänden scheinen einigermaßen zu korrespondieren. Die Pfosten aber in dem Inneren des Hauses stehen, mit Ausnahme der beiden ersten Paare dicht hinter dem Herde, nicht in derselben Richtung mit den die Sparren tragenden Pfosten der Seitenwände. Den Hergang beim Bau dieses Hauses sehe ich folgendermaßen: Zunächst sind die Pfosten der Wand gebaut, über diese dann die

¹³⁾ Meringer: Etymologien zum geflochtenen Hause S. 175.

Sparren gelegt worden. Jetzt erst wurden die Sparren untereinander durch wagerecht liegende Längshölzer verbunden, und zwar wurde das Längsholz, das die Mitte der Sparren verbinden sollte, unter den Sparren befestigt. Jedes dieser beiden Längshölzer wurden durch Pfosten abgestützt. So entstand die unregelmäßige Anordnung der Pfosten im Inneren. Der

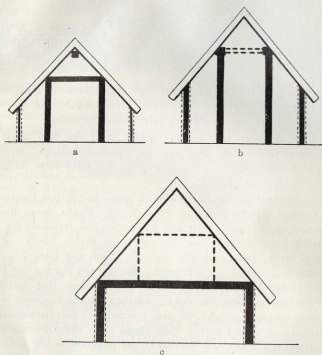


Abb. 10

a) Kgl. Neudorf, Kr. Stuhm; b) Carolath, Kr.;

c) Weißhof, Kr. Marienwerder.

Druck des Daches, der die Außenwände auseinander gepreßt hätte, war aufgefangen.

In Weißhof ruht die ganze Last des Daches allein auf den in der Außenwand stehenden Pfosten. Nirgends im Inneren des Hauses fand sich die Spur von einem Pfosten. Hatten die Außenwände aber allein den senkrechten und den seitlichen Druck des Daches auszuhalten, so erforderte

dies eine andere Dachkonstruktion. Die Pfosten, die in den beiden Längsseiten sich gegenüber lagen, mußten des seitlichen Druckes wegen durch Balken miteinander verbunden, verankert werden. Erst über diesem Gerüst entstand die Konstruktion des Daches. Die Sparren wurden wegen der Breite des Daches sicher durch Streben versteift, die in dem wagerechten Balken ruhten. Ein Firstbalken ist nicht unbedingt notwendig, ebensowenig wie in Carolath. Die Mittelbalken in den Schmalseiten des Hauses zu Weißhof können bis zu den Sparren gegangen sein und hier einen Hahnenbalken getragen haben; nicht ausgeschlossen ist aber auch ein Walmdach.

So ragt das Haus von Weißhof infolge seiner Raumausnutzung, die technisch nicht einfach zu lösen war, weit über die Häuser zu Kgl. Neudorf und Carolath und auch über die ihm gleichaltrigen Häuser der Nordgermanen zu Aevestad und Aby¹⁴⁾. Die Raumausnutzung kam aber bei diesen beiden Häusern nicht so in Frage. Sie sind unverhältnismäßig größer als das zu Weißhof. Ob das Haus zu Weißhof der Typus des größer angelegten Hauses der Ostgermanen ist, können nur neue Funde zeigen. Für germanisch halte ich auch das Haus IV von Kgl. Neudorf. Es aber auf Grund seiner Entwicklungsstufe einer bestimmten Zeitperiode einzuordnen, ist bei dem Fehlen von sicher leitenden Kleinfunden schwer möglich. Es kann die Hast des Augenblicks, das Nichtkönnen des Einzelnen, auch das Kleben an alten Formen bestimmend mitgewirkt haben.

Werfen wir einen Blick auf die gesamten Ergebnisse, so ist auf Grund des allerdings noch geringen Materials festzustellen, daß bei den Ostgermanen an der unteren Weichsel und in Schlesien nicht ein starres Schema im Hausbau geherrscht hat: gebunden im Grundriß, gebunden in der Bauart der Wände, aber frei in der Anlage und Bauart der Herde, frei in der Konstruktion des Daches. Mit dem rein germanischen Norden scheint das Haus der Ostgermanen nur die Aufteilung des Hauses von der Schmalseite aus und den Bau des Herdes (Weißhof) gemeinsam zu haben, alles übrige weist auf die Kultur der Lausitzer zurück, mit der der Norden im Hausbau die Aufteilung des Hauses von der Schmalseite gemeinsam hat (Häuser von Buch). Ausstrahlungen der Kultur dieses Volkes sind durch ganz Ostpreußen hin zu verfolgen.

Das Vorlaubenhaus ist an der unteren Weichsel also bereits bodenständig gewesen, als der Germane in dieses Land einwanderte. Es lebt heute noch hier weiter in der Form des masurischen Bauernhauses, das ebenfalls vor dem in der Schmalseite liegenden Eingange eine Vorlaube hat und in der Mitte die schwarze Küche birgt. Vor einem Menschenalter fand es sich noch im Gebiet der ganzen unteren Weichsel, heute nur

noch in den weltfernen Gegenden der Kaschubei und in Masuren. Die Lücke zwischen diesem masurischen Hause und der römischen Kaiserzeit schließt für die Völkerwanderungszeit das Vorhallenhaus von Linkuhnen¹⁴⁾, für die preußische Zeit sind bisher Vorhallenhäuser noch nicht durch Bodenfunde nachgewiesen worden. Das schließt aber deren einstiges Vorhandensein nicht aus. Es spricht für das Vorlaubenhaus in preußischer Zeit die Mischform der Ordenszeit. Bei den den alten Preußen stammverwandten Letten scheint nach Bielenstein das Vorhallenhaus allerdings unbekannt zu sein. Der Eingang findet sich bei ihnen außerdem in der Längsseite und nicht in der Schmalseite. Das Vorhallenhaus, das im Lande an der unteren Weichsel fast ein und einhalb Jahrtausend bereits Heimatrecht hatte, ist von den einwandernden Preußen und Kaschuben wie von den übrigen Völkern vor ihnen übernommen und uns weiter übermittelt worden. Der Preuße hat es allenfalls wie seine Vorgänger in einzelnen Teilen abgewandelt: den Fachwerkbau hat er durch den Schwellenbau ersetzt. So hat nach diesem Gesetz, das über jede aus der Landschaft erwachsenen Hausform herrscht, auch der in der Zeit des Deutschen Ritterordens einwandernde Deutsche aus der alten Hausform, die er aus seiner Heimat mitbrachte, und der, die er hier antraf, das Vorlaubenhaus geschaffen, dessen Grundriß zwar nach Niedersachsen oder Franken hinweist, vor dessen Eingang der deutsche Bauer aber eine in seiner alten Heimat unbekannte Vorlaube baute. Die Völker kamen und gingen, erhalten aber hat sich das Vorhallenhaus in seiner Grundform auch unter den neuen Herren.

[Sämtliche Funde liegen im Heimat-Museum zu Marienwerder.

Die Grundrisse der Häuser I, II und IV sind bereits mit einer kurzen Erläuterung in Heft 66 der Zeitschrift d. hist. Ver. f. d. Reg.-Bez. Westpr. veröffentlicht worden. Die Grundrisse von I und besonders von IV sind dort aber von dem Zeichner, der sie von den Originalzeichnungen herstellen sollte, fehlerhaft wiedergegeben worden.]

¹⁴⁾ Gaerte: Urgeschichte Ostpreußens S. 352.

Die älteste Ansicht des Königsberger Schlosses und der Steindammer Kirche.

Eduard Anderson, Direktor d. Stadtgesch. Museums Königsberg Pr.

Die älteste bekannte Stadtansicht Königsbergs war bisher ein Blick vom heutigen Lindenmarkt über die alte Universität zum Schloß. Sie hat der Maler Königswieser auf dem Epitaph des Kaufmanns Nimptsch im Dom gefertigt und vom Jahre 1553 datiert. Das Bild zeigt, — wenn auch ein wenig phantastisch, indem das Schloß auf hohem Berge liegt, — eine recht getreue Wiedergabe der Einzelheiten seiner Architektur. Nun befindet sich im Stadtgeschichtlichen Museum eine alte Flurkarte, dereinst in der Zeit Herzog Albrechts 1547 aufgenommen, die uns noch einen älteren Zustand des Schlosses schildert. Landkarten benötigte man damals schon als Kataster- und Flurkarten; sie waren der heutigen gewohnten Art der Darstellung wenig ähnlich. Es fehlte den Landmessern an den erforderlichen Instrumenten, um genaue Messungen zu machen; man half sich in der Weise, daß man einen Abriß der besonders ins Auge fallenden Punkte des Geländes bildlich darstellte und die dazwischen liegenden Felder einzeichnete und mit Maßangaben und Grenzpfahlmarken versah. Diese Karten mit ihren Angaben erfüllten recht und schlecht ihren Zweck. Solange die Grenzsteine nicht gerückt wurden oder die Ackerleute beim Pflügen sich nicht am Lande des Nachbarn vergriffen, konnten keine Zweifel entstehen. Diese Karten sind nun für den Heimatforscher dadurch interessant, daß sie Ansichten alter Bauwerke enthalten, die im Laufe der Zeit verschwunden sind. So hat auch dieses Blatt besondere Bedeutung durch seine baulichen Darstellungen gewonnen. Unsere Karte ist nach Norden orientiert — heute bei uns die Regel —. Die Orientierung wurde früher, bis ins 19. Jahrhundert, willkürlich von den Kartenzeichnern behandelt (Abb. 1).

Zum Ausgangspunkt der Vermessung hat der Zeichner den Kneiphof, die Altstadt und das Schloß Königsberg genommen und diese Stadtteile bildlich dargestellt. In der rechten Ecke der Karte beginnt er; der Pregel verläuft etwas parallel mit dem unteren Rande des Blattes und ist durch

Schiffe und Brücken — Grüne und Krämerbrücke — besonders gekennzeichnet.

Vom Schloß aus zieht sich in diagonalen Richtung nach links der Steindamm hin, fortgesetzt durch die Landstraße „aus Wilkei nach der Stadt“, darüber ist der Landgraben gezeichnet. Dazwischen liegt der Frei-graben, „die Hubener“ und der Weg von „Lausken“ nach der Stadt, — die heutige Bezeichnung Lawskén ist wohl daraus entstanden, daß man früher, wie üblich, statt eines u ein w verwendet hat —. Nördlich vom Pregel liegt von der Stadt auch das „Alt Städter Gerichte“, die Lachs-bude, die Fürsten Lachsbude und in der linken Ecke die Häuser von Lawskén, die jedoch dicht an dem Pregel liegend gezeichnet sind. Die Grenzen der Gemarkungen, die durch Pfähle bezeichnet sind, steigen von der St. Nicklas-Kirche — Steindammer Kirche — in gerader Linie nach Norden auf, biegen dann in beinahe rechtem Winkel nach Westen um. Die Grenze, die von Norden nach Süden auf Lawskén führt, ist einmal im Zickzack — Ellbogen — ausgedrückt. Die Grenzpfähle sind durch pfeilartige Marken bezeichnet und durchlaufend numeriert.

Der Riß ist auf dünnem festem Papier gezeichnet und mit Wasserfarben koloriert. Der Kopist der Karte hat für seine Anfertigung das Jahr 1613 genannt und erklärt sein Werk folgendermaßen:

Der Alten Stadt grundt.

„Abriss der grentzen der Alten Stadt Königsberg — Erstlich Anno 1547 vom Herrn Thistoff preußen Seligre dem Eltern (?) verfertigt, hernachmals weil der alte Abriss Schadhafftig worden, kaum zu lesen und zu erkennen gewesen, ist Er Anno 1613 bey Zeitten Herren Georg Langenfeldts, vogtt über die Huben und waldt wiederumb renoviert und mit Fleis nach dem Alten abgerißen worden die Grentzen nach demselbigen Alten Abriss begangen, und also nach den Schüttungen da die pfäl gestanden Richtig befunden.“

Die Zeichnung, die der alte Landmesser von der Stadt Königsberg fertigte, ist kunstlos, doch zeigt das Schloß den alten Turm vor dem Umbau, den Georg Friedrich 1584—1594 vornehmen ließ. Die Südmauer mit den halbrunden Türmen ist noch gut erkennbar, sowie auch der Haberturm; deutlich sieht man, daß das Schloß nach Westen durch einen Flügel abgeschlossen ist. Vor dem Schloß erkennt man die Altstädt. Kirche mit den charakteristischen Erkertürmen. Auf dem Kneiphof ist das Rathaus mit seinem Dachreiter zu erkennen und das Grüne Tor mit seiner Umgebung. Die Steindammer Kirche, dem St. Nikolaus geweiht, hat schon den charakteristischen spitzen Turm und auf dem Dach noch den Dachreiter, der über dem Hochaltar sitzt, — wo in katholischer Zeit

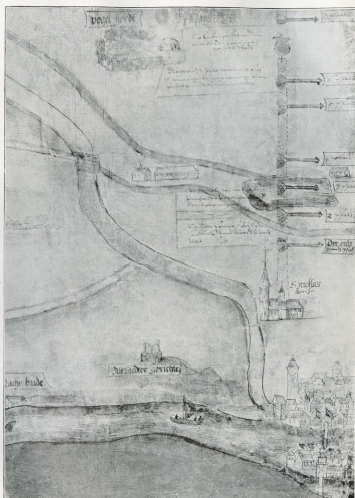


Abb. 1

Flurkarte der Altstadt Königsberg, 1547 aufgenommen, kopiert 1613.
 Stadtgeschichtl. Museum, Kneiph. Rathaus.

die Meßglocke hing — es scheint fast so, als wenn ein Chor mit eckigem Anschluß dahinter sich abzeichnet. Anspruch auf exakte Darstellung der Bauten macht die Zeichnung nicht, doch wird diese der Zeichner genau gekannt haben, so daß er Falsches wohl nicht hinzugesetzt hat. Das Hochgericht der Altstadt ist ein niedriger Unterbau aus Ziegeln mit einer Türöffnung, darüber erhebt sich dann der Galgen aus drei senkrechten Ständen bestehend, die im Dreieck durch Querbalken verbunden sind. Die „Häuser der Hubener“ scheinen z. T. recht stattlich gewesen zu sein, da viele bereits zwei Stockwerke zeigen. Da auch um die Häuser Bäume stehen, so sind es wohl ländliche Grundstücke von Ackerbürgern. Nördlich vom Landgraben sind die Vogelherde gelegen, ein Zeichen, daß man damals dem Vogelfang fleißig oblag, wie es heute noch auf der kurischen Nehrung geschieht. Eingezeichnet sind drei Fangstellen. Gebüsche umgeben den Platz in halbem Oval, auf der offenen Seite ist die Hütte für den Finkler, der mit Schlagnetzen zu arbeiten scheint. Nach Westen schließen die Gründe des Löbenicht an. Der Wald tritt bis dicht an die Stadtgrenze heran zum Landgraben. Die Karte gehört zu den ältesten Stücken der ostpreußischen Landesaufnahme.

Zur Baugeschichte der Memelburgen Ragnit, Splitter und Tilsit.

Von Käthe Clasen-Sandt.

Die Baugeschichte der Deutschordensburg Ragnit, über die wir durch Treßlerbuch¹⁾ und Urkunden des Ordensbriefarchivs²⁾ so gut unterrichtet sind wie über keinen anderen Bau des Ritterordens, ist von Steinbrecht³⁾ grundlegend untersucht und dargestellt worden. Eine Erweiterung und Ergänzung erfuhren seine Ergebnisse durch Clasen⁴⁾. Doch immer noch blieb manches Dunkel zu klären und reizte zum Weiterforschen. Aufgabe des vorliegenden Aufsatzes ist, durch weiteres, hauptsächlich dem Ordensbriefarchiv entnommenes Urkundenmaterial das Entstehungsbild, das wir der Arbeit der beiden genannten Forscher verdanken, in interessanten und wichtigen Einzelheiten aufzuhellen und durch Einordnung bisher unbekannter und unbeachtet gebliebener Nachrichten zu vervollständigen.

Zunächst eine Uebersicht über die Vorgeschichte von Burg Ragnit und ein Versuch, die bisher verschieden gedeuteten Quellen dazu in einen neuen Zusammenhang zu bringen. 1289 errichtete der Deutsche Ritterorden als Bollwerk gegen die von Norden andrängenden Samaiten und Litauer auf einem Berge an der Memel die Burg Landeshut, und zwar an Stelle einer heidnischen Befestigung, deren Namen „Ragnit“ bald auf sie überging⁵⁾. Einige Jahre später (1293⁶⁾) erbaute der Orden dann „castrum Scalowitarum in descensu Memele, ut Scalowite conversi ad fidem Cristi ibidem habitarent“⁷⁾. Also zuerst eine Kriegsburg, als Sitz einer Ordensbruderschaft, und darauf eine Fliehburg für die unterworfenen und bekehrten Landeseinwohner, die Schalauer.

Der Burgplatz von Landeshut wird schon von Th. Loeschke⁸⁾ mit dem alten Schloßberg östlich von Ragnit identifiziert. Für die Richtigkeit seiner Annahme lassen sich schwerwiegende Gründe anführen. Dem Gelände nach kommt für eine Pruzzenburg, an deren Stelle ja Landeshut angelegt wird, nur dieser schroff abfallende Bergvorsprung in Frage. Eine Ordensburg auf dieser Memelhöhe ist zudem glaubhaft gemacht durch den reichlich dort vorhandenen Bauschutt in Gestalt von gebrannten Lehmstücken, wie

er durch Brand von Fachwerkbau entsteht. Die Fliehbürg der Schalauer scheint identisch mit dem heutigen Schloßberg bei dem Dorfe Paskalwen, der ein Stück stromabwärts liegt⁹⁾. Dafür spricht schon die Tatsache, daß in dem heutigen Ortsnamen (Paskalwen = bei den Skalwen, Schalauern) die alte Bezeichnung „Schalauerburg“ weiterlebt, die wir nicht nur bei Peter von Dusburg, sondern auch in mehreren anderen Quellen finden¹⁰⁾. Außerdem würden Lage und Entfernung des Paskalwer Schloßberges am besten zu der Nachricht Wiegands von Marburg¹¹⁾ von dem Graben stimmen, der bei der Wiederherstellung der zerstörten Schalauerburg 1356 nach dem „Ragniter See“ hin angelegt wird. Andererseits ist nicht einzusehen, warum „in descensu Memele“ in der Flußniederung bei Ragnit heißen soll, wie der Kommentator zu Peter von Dusburg¹²⁾ und andere Ausleger es wollen, die die Schalauerburg in der Nähe der heutigen Dampferanlegestelle suchen¹³⁾, zumal auch Nicolaus von Jeroschin einfach angibt „di Memil niddirwart“. Ebenso wenig ist einzusehen, warum der Orden so nahe der einen Burg einen zweiten festen Platz am Flusse anlegen sollte, der zudem für eine Fliehbürg durchaus ungeeignet und ungebräuchlich war. Es entsprach vielmehr durchaus seinen militärischen Gewohnheiten, Stützpunkte in gewissen Entfernungen voneinander zu errichten, wie dies bei Ragnit und Paskalwen der Fall ist. Beide gehörten zu der überaus wichtigen Memelbefestigung, die später von Cautritten, Tilsit und Splitter, stromaufwärts eine Zeitlang von Baiernburg und Christmemel fortgesetzt wurde¹⁴⁾.

Ragnit und die Schalauerburg, beides natürlich einfache Holz-Erde-Befestigungen, mußten sich bald als Sicherungen gegen die feindlichen Nachbarn bewähren. 1295¹⁵⁾ brachen die Litauer in das Ordensland ein und zerstörten die Vorburgen beider Anlagen. 1315¹⁶⁾ überfielen sie beide Burgen und vernichteten, da sie sie nicht erobern konnten, die Saaten auf den Feldern, die dazugehörten. Danach ging Ragnit 1355¹⁷⁾ ganz in Flammen auf mit sämtlichen Gebäuden, Geräten und Tieren, wurde sofort wiederhergestellt und brannte bald danach noch einmal vollständig nieder. Der Hochmeister Winrich von Kniprode baute es im Jahre darauf (1356) wieder auf, wie es bei Wiegand von Marburg¹⁸⁾ heißt: „et a dicto magistro cum suorum preceptorum consilio in spacio 4 ebdomadarum novum (zu ergänzen „castrum“) erectum et consumatum in eodem loco“, und bei Schütz¹⁹⁾: „dorumb der hohmeister den folgenden sommer Ragnit auf newe erbawete auf ein werder, do es noch heutiges tages leit.“ Auch die Schalauerburg, die die Litauer anscheinend zerstört hatten, baute Winrich von Kniprode in demselben Jahre wieder auf²⁰⁾: „venit in Ragnietam et in profectum fratrum edificavit castrum Schalowis et fossam magnam medium

miliare juxta stagnum Ragnite vulgariter“ (zu ergänzen: „ducit“), oder, wie Schütz erzählt: „Darnach erbawete er auch widder das Schalawonische haus, welches von den Littawen zerstöret vnd etliche jar in der aschen gelegen hatte, do lies er von dem hause einen groszen graben einer halben meile lang auffüren auf den Ragnitischen seh hinab²¹⁾.“ Diese Schalauerburg bei Ragnit wurde dann 1365 zugleich mit Caustritten und Splitter von den Litauern erobert und verbrannt und anscheinend nicht wiederhergestellt²²⁾.

Burg Ragnit (Abb. 1) dagegen begann der Orden 1397²³⁾ als stärksten Stützpunkt gegen das feindliche Samaiten in Stein neu aufzubauen, aber, wie aus einer später zu erörternden Urkunde hervorgeht und, falls der alte Schloßberg wirklich dem ersten Burgplatz gleichzusetzen ist, es sich auch von selbst ergibt, nicht an der gleichen Stelle, sondern auf der Uferhöhe etwas memelabwärts. 1403 war man mit diesem Neubau, der infolge der Schwierigkeit der Materialbeschaffung in dem gänzlich wüsten Grenzlande sehr viel Zeit in Anspruch nahm, so weit, daß das alte Haus abgerissen und das neue bezogen werden konnte²⁴⁾.

Die Maurerarbeiten unterstanden während dieser ersten Jahre Albrecht „dem muwerer“²⁵⁾. Wenn er 1402 nicht mit Namen genannt wird²⁶⁾, so darf man daraus kaum mit Steinbrecht schließen, daß es sich da um einen Nachfolger handelt, weil er, wie Steinbrecht selbst angibt, nach dem Treßlerbuch noch 1403 Zahlungen für größere Arbeiten erhält.

Nur bedeutet aber das Jahr 1403, wie schon Steinbrecht betont hat, nicht Vollendung des gesamten Baues, sondern nur eines wichtigen Teiles. Das ergibt sich mit aller Deutlichkeit aus den Rechnungen des Treßlerbuches, außerdem aber aus verschiedenen Urkunden. Denn nachdem nach Johann von Posilge²⁷⁾ schon um Ostern 1403 eine Menge Arbeitsleute auf Ragnit gezogen ist, um das alte Haus abzubrechen — Steinbrecht behauptet merkwürdigerweise, von dem Abbruch wäre nirgends die Rede, man hätte das alte Haus wohl für Vorburgzwecke verwertet — und das neue zu bereiten (= fertigzustellen), enthält ein Blatt des Ordensbriefarchivs vom August desselben Jahres²⁸⁾ wieder Verzeichnisse von Arbeitsleuten, welche die verschiedenen Ordenshäuser in Preußen zum Bau von Ragnit zu schicken verpflichtet wurden, „den graben aldo zu graben, vnd eyn haupt stossen“, d. h. einen Damm aufzuwerfen. An Graben- und Dammarbeiten, wie sie hier aufgeführt werden, allein ist dabei wohl nicht zu denken, weil neben Gräbern auch Zimmerleute angefordert werden. Als interessante Einzelheit aus dem Baubetrieb des Ordens ergibt sich aus dieser Urkunde, daß jedes Ordenshaus außer den Arbeitern zu Aufsicht und Rat je einen Bruder und einen „vernünftigen“ Schulzen zu stellen hatte. Man ver-



Abb. 1. Burg Ragnit, Kapellenseite.



Abb. 2. Plan der Stadt Ragnit aus dem 18. Jahrhundert.

sammelte sich in Tapiau und zog über Labiau, auf dem Wasserwege, nach Ragnit.

Es fragt sich nun erstens, um welche Grabenarbeiten, zweitens um welche Zimmermannsarbeiten es sich zu dem angegebenen Zeitpunkt gehandelt hat. Zur Beantwortung dieser Fragen verhelfen uns vielleicht zwei weitere Blätter des Briefarchivs, die eine datiert vom 24. Mai desselben Jahres, die andere ohne Datum, aber, da sie die Nachricht von der Bedrohung Ragnits durch Witowd, den Litauerfürsten, enthält, durch Heranziehung eines gleichlautenden Berichtes Johannis von Posilge²⁹⁾ für 1403 auch in dieses Jahr zu setzen. Auf dem ersten Blatt³⁰⁾ meldet der Hauskomtur von Ragnit dem Hochmeister als dem obersten Bauherrn, „das der nuwe Schultis meint zo hoek zu wortin (aufzuwerfen) die stat als das alde hachilwerg ist — — — etliche endin moste man wortin eyne halbe ruthin hoch, etlichin endin eyns mannis hoch, etlichin endin 2 elin hoech, und eyne elin hoech etlichin endin“. Diese Meldung des Hauskomturs kann sich nicht auf Grabenarbeiten an der Burg selbst beziehen. Denn diese waren bereits seit Frühjahr 1402 im Gange und kamen schon Herbst 1403 zum Abschluß. Es wird auch in den auf sie bezüglichen Verträgen und Rechnungen des Treßlerbuches ausdrücklich der „graben des huses“ und der Mühlendamm³¹⁾ genannt. Wir müssen vielmehr „stat“ als die vom Orden in der Nähe der neuen Burg geplante Stadt-siedelung auffassen und finden diese Annahme bestätigt durch die undatierte Lokationsurkunde von Ragnit aus dem Ordensbriefarchiv³²⁾ „De fundanda Civitate Ragnita“. Sie enthält die Gerechtsame auf Landbesitz und Fischerei, die der Orden der zukünftigen Stadt verleiht, vor allem aber seine Zusicherung, sie mit einem Walle zu versehen, „noch deme als das hachelwerg vor langen zeithen do gelegen, ist bewallet gewest“, unter der Bedingung, daß die Stadt fernerhin selbst für ihre Umwehrung zu sorgen hat, und schließt mit der Verleihung des Kulmischen Rechtes. Die unternommene Anlage kam infolge der bald darauf einsetzenden kriegerischen Wirren nicht zur Ausführung, erst 1722 wurde Ragnit Stadt. — Um die in Entstehung begriffene Siedelung soll nach der Urkunde von 1403 ein Wall von der Höhe des alten Hachelwerkes aufgeworfen werden — es hat an derselben Stelle also schon vorher ein umwehrter Bezirk bestanden, wie auch aus der Lokationsurkunde hervorgeht —, ein Wall, der offenbar nicht nur dem militärischen Schutz, sondern gewiß auch der Sicherung gegen Ueberschwemmungsgefahr dient. Denn es heißt weiter in dem Briefe, es sei geraten, „das man worte so hoech, glich den grabin und den hobelen (Hügeln, Erhöhungen), do das wasser nicht obir gink im vor jar“. Da nun diese Erdarbeiten im Mai 1403 erst geplant werden, die an der Burg

aber um diese Zeit schon weit vorgeschritten sind, müssen wohl die im August angeforderten Arbeitsleute in erster Linie für die ersteren bestimmt gewesen sein. Die Zimmerleute dagegen brauchte man einerseits für die Ausbesserung der Erker³³⁾ „in den hachelwerken“, den vorläufigen Holzaußenbefestigungen der Burg, die in der oben bereits angeführten zweiten Urkunde³⁴⁾ als so verfallen bezeichnet werden, „das man dorus keyne were gethun mochte (daß man sich daraus nicht wehren konnte), andererseits zur Fortführung der Bauarbeiten an der Burg selbst.

Mit der Nachricht von der Stadtanlage steht sachlich und wohl auch zeitlich im Zusammenhange ein undatiertes Brief³⁵⁾, in dem der Hauskomtur dem Hochmeister schreibt, „das di baudin (Bauleute) als habin angehabin (angefangen) hute, und lose sie zuvorn fullin dy alde husgrabin eynen tag adir 4. di wile wirt ouch dy Mimmel kleyner und ffelt. dor nach wil ich den statgrabin laßin grabin kein der Jemmir³⁶⁾, und wil loßin do methe fullin das meiste das man kan“. Danach wird die neue Siedelung mit einem Graben versehen.

Daß man dies von dem Fallen der Memel abhängig macht, spricht ebenso wie der Hinweis auf Ueberschwemmungsgefahr in dem anderen Brief mit großer Bestimmtheit für die Vermutung, daß die in Angriff genommene Stadtanlage in der Flußniederung lag, also vom Orden als Handelsstadt gedacht war wie Königsberg³⁷⁾ (Abb. 2). Die Erde, die man beim Ausheben des Stadtgrabens gewinnt, verwertet der Hauskomtur zur Ausfüllung des alten Hausgrabens, unter dem man nur den Graben um die alte Burg verstehen kann. Wenn aber dieser zugeschüttet wird, so fällt die Annahme Steinbrechts, der alte Burgplatz habe wohl für Vorburgzwecke Verwendung gefunden³⁸⁾. Andererseits geht daraus hervor, daß die Burg vor dem Ausbau in Stein an einer anderen Stelle gestanden hat, wobei es aber zweifelhaft bleibt, ob sie etwa in der Flußniederung lag, wofür die Verwendung der Erde vom Stadtgraben spräche, oder noch auf dem Platze der Burg Landeshut auf der Höhe über der Memel und in der Entfernung von ungefähr 2 km Luftlinie. Abreißen des alten Hauses und Zuschütten seines Grabens war augenscheinlich notwendig, um zu verhüten, daß sich ein Gegner dort festsetzte.

Es stellt sich nun die Frage, wie weit der Burgbau eigentlich Sommer 1403 fortgeschritten war, als die Ordensbrüder „zogen darauf zu wonen“³⁹⁾. Von den Burgen Marienburg und Lochstedt haben Steinbrecht⁴⁰⁾ und Clasen⁴¹⁾ nachgewiesen, daß man zuerst die äußere Hausmauer errichtete, die den annähernd quadratischen Baukomplex der ausgebildeten Konventsburg umschließt. Diese „Ringmauer“ scheint auch in Ragnit in dem ersten Bauabschnitt (1397—1403) entstanden zu sein.

Denn in dem Vertrag, den der Hochmeister Conrad von Jungingen Dezember 1403 mit einem neuen Maurermeister, Jorge Bescheiden, schließt¹²⁾, — der fast gleichlautende Entwurf dazu findet sich im Ordensbriefarchiv —⁴³⁾ wird dieser Meister dazu verpflichtet, „ein gros fenster in der Rinkmauer“ zu brechen. Auf was für eine Mauer soll sich aber dieser Ausdruck „Rinkmauer“ in Verbindung mit einem großen Fenster beziehen, wenn nicht auf die Hausmauer selbst? Aus diesem Vertrage erfahren wir ferner, daß das Schlafhaus schon vorhanden ist — Jorge Bescheiden soll „die want im slafhuse ofheben“, also wohl eine überflüssige Zwischenwand beseitigen. Stellen wir dazu die Rechnungen aus dem Treßlerbuch von 1402/3⁴⁴⁾ über Glasfenster und ferner eine noch unveröffentlichte Abrechnung vom 7. Dezember 1403⁴⁵⁾ „item 6 m. den tischern, die die stule zu Ragnith in der kirchen haben gemacht“, andererseits die Rechnung vom 13. Juli desselben Jahres „33 m. vor die philer (Pfeiler) zur kochen zu hauwen“⁴⁶⁾, so ergibt sich mit einiger Sicherheit, daß zur Zeit des Umzuges, wie natürlich auch von vornherein anzunehmen war, die notwendigsten Räume, teilweise schon mit Gewölbe versehen, fertig standen, nämlich Kapellenflügel — der durchlaufende Südbau — und Küchenflügel — der ebenfalls durchgehende Nordbau —, in dem dann auch der Schlafrum gelegen haben mußte⁴⁷⁾, wenn man nicht mit Steinbrecht und Clasen annehmen will, daß er sich in dem eingeschobenen Ostflügel befand und auch dieser bereits bewohnbar war. Aus den schon 1400 einsetzenden Zimmermannsrechnungen und der Baugewohnheit, zuerst die Dächer und dann die Gewölbe anzulegen, läßt sich außerdem schließen, daß die mehr oder minder ausgebauten Häuser seit 1402/3 auch bereits unter Dach standen.

Doch war dieses Dach nur provisorisch. Man muß sich vorstellen, daß Ragnit damals mitten in der Wildnis lag, daß Baumaterialien zum Teil von weit hergeschleppt werden mußten, und gelangt schon so zu der Annahme, daß es der Bauleitung nicht möglich war, die vielen und schwierig herzustellenden Dachziegel gleich während der Arbeit an dem Baue selbst anzufertigen. Nun wird diese Annahme aber zur Gewißheit erhoben durch eine undatierte Urkunde⁴⁸⁾, nach der das Haus zunächst nur mit Dielen gedeckt war und in diesem Zustande etwa drei Jahre lang verblieb. Erst dann, also um den Beginn des Jahres 1405, ein Datum, das durch eine später anzuführende Rechnung des Treßlerbuches⁴⁹⁾ bestätigt wird, bemüht man sich energisch um die endgültige Belegung des Hauses mit Dachziegeln.

Weil die betreffende Urkunde aus dem Ordensbriefarchiv noch in einem anderen Zusammenhange von größter Wichtigkeit ist, sei sie hier

im Wortlaut gegeben. Der Hauskomtur teilt darin dem Komtur von Ragnit mit, „das von den 6 schog dilen di uns homeister nv her uf gesant hat, sint 3 schog dilen gekomen zu dem geroste, do man di pfele uf stos zu dem dantzik und ouch zu dem werke in dem grosen thamme, unde di bretsnyder haben genuk zu tunde, das si di dicken bret snyden, do man den gang mete stroyen (mit Querhölzern versehen, bedecken) sal zu dem dantzik, und latten zu dem nuwen gewuwerten huse, das noch ungelattet is und mit dilen gedackit (gedeckt) is. Dennoch darp (bedarf) man dilen, do man mete den gang zum dantzik cleiden sal unde ouch das uch uwer zal der dilen widder ful wurde. (Dennoch braucht man Dielen, mit denen man den Gang zum Danzker bekleiden soll und auch damit euch eure Dielenzahl wieder voll wird.) Und di dilen, do das hus mete gedackit ist, haben wol 3 jor uf dem huse gelegen und sien vortorben von dem reyne (Regen) und von dem wetter, das si vordan nicht tuchtig sien (taugen), den gang zum dantzik zu cleiden noch sullir do von zu strichen (= die Böden damit zu glätten, auszulegen). Ouch mag si nicht ee abenemen, man habe denne zigil dor zu, das man hus moge behengen und wen man dene den steyn zu behengen (= Dachziegel zum Belegen) hat, so wirt is lichte fehlen an dem folke, wen lichte nicht bawden uf di zit werden hi obene sin“. Danach hat man also um die angegebene Zeit, Ende 1404 oder Anfang 1405, den Danzker in Angriff genommen, einen wesentlichen Bauteil jeder Burganlage des Ordens, auf dessen Ausgestaltung man überall große Sorgfalt verwandte⁵⁰). Die besondere Lage der Burg Ragnit hoch über dem Memeltal erschwerte seine Errichtung sicher nicht wenig: man sah sich wie in Marienwerder dazu gezwungen, ihn unten in der Flußniederung anzulegen, deren dauernd von Ueberschwemmungen bedrohter Boden erst mit einem starken Holzgerüste, einer Art Pfahlrost, gesichert werden mußte, ehe man die senkrechten Balken (pfele) des Danzkers selbst darauf errichtete. Dieser war ebenso wie der Gang, der aus dem Nordflügel des Konventshauses zu ihm hinüberführte, aller Wahrscheinlichkeit nach aus Holz. Dafür spricht die ausschließliche Erwähnung von Holzarbeiten, Zimmermeister und Zimmerleuten im Zusammenhang mit seiner Erbauung in der bereits angeführten Urkunde und in einem anderen, gleichfalls undatierten Brief, in dem, sicher bald darauf, der Hauskomtur dem Hochmeister meldet⁵¹): „das di zimmerluite und di bouden itzunt 10 wochin hi oben sin gewest und sullen noch 3 wochin hi oben sin, und nu spricht der zimmermeister, das si wol wellen binnen der zit den dantzik vnd den gang heben vnder sperren vnde cleiden — vnd zu stroyen vnd stule zu machen vnd zu zu machin, das truwet her binn der zit nicht zu tunde. — Ouch wer

is wol gut, das man das hus fulne lattete, wen ich hoffe io noch vor S. Bartol. tage genug dachsteyne dor zu zu haben, das man is decken muchte, vnd nu meynt der zimmermeister, das her mit den zimmerluiten vnd mit den bauden binnen der zit keyner andirn erbeit gewartin kan — — —.“ Da ist die Arbeit an dem Danzker bereits im vollen Gange. Man denkt schon daran, in drei Wochen über den Holzstützen das Gerüst für den Turm und den Gang zu zimmern (heben vnder sperren vnde cleiden), während für völlige Fertigstellung des Danzkers (stroyen, stule = Dachstuhl machen, zumachin) die angesetzte Zeit nicht zu reichen droht, zumal der Zimmermeister zugleich noch das Dach des Hauses selbst mit Latten (zum Auflegen der Dachziegel) versehen soll, nachdem man sich inzwischen die nötigen Dachziegel dazu verschafft hat⁵²⁾.

Die verhältnismäßig lange Bauzeit eines mittelalterlichen Bauwerkes hatte leicht zur Folge, daß schon vor seiner Vollendung Aenderungen und Ausbesserungen sich als notwendig herausstellten. So wird in dem angeführten Vertrage⁵³⁾ von Jorge Bescheiden verlangt, er solle „tabernacula und entpfange (Konsolen und Gewölbeanfänger) machen zu allen gewelben, wo die synt; ouch sal her toren und fenster, die unbeqweme sien, wider offbrechen und di wider machen und bereiten zu beqwemekeit — — — weren ouch eyngerley gewelwe boese (schadhaft), die alreit gemacht sien, die sal her umbesost pflichtig seyn zu bessern — — —“.

Jorge Bescheiden ist nach dem Treßlerbuch von 1403—1405 tätig, kommt aber seinem Vertrage nur teilweise nach. Denn in einem undatierten Briefe⁵⁴⁾, der nach seinem Inhalte — der Hauskomtur meldet dem Hochmeister, was er ausgegeben hat, „nachdeme das di bauden vnde Jurge der muwerer von hinnen zogen“ — nach der Abrechnung mit dem Maurer Dezember 1405⁵⁵⁾ anzusetzen ist, schreibt der Hauskomtur weiterhin, „ouch — — — rette ich mit Jurgen, do her wek zouk, das ich di gewelwe welde losen machen — — —“. Also hat der Maurer die geplanten Gewölbe nicht ausgeführt, es muß darum sogar ein Streit zwischen ihm und dem den Bau leitenden Hauskomtur stattgefunden haben; denn dieser fährt fort: „wurde Jurge nu sprechen, das si (nämlich die Gewölbe) zu vile gekost hetten, so bitte ich eynen werkmeister heruf zu senden, der sich dor uf vor stet, wen (da) ich meyne, her hette si selber nicht dor vmme gewelwet vnde musten im me gekost haben“. Das Treßlerbuch erwähnt des öfteren solche sachverständigen Handwerker, die der Orden heranzieht, damit sie Mauer oder Gewölbe begutachten⁵⁶⁾.

Abgesehen von der angeführten Verzögerung des Ausbaus unter Jorge Bescheiden muß vor seinem Fortgange Ende 1405 die Arbeit an dem Haupthause um ein entscheidendes Stück gefördert und der Vollendung

nahegebracht worden sein. Der Danzker wurde schon genannt. Im übrigen handelte es sich in erster Linie um die kurzen Zwischenflügel, die sich zwischen die durchlaufenden Hauptflügel mit den Haupträumen einschoben, und die Fertigstellung der Dächer. Bereits im Februar des betreffenden Jahres⁵⁷⁾ bezahlt man einen Maurer und 9 Knechte, „die das virde vyrtail von dem gemuwerten huse behangen haben“. Ferner 4 Maurer und 4 Knechte, „die in hantrichten, das sie 3 gewelbe ofgebrocht haben und eyn gewelbe getonchet haben und of den 3 gewelben geestricht (Fußböden über den Gewölben angelegt) und ouch eynen stobenoven us der grunt gemuwert haben und die brantmuwer an dem virden huse ofgemuwert haben“. „Das virde vyrtail behangen“ bedeutet die Bedeckung des vierten Flügels mit Dachziegeln, von deren Vorbereitung in den undatierten Briefen die Rede war. Es stehen also Frühjahr 1405 alle vier Häuser der Burg unter Ziegeldach, während der innere Ausbau weitergeht. Es werden nicht nur Gewölbe gemauert, die Hohlräume über ihren Kappen mit Erde ausgefüllt („die drye gewelbe mit erde gefollet“) und auf diese Weise ebene Fußböden gewonnen, sondern auch noch eine Zwischenteilung zwischen dem letzten der vier Häuser, das man ausbaut, und dem anstoßenden Flügel vorgenommen. Denn als eine solche Zwischenwand und nicht wie Steinbrecht als Abschlußgiebel muß man den Ausdruck „brantmuwer“ auffassen⁵⁸⁾, da Außengiebel sicher als solche genannt worden wären.

Aus derselben Rechnung vom Februar 1405 geht hervor, daß man im Zusammenhang mit dem Ausbau des Haupthauses eine Parchambefestigung angelegt oder erneuert hat, und zwar in Gestalt eines Zaunes zwischen Haus und Graben: „3 fird. vor 3 1/2 schog eichener zunsteckel zu hauwen, des sind 3 schog vor dem gemuwerten huse uf dem graben (an dem Graben) zwischen dem gemuwerten huse vorzunet.“ Dieser Parchamzaun scheint nie durch eine Parchammauer ersetzt worden zu sein, denn weder finden sich urkundliche Erwähnungen, noch haben sich Spuren davon auf Karten oder an Ort und Stelle überliefert⁵⁹⁾. Burg Ragnit würde auch mit seiner Plankenbefestigung keine Ausnahme unter den Ordensburgen bilden, da es einerseits von mehr als einer zweifelhaft bleibt, ob sie wirklich eine feste Außenmauer besessen hat, andererseits Palisadenbewehrung für Burg Bütow feststeht.

Die Rechnung schließt: „Das übrige halbe Schock „ist gekomen zu dem zuene, der umbe das Dutschen hachelwerk geget.“ Dieses Deutsche Hachelwerk könnte die sonst mit „stat“ bezeichnete, in Entstehung begriffene Kolonistensiedelung sein, die ja mit Erdwall und Graben und mit einer Holzbefestigung (Zaun aus Planken, Palisaden) umwehrt war.

Ein unmittelbarer Nachfolger des Jorge Bescheiden, der also Dezember 1405 mit seinen Leuten Ragnit verlassen hat, läßt sich weder aus Treßlerbuch, noch aus Ordensbriefarchiv feststellen. Erst im Dezember 1406 findet sich ein neuer Vertrag⁶⁰): „man sal wissen, das unser homeister bruder Conradt von Jungingen mit Hannus Bollen muwerer von Danczk obir eyne ist komen umbe das gemuwirde zu Ragnith und of der Tylsyt also das wir ym vor eyne seyle lang ruten hoch und zigels dicke 9 fird. sollen geben“. Am Tage darauf erhält Hannus Bollen 20 m. „zum gotespfennige — — — of sin gedinge“. Etwa ein Jahr später wird er wieder erwähnt⁶¹). Am 17. Dezember 1407 bekommt er „1 m. vor syne zerunge, das her ken Marienburg gezogen hatte⁶²), am 26. Dezember wird er mit Niklaus Fellenstein, dem Ordensbaumeister⁶³), zusammen genannt, der mit ihm nach Ragnit geht, „die muwir zu messen“. Kurz darauf (26. Januar 1408) schließt der neue Hochmeister, Ulrich von Jungingen, mit ihm einen neuen Vertrag unter genau denselben Bedingungen⁶⁴).

Leider ergibt sich aus keiner der zahlreichen Erwähnungen des neuen Maurers, zu welchen Arbeiten man ihn Ende 1406 heranzog. Es wird nur ganz allgemein von Mauerarbeiten gesprochen. Doch füllt sich diese Lücke hinreichend durch die gleichzeitigen Nachrichten aus dem Ordensbriefarchiv. Danach steht, wie schon Clasen nachgewiesen hat⁶⁵), fest, daß man im Anschluß an die Vollendung des Haupthauses, die ja für 1405/6 anzunehmen ist, an die Einrichtung der Vorburg ging. Die früheste Nachricht, die auf diese hinweist, ist in einem Brief, den man sicher falsch auf 1409/10 datiert hat, enthalten⁶⁶). Der Komtur zu Ragnit berichtet darin dem Hochmeister zunächst, daß die Baude abgezogen, der Bau aber noch nicht fertig wäre „wen (da) noch wol 2 zeil zu graben ist an dem graben von dem Berenbruche⁶⁷), ouch ist her noch nicht tief genueg“. Am Schlusse bittet er um 50 Mann, die Grabenarbeiten zu beenden, „wen wie der Stroem nicht geen wurde durch den graben am Berenbruche, zo wurde her sere infallen“. Davor aber heißt es: „Die gruntfeste zur vorbuge zu Ragnith, die ist gegraben — — — und mit der selbigen erden, zo hat man weder getemmet den tam, den man usgestochen (durchstochen) hatte durch des aufwassers willen (wegen der Ueberschwemmung)⁶⁸). Unter „gruntfeste“ kann man hier ohne weiteres die Fundamentgruben für die Vorburgmauern verstehen⁶⁹). Diese sind Sommer 1406⁷⁰) bereits sehr weit fortgeschritten: „zo ist die eyne mure itzunt aller dinge als sie sien sal und hoffe, das die ander want der muren ouch gantz tzu solle komen“. Der Komtur bittet schon um Zimmerleute, „wen sie müssen machen die gesper uf den muren“, den bedeckten Wehrgang, „do die wechter under geen mogen“. Gleichzeitig wird an einem Turme gebaut, der die Höhe des Daches haben soll. Clasen

identifiziert ihn mit dem heutigen Uhrturm; es könnte aber auch der runde Eckturm im Südwesten sein, der sowohl auf Wagners Schloßplan vom Jahre 1548, als auch auf dem Stadtplan C 109 des 18. Jahrhunderts erscheint und auf den vielleicht die Nachricht⁷¹⁾ von dem Ordensbruder geht, „der im torme also lange gelegen hot, der den koch zu toden geslagen hot“. Dann müßte aber das „Dach“ nicht das des Haupthauses sein, sondern das der Wehrmauern der Vorburg selbst.

Die Abrechnung für diese Vorburgbauten erfolgt 1407 und 1408. Am 7. März 1407 werden „30 m. Peter Melczer, Mertin Réymer und Heyncze Kasshuben den grebern zu Ragnith gegeben of leymfuren (Lehmführen) zu vyr zigelschunen“, die man zum Brennen der vielen Ziegelsteine benötigte, „und of die grunt zu graben zu den rinckmauern“⁷²⁾. Die „rinckmauern“, zu denen der „grunt“ gegraben, d. h. wiederum die Fundamentgruben ausgehoben werden, sind hier mit großer Wahrscheinlichkeit den Vorburgmauern gleichzusetzen. Denn die Hausmauer kommt nicht mehr in Betracht, und von den Parchammauern, an die man auch denken könnte, wurde bereits nachgewiesen, daß sie für Ragnit kaum anzunehmen sind. Für die Vorburgmauern aber spricht auch die Folge, in der die Zahlungen geschehen. Zuerst, Frühling 1407, erhalten die Gräber ihren Lohn für die Arbeit die sie schon etwa zwei Jahre vorher geleistet haben, dann wird 1408 mit den Maurern abgerechnet, und zwar auch für Arbeitsleistungen, die bereits zwei Jahre zurückliegen⁷³⁾.

Auch an der Siedlung in der Nähe der Burg wird in dieser Zeit weitergearbeitet, wie aus einem Brief von 1406 (4. Juni) hervorgeht⁷⁴⁾. Da schreibt der Hauskomtur dem Hochmeister, daß die Samaiten einen Einfall gemacht hätten. „Alzo balde ich das erufore, da santt ich vor stuenden noch den kalkbrechern vnnd noch den von der Balge vnd von Brandinburg, die vf der Bauede do binnen sind vnd holz gehawin habin zu der statt, das si von stuent her abher komen. da komen die Samaytin alzo fort vnd suchtin sie an allin stetyn, vnd da warin sie weck“, und verbrannten alles, was sie fanden. Durch diesen Ueberfall werden die Bauarbeiten sehr verzögert, weil man an der bedrohten Stelle weder Holz noch Kalk mehr gewinnen kann. Solche Ueberfälle der neu erstehenden Burg fanden während der ganzen Bauzeit statt und machten die dauernde Anwesenheit kriegstüchtiger Ordensbrüder auf dem Hause notwendig. So waren die Litauer 1402⁷⁵⁾ kurz vor Weihnachten eingebrochen und hatten Ziegelscheunen, Hachelwerk und Ansiedelung verbrannt. Für 1403 weiß Johann von Posilge⁷⁶⁾ von einem Ueberfallsplan des Litauerfürsten Witowd zu berichten, der aber angesichts der starken Besatzung Ragnits nicht zu stande kommt. Man hatte wohl auch zur Abwehr der drohenden Gefahr

die oben im Zusammenhang mit Witowds feindlichen Absichten erwähnte Baufälligkeit der hölzernen Vorbefestigung sofort und gründlich beseitigt.

Die im Treßlerbuche bis 1409 gebuchten zahlreichen Bauausgaben für Ragnit weisen wohl auf weiteren Ausbau der Vorburg, der sich bei der großen Ausdehnung der Anlage sicher über mehrere Jahre hinzog, und auf Inneneinrichtung des Haupthauses⁷⁷). Meistens heißt es dabei „of dye erbeyt do selbist“, aber auch ausdrücklich „of das muwerwerg do selbist“⁷⁸), und auch „delen zur muwer“ werden erwähnt⁷⁹). Zu den kleineren Einrichtungen, die neben der Hauptarbeit einhergehen, gehört der Brunnen. Bereits in den Jahren 1403/4 von Nicl. Hollandt angelegt⁸⁰), wird er 1407 bis 1409 durch Hannes Andris wesentlich erweitert⁸¹); man hat viel Steine dazu. Herbst 1407 erst scheint auch die Mühle fertiggestellt worden zu sein, jedenfalls notiert man am 17. Oktober: „item 2 m. Kunczen dem molwerkmeyster, der zu Ragnith dy molen und rade buwyte“⁸²). Ferner ist man auch während dieses letzten Bauabschnittes mit Grabenarbeiten beschäftigt, die aber sicher dem Ausbau des großen Grabensystems bei Ragnit dienen⁸³).

Im wesentlichen muß also 1408/9 das große Werk, das die Errichtung von Burg Ragnit darstellt, abgeschlossen worden sein, und als der Hochmeister, wie auch aus dem Treßlerbuch hervorgeht, 1408 und 1409 den nördlichen Teil des Ordensstaates besuchte, kann sehr wohl, wie Steinbrecht annimmt, die Einweihung der neuen Burg stattgefunden haben⁸⁴).

Die Vollendung der Burg Ragnit um das Jahr 1409 ergibt sich nicht zuletzt aus dem Verstummen aller Baunachrichten, das zu diesem Zeitpunkt im Ordensbriefarchiv einsetzt — das Treßlerbuch geht ja leider nicht über dieses Jahr hinaus. Etwaige, jedenfalls sehr vereinzelte Ueberlieferungen deuten sicher auf untergeordnete Arbeiten, vor allem Ausbesserungen, vielleicht auch auf Errichtung von leichteren Vorburghäusern, Ställen und dergl. hin. Ein solches Vorburghaus, offenbar nur aus Holz, wird weit später, nämlich August 1432, als das Schalauische genannt⁸⁵) und so baufällig geschildert, daß man es niederlegen müsse, um großen Schaden zu verhüten. Wahrscheinlich bald darauf⁸⁶) meldet der Komtur von Ragnit dem Hochmeister, daß ein Teil des „Schalauer Hauses“ in der Vorburg „niedergefallen“ ist und daß es nicht mehr lange stehen wird. Er müßte Leute haben, die einen Teil abreißen und von dem anderen den oberen abtragen, damit es wenigstens bis zum Herbst noch hält. Der Name dieses Vorburghauses erklärt sich wohl damit, daß der Orden nach Aufgabe der zerstörten Schalauerburg ihre Insassen in der Vorburg von Ragnit aufgenommen hatte. Fest gemauerte Vorburghäuser können hier kaum bestanden haben, da Wagner 1548 auf seinem Plan von Schloß Ragnit keine

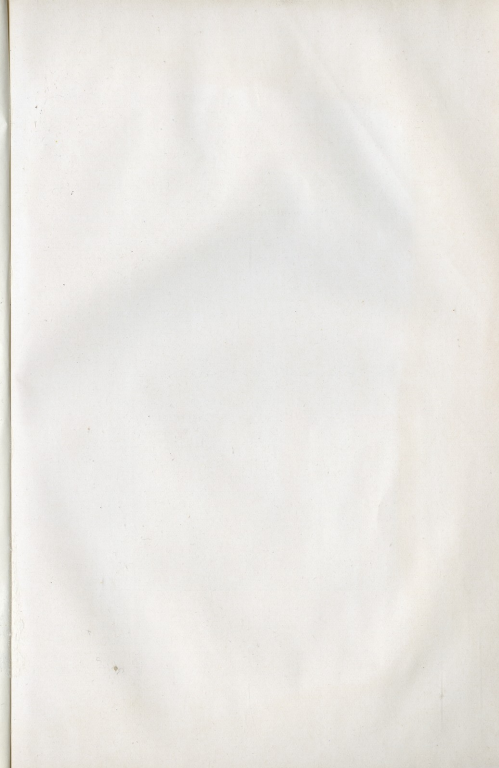
verzeichnet. Die Gebäude, die auf dem Stadtplan des 18. Jahrhunderts erscheinen, sind demnach neuzeitliche Zutaten.

Größere Reparaturen erwiesen sich schon wenige Jahre nach Abschluß der Bauarbeiten als notwendig. Im Februar 1411 brachen die Samaiten trotz des Friedens, den der Orden soeben geschlossen hatte, in das Gebiet um Ragnit und Tilsit ein und richteten großen Schaden an⁸⁷⁾. Zu seiner Beseitigung werden April 1412⁸⁸⁾ Arbeitsleute mit ihrem Geräte von den verschiedenen Ordensgebietigern auf „die buwunge“ zu Ragnit, Tilsit und Memel angefordert, und in demselben Monat schreibt der Oberste Marschall, der nun zur Kriegszeit die Oberaufsicht über die Burgen zu führen scheint, dem Hochmeister seine Ratschläge in betreff derselben Bauten, man solle zuerst genügend Holz hauen und zur Baustelle fahren lassen, ehe man die Baude zur Arbeit heranzöge⁸⁹⁾.

1420 (9. Mai⁹⁰⁾) besichtigt auf Befehl des Hochmeisters der Oberste Marschall in Begleitung eines Zimmermannes Hanns die Burgen Ragnit und Tilsit und stellt fest, daß beider Hachelwerke sehr baufällig und ausbesserungsbedürftig sind. Desgleichen Danzker und Abflußrinne der Küche: „ane andir ding, die zu Ragnith not seyn zu bauwen, als der danzk und die rynne, die us der kochen gehet. Und is ist nicht zu thunde mit den alden planken, das man den das undirste uff mochte keren, wen se vaste sint vorfawlet“. Aus diesem Zusammenhang ergibt sich mit Deutlichkeit, daß es sich auch bei dem Danzker nur um notwendige Reparaturen handelt, nicht etwa, daß er um diese Zeit noch überhaupt nicht vorhanden war⁹¹⁾.

Umfangreichere Bauarbeiten, wie schon Clasen vermutet, wohl im Gefolge eines großen Brandes unternommen, über den jedoch nichts überliefert ist, werden erst wieder um 1445 (18. Juli⁹²⁾) berichtet. Da teilt der Komtur zu Ragnit dem Hochmeister mit, „das das eyne firtel tzu Ragnith — wol gereyt sal in kortz werden ane das dach, wie wol dach große versewmlichkeyt an der bauwen — ist gescheen — do durch man das holtz tzu den stendren bey der muwren (zu den Wehrgängen), dor das alde holtz tzu kortz ist gewest, Sperre holtz und latten sulde haben gësnith.“ Danach scheint die Burg oder doch wenigstens ein Flügel und die Vorburg arg mitgenommen zu sein, und wenn man sich die schweren Zeitläufte in Erinnerung ruft, nimmt das weiter nicht wunder. Irgend ein kriegerischer Ueberfall, wie der von 1457 auf Insterburg, wird das Unheil über Ragnit gebracht haben.

Bei dem andauernden Kriegszustand, in dem sich der Orden während des ganzen 15. Jahrhunderts befand, und der zunehmenden Bedeutung und Wirksamkeit der Feuerwaffen stellte sich schließlich die Notwendigkeit heraus, die Burgen den neuen Anforderungen anzupassen. So wurde um



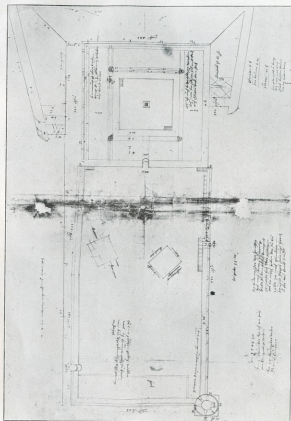


Abb. 3. Wagners Plan von Schloß Ragnit (1548).

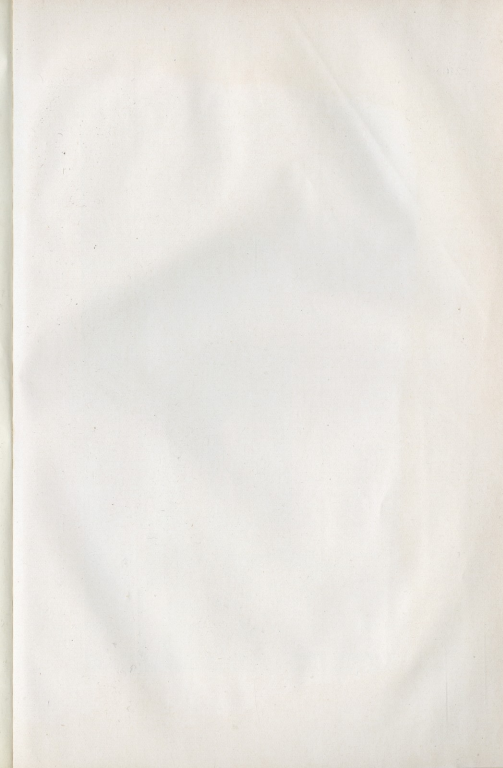
1517 (oder früher⁹³) ein umfassender Vorschlag für die Neu-Bewehrung der Ordensburgen ausgearbeitet, in dem auch Ragnit genannt und verlangt wird, „das forschloß (Vorbürg) kegen der lißke (Siedelung) zu hinder-schuetten und da vor eyn graben zu machen und uff der eyk (Ecke) nach littawen eyn wal und an dy eyk eyn halben thorm, der kegen dem schloß offen ist“, einen offenen Turm für Feuerschütze. Wie schon Clasen angenommen hat⁹⁴), sind diese Vorschläge offenbar nicht verwirklicht worden. Jedenfalls befand sich ein auf Wagners Plan von Schloß Ragnit und auf dem Stadtplan des 18. Jahrhunderts verzeichneter Turm auf der entgegengesetzten Seite und stammte, nach seinem Grundriß zu urteilen, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

Wagners Plan von Schloß Ragnit⁹⁵), der, wie schon ersichtlich war, über mehrere wichtige Bauteile guten Aufschluß gewährt, ist allem Anschein nach im Zusammenhang mit einem umfangreichen Umbau der Burg entstanden, den man zu herzoglicher Zeit beabsichtigt, aber kaum ausgeführt hat (Abb. 3). Nach einer der Anschriften, die sich auf dem Plan befinden, hatte man dazu „70 mal hyndert daustat (= tausend?) zyegel“ und ebenso viel „last kalck“ veranschlagt. Doch scheinen diese in erster Linie für ein riesiges bastionsartiges Bollwerk bestimmt gewesen zu sein, das Wagner dem Ostflügel in voller Breite, dem Nord- und Südflügel etwa zur Hälfte vorgelagert zeichnet. Dabei macht er die Angabe, daß „die gewyellb“ so lang sein müssen, „das man mit ein stück byschen (Büchse) Raum dar in haben mag“. Unter anderen interessanten Einzelheiten des Planes ist der als „saygerthum“ bezeichnete Uhrturm bemerkenswert, der hier als Torturm erscheint, während im heutigen Bestande sich davon nichts nachweisen läßt. Ferner der quadratische Unterbau des runden, mit Schießscharten versehenen Vorburgturmes und der Stall, den Wagner als einziges Vorburggebäude angibt. Schließlich beweist dieser Plan noch einmal, daß die späten Ordensburgen keinen Quergraben zwischen Haupthaus und Vorburg hatten⁹⁶).

Die Bauzeit der Burg Ragnit fällt in die letzte schöpferische Periode des Deutschen Ritterordens, kurz vor dem verhängnisvollen Jahre 1410 wurde sie vollendet. Ihr Ausbau war, in diesem geschichtlichen Zusammenhang betrachtet, nur ein wenn auch wesentliches Glied im Rahmen der umfangreichen Rüstungen, die der Orden für den schon lange drohenden Entscheidungskampf mit Polen unternahm. Denn gleichzeitig mit der großen Konventsburg, der einzigen dieser Spätzeit, entsteht eine ganze Reihe kleinerer Burganlagen, darunter im Norden des Landes, wo der Orden irrigerweise den Hauptangriff erwartet zu haben scheint, Tilsit, Memel, Thobese und Splitter. Von ihnen haben nur Tilsit und Splitter

nennenswerte Bauüberlieferungen, die aber auch so schlecht und fragmentarisch sind, daß sie keine zusammenhängende Baugeschichte ermöglichen und nur für die Lokalforschung Wert haben könnten.

Burg Splitter, ebenso wie Ragnit an der Memel gelegen⁹⁷⁾, wurde 1365 zugleich mit der Schalauerburg und Caustritten von den Litauern zerstört⁹⁸⁾. Es handelte sich dabei sicherlich nur um eine Holz-Erde-Befestigung. Thalmann⁹⁹⁾ nimmt an, daß der Orden wohl ihre Wiedererrichtung geplant, sie dann aber aus irgend einem Grunde wieder aufgegeben habe. Dagegen sprechen mehrere Urkunden, wenn auch aus ihnen leider kaum mehr hervorgeht, als die Tatsache, daß man in Splitter im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts einen Bau unternommen hat. Bereits 1384 wird Splitter wieder erwähnt¹⁰⁰⁾, und zwar unter den Burgen, die sich gegen einen räuberischen Einfall der Litauer gehalten hatten. 1403 (23. April) erhält dann ein Zimmermann „3 fird. — vor eyn pferdt zu mite und vor zerunge, der den bow besach zu Splitter“¹⁰¹⁾. Nach einer Rechnung vom Dezember desselben Jahres entlohnt der Komtur von Ragnit einen Ziegelstreicher für 122 000 Ziegelsteine, die offenbar für den Bau von Splitter bestimmt sind¹⁰²⁾. In derselben Rechnung wird die Bezahlung von Hölzern (ronen) für denselben Zweck angeführt. Dazu kommt 1404 eine weitere Bemerkung aus dem Treßlerbuch¹⁰³⁾: „item 1 m. Clement zur Splitter gegeben“ — ein Herr Clement wird auch bei Ragnit als beaufsichtigender Ordensbruder genannt — „item 75 m. vor 15 knechte dem steynmeister zu halden in der kost“. Ferner mehrere undatierte Urkunden aus dem Ordensbriefarchiv. In der einen bittet der Komtur von Ragnit den Hochmeister, ihm noch vor Winter eine „Baude“ zu schicken, „wen die hachelweg noch unbereitet sien vnd sunderlich die von der Splitter bose fule vnd nedere planken haben“¹⁰⁴⁾. Eine andere¹⁰⁵⁾ nennt Splitter zusammen mit Ragnit und Tilsit als Bauaufgabe des schon erwähnten Maurers Hannus Bolle, der 1406 die Arbeit übernahm: „ouch spricht her“ — nämlich dieser Maurer — „solde man zu der Splitter muuern, so kunde her sich nñcht nu mit gesinde dor uf richten, wen is wurde eyn langes ding, ee man im alsovil zigils furte, do her mochte anheben zu muuern. Ouch kunde man in zur Splitter mit den kalk nicht gefordern (fördern), wen man muste in us dem schiffe andirweit ufladen, das man fort furte, do man in burnen (brennen) solde“. Alle diese Nachrichten, über eine Reihe von Jahren verstreut, lassen doch wenigstens die Möglichkeit eines Wiederaufbaues der Burg zu Splitter offen. Dazu kommt noch das Ergebnis einer zufälligen Grabung. Als man 1924 beim Legen einer Wasserleitung Ausschachtungsarbeiten vornahm, stieß man auf gemauerte Ziegelfundamente mit darübergelagertem Ziegelschutt¹⁰⁶⁾.



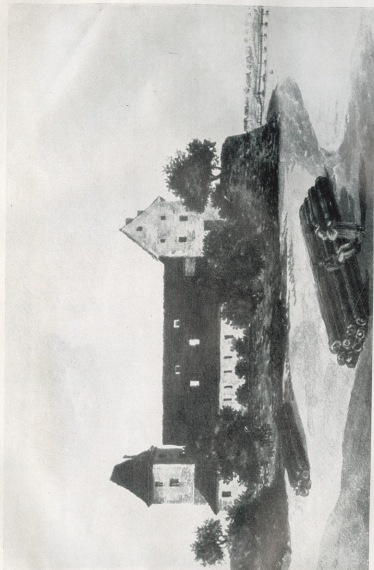


Abb. 4. Schloß Tilsit, Ostseite.
 Nach einem Gemälde des Hofmalers Alberti 1790/92. (Aus Thalmann, Bau- und Kulturgeschichte Tilsits I Abb. 29.)

Wesentlich später, wie es scheint, als die angeführten Urkunden, schreibt dann der Komtur von Ragnit aus Labiau an den Obersten Marschall¹⁰⁷⁾, er hätte ihm schon mitgeteilt, „sulde man das Bollwerk vnd den zven machin zur Splitter, so muste man hin off senden 20 adir 30 man. Das hat vns der huskomptur geschrebin, das mans nicht bedurfe vnd her meynt wol, sulle her die bawde acht tage lenger do obene halden, her welle die arbeit wol volbringen. Nu habe wir im geschrebin, das hers tue vnd neme sust arbeiter dorzu, was her der gehaben moge, das so die arbeit vollenbrocht werde“. Es handelt sich dabei wohl um Befestigungsarbeiten, die im Laufe der Zusammenstöße mit Litauen-Polen unternommen wurden. Hier interessiert in erster Linie, daß Burg Splitter danach offenbar in irgend einer Form im 15. Jahrhundert existierte.

Die Tilsit (Abb. 4) betreffenden Baunachrichten aus dem Treßlerbuch hat Thalmann¹⁰⁸⁾ zusammengestellt. Aus ihnen ergibt sich für Thalmann, daß die Erbauung der Burg Tilsit Ende 1406 oder Anfang 1407 begonnen worden ist¹⁰⁹⁾, nachdem die Vorbereitungsarbeiten schon 1404 eingesetzt hatten. In dem Vertrage nämlich, den der Hochmeister Conrad von Jungingen¹¹⁰⁾ Dezember 1406 mit dem Maurermeister Hannus Bolle schließt, wird neben Ragnit auch Tilsit genannt, ohne daß es dabei klar wird, ob man dort schon angefangen hat oder erst anfangen soll. Unmittelbar an diese erste Abmachungschließt sich eine unveröffentlichte, undatierte Urkunde aus dem Ordensbriefarchiv¹¹¹⁾. Der Hauskomtur von Ragnit berichtet darin dem Hochmeister: „Ich habe Hans dem muwerer — — — undirwisit di gelegenekeit vnde di gestalt — — — ouch sende ich di gestalt in disser ingeslossen zedel — — — Ouch spricht Hans der muwerer, das her mus haben uf beiden wergken“ (Ragnit und Tilsit) — — — Schubkarren, Eimer, Rüststränge etc. „Ouch begert der muwerer zu wissen, ab man uf der thilsit muwern wirt, so mochte man bereitschaft zu den kalk oben schicken in der zit“. (Es folgt die schon angeführte Stelle über Splitter.) „Ouch spricht der muwerer, das man im 8 schog dilen mus her uf senden zu beiden werken“.

Dieser Brief ist in mehr als einer Hinsicht sehr interessant. Zunächst ganz allgemein, insofern als er einen Einblick in die Art der Bautätigkeit des Ordens gewährt. Denn wenn der Hauskomtur dem Maurer die „gelegenekeit“, d. h. den Lageplan weist, „vnde die gestalt“, d. h. Grundriß und Aufriß, und diese dem Hochmeister übersendet, damit er sie überprüfe, so ist daraus zu schließen, daß er selbst und der, den er vertritt, der oberste Bauherr, nämlich der Hochmeister, einen nicht geringen, vielleicht sogar entscheidenden Einfluß auf die Gesamtgestaltung des Baues hatte und daß der Baumeister, „der muwerer“, nur technisch ausführendes Organ

war. Jedenfalls handelt es sich bei der „gestalt in disser ingeslossen zedel“ offenbar um einen neuen Plan, um einen Neubau, also nicht um Ragnit, dessen Haupthaus damals schon fertig war und dessen Vorburg auch bereits der Völlendung entgegenging, sondern um Tilsit. Es unterstand als Pflegeamt dem Komtur von Ragnit und wurde von Ragnit aus gebaut. Nach dem Plan von Giese¹¹²⁾ bestand Burg Tilsit aus einem langen Hausflügel an der Memel¹¹³⁾ (Abb. 5 und 6), vor den sich landwärts ein Hofrechteck legte, von Mauern umschlossen, im Süden durch einen halbrunden Turm verstärkt. Für die Bedeckung dieser Mauern, d. h. für ihre Ausstattung mit hölzernem Wehrgang, fordert 1407 oder 1408¹¹⁴⁾ der Komtur von Ragnit 4 Schock Dielen. 1408¹¹⁵⁾ findet eine Abrechnung mit Hannus Bolle statt, die die Giesesche Zeichnung als ziemlich glaubwürdig erweist: „dy zwu langen muewern an dem huse off der Tylsid“ — die beiden Hofmauern, die im rechten Winkel zu dem Hause verlaufen — „vnde dy muewer an dem Thorme“ — die südliche Wehrmauer — „dy behalden alle drey $4\frac{1}{2}$ sel (= seil) an $\frac{1}{2}$ ruthe, 10 zygel dicke gerechnet, der Thorm beheld 5 ruthen 12 zygel dicke gerechent. dy muwer ken der memel beheld 14 ruthen an 3 fuse und ist 6 zygel dicke gerechent“ — dies ist eine von Giese nicht angegebene vierte Mauer, die zwischen Haus und Fluß als Parchammauer verlaufend, den Wehrbezirk im Norden abschloß. Die Rechnung schließt mit der Kostenangabe „vor eyn gewelbe und vor eyne ofen — —“ Für welchen Bauteil, das nicht erwähnte Haus oder den Turm, dieses Gewölbe und dieser Ofen bestimmt sind, geht leider aus der Rechnung nicht hervor. Auch in einem 1406 datierten Brief¹¹⁶⁾ wird nur die Mauer genannt. Der Komtur zu Ragnit schreibt an den Hochmeister, „zo hoffe ich, das die mwre uf der Tilsat wol 10 zigel hoege wirt komen ober den bogen an dem thore desen somer“. Er fragt dann bei ihm an, „wie nu euwer wirdige gnade die muren an beyden werken wil gedakket haben“, und bittet ihn schließlich, er möchte Leute ausrichten, „die do cleit (d. i. lit. Klete, Haus) zur Tilsat ins hus noch vor wynter setzen mochten, do sich die luete inne behelfen mochten und ire gerethe bewarten“.

Der Baubeginn muß nach dieser Urkunde schon in den Frühling 1406 fallen. Aus ihrem Schluß ergibt sich, daß im Sommer dieses Jahres noch kein bewohnbares Gebäude in Tilsit vorhanden ist. Ferner, wenn man die zahlreichen und sehr ausdrücklichen Erwähnungen der „Mauer“ dazustellen, daß man auch in Tilsit zuerst das äußere Mauerquadrat baut, was die gleiche Annahme für Ragnit bestätigt, um dann erst das Haus hineinzusetzen, das hier ja im Unterschiede zu Ragnit zunächst nur aus einem Flügel besteht. Doch scheint sich sein Ausbau in Tilsit sehr verzögert zu haben, was große Unbequemlichkeit für die Burg-

Schloss Fleit und Umgebung 1795 bei mittlerem Wasserstand.

1. Deutsche Kirche
2. Schloss
3. Strasse hinter den Gärten
4. Schulstrasse
5. Rosenstrasse
6. Bortengang

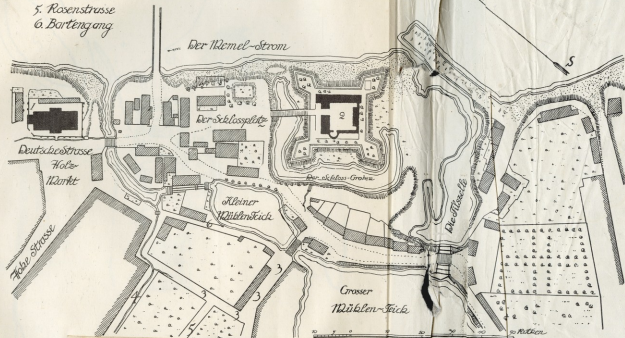


Abb. 5. Schloss Fleit und Umgebung 1795 (Aus Thalmann, Bau- und Kulturgeschichte Tilsits I Abb. 20).



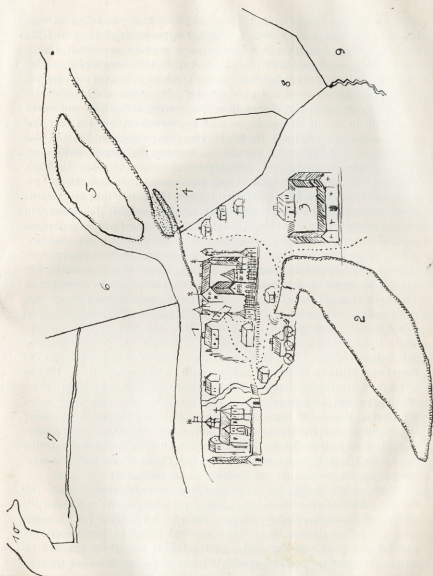


Abb. 6. Aus „Abriß des Amtes Tilsit mit den Neusassen, 1641“ (Aus Thalmann, Bau- und Kulturgeschichte Tilsits I Abb. 26).

leute zur Folge hatte. Noch zwei weitere Briefe enthalten Klagen des Komturs von Ragnit über die Unterkunftsschwierigkeiten in Tilsit. Der eine, ohne Datum¹¹⁷⁾, aber wegen der genauen sachlichen Uebereinstimmung wohl bald nach dem vom August 1406 anzusetzen, meldet, „das zu Tilsith das eyne hachelwerg keyn gebuwde bynnen der mwren, dor in sie blien mochten mit irem gerethe“. Der Komtur schlägt darum vor, „zo mochte man zun Nuwen huse eyn vyerteil abebrechen vnd setzen is zur tilsith in die mwre — — — die zimmerleute het ich wol dor zu — — — (Es folgt die Nachricht von dem schlechten Zustand der Hachelwerke in Splitter und Ragnit.) — „wen ane die forgescrebene ding, zo kann man zu winter das volk nicht wol behalden“. Der Ausdruck „Hachelwerk“, der ursprünglich einen umheckten, von einer Hecke geschützten Wehrbezirk bezeichnet, ist in dieser Urkunde sicher in zweierlei Bedeutung gebraucht. Das zweite Mal bedeutet er die Holzbewehrung einer Vorbefestigung, die von Thalmann östlich der Burg angenommen wird. Das erste Mal, wo „Hachelwerk“ in Verbindung mit „mwren“ steht, kann man darunter nur die gemauerte Hofbefestigung verstehen, die oben bereits beschrieben wurde. Diese Annahme wird nicht nur durch die schon angeführte Urkunde von 1406 durchaus bestätigt, in der es heißt „cleit zur Tilsat ins hus setzen“, sondern auch durch den zweiten Beschwerdebrief des Komturs von Ragnit¹¹⁸⁾ „von der cleiten vnd gebuwde zur Tilsat yns hus zu setzen“, über den noch zu handeln sein wird. Denn an der vorliegenden Urkunde interessiert noch der Vorschlag des Ordensgebietigers, zu Neuhaus ein Viertel abzubrechen und es in die Mauer von Tilsit zu setzen. Er liefert nämlich einen neuen Beweis für die Richtigkeit der Behauptung, die Clasen aufstellt¹¹⁹⁾, es wäre beim Orden üblich gewesen, Holzhäuser von einem Burgplatz auf den anderen zu übertragen. Wie sollte sonst der Komtur auf diesen Gedanken kommen? Doch scheint der Hochmeister nicht auf seinen Vorschlag eingegangen zu sein, wohl weil es bei der besonderen Situation, in der sich der Orden um die Zeit befand, kaum ratsam war, einen Punkt seines Verteidigungssystems zu schwächen, um den anderen zu verstärken¹²⁰⁾.

Auch andere Abhilfe hat der Hochmeister offenbar nicht geschaffen. Der Komtur muß sich in derselben Angelegenheit noch einmal an ihn wenden¹²¹⁾: „Ouch — — — als ich zu nehest euern gnaden geschreben habe von 4 zimmerluten wegen“ — danach ist ein weiterer Brief desselben Inhalts verloren gegangen — „vnd von der cleiten vnd gebuwde zur Tilsat yns hus zu setzet dem Burkgreuen (Burggrafen¹²²⁾) vnd sienen gesinde, zo geruche euwer gnade zu schriben eyne begerliche gnedige entwert, wen mir do von keyn entwert ist geworden vnd is wol not were, das die zimmerlute

hie obene weren itzunt vnd machten die knie vnd ander geboren zu der weren vnd der deckunge der mwren, uf das man zu hant die mwren mochte decken wen sie bereit weren. Ouch zo merket euwer gnade wol, das der Burkgreve zur Tilsat me gesindis haben wirt denne vor vnd wirt vaste vil werden, vnd die mussen vaste cleit vnd gebuwde haben, do sie sich vnd ire spiese ynne behalden mogen. Dor vmme geruche euwer gnade eyne etzliche (beträchtliche) bawde hir vffir zu senden. Do hoffe ich wol mete die cleit vnd gebuwde zu setzen."

Da erst 1407 oder gar 1408 für die Bedeckung der Mauern von Burg Tilsit Dielen angefordert werden¹²⁵), andererseits diese schon geliefert sein müssen, wenn man daran denkt, „die knie vnd ander geboren zu der weren vnd der deckunge der mwren“ anzulegen, das sind die Stützen, auf denen der Wehrgang aufliegt und dieser selbst, so ist dieser Brief mit einiger Wahrscheinlichkeit für 1408 anzusetzen, und es stellt sich heraus, daß auch jetzt noch kein bewohnbares Gebäude innerhalb der Außenmauern vorhanden ist. Wenn dabei von „cleiten vnd gebuwde“ die Rede ist, die für den Burggrafen und seine Leute erforderlich sind, so kann man wohl unter den „cleiten“, der ursprünglichen Bedeutung des Ausdrucks gemäß, Nebengebäude, Wirtschaftshäuser u. dergl. verstehen, die vielleicht die Nebenflügel bilden sollten, unter „gebuwde“ dagegen das eigentliche Burghaus, dessen Bau allzu langsam vorankommt. Da nun aber Ofen und Gewölbe in der oben angeführten Rechnung des Ordensbriefarchivs von 1408 sehr wohl zu diesem Wohnflügel gehören könnten, darf man daraus für das angegebene Jahr endlich einen entschiedenen Fortschritt der Arbeit daran entnehmen. Dazu würde der Bericht in der Fortsetzung des Johann von Posilge ausgezeichnet passen, die ja erst für 1408 meldet: „Item wordin gebuwet in desim zomir (Sommer) eyn hus uff der Mymmel di Tylsat genant“¹²⁴). 1409 scheint nach den Nachrichten im Treßlerbuch der Bau im wesentlichen vollendet worden zu sein¹²⁵), und zwar unter der persönlichen Leitung des Ordensbaumeisters Fellenstein, der Maurer und verschiedenes Baumaterial, wie „hoksteyne“, (ineinandergreifende Dachziegel mit hakenförmigen Erhöhungen) und Ofenlochsteine selbst nach Tilsit brachte. Es werden Eisen für die Fenster und Steine für die Küche der Burg in diesen Rechnungen erwähnt¹²⁶).

Bald nach der Vollendung hat Burg Tilsit ebenso wie Ragnit bei dem Einfali der Samaiten in dem Jahre nach der Schlacht bei Tannenberg schweren Schaden erlitten. Verzeichnisse der Kriegsschäden, die sogenannten Schadenbücher¹²⁷), melden darüber: „zur Tilsid vorbranten zwu czigelschunen — — — item 2 czigelöfen — — — auch so habin sie das nuwe huws vorbrannt, das stund mit ganzem Dache, das man nicht

gesummet (berechnet) hod — — —“. Außerdem wurde der zum Hause gehörende „hof“, der Viehhof, ausgeraubt und verbrannt. Nach diesem Bericht war in Tilsit die neu erbaute Burg selbst, „das nuwe huws“, durch Brand beschädigt worden, und es tat hier doppelt Not, daß der Orden, wie die bereits bei Ragnit erwähnten Urkunden von 1412 melden, alle Maßnahmen zur Wiederherstellung traf.

Zum Schluß sei noch eine undatierte Urkunde¹²⁸⁾ angeführt, die offenbar einer späteren Zeit, vielleicht der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört. Der Komtur von Ragnit beklagt sich darin gegenüber dem Hochmeister über die schwere Zeit und den Geldmangel. Die Häuser Ragnit und Tilsit seien schwer für den Hochmeister zu halten. Er, der Komtur, gebe sein eigenes Geld daran, sei auch bereit, Leib und Gut für den großen Zweck zu lassen, und habe nun Zimmerleute nach Tilsit geschickt, dazu seine eigenen Leute „und lossen eyn bolwerk off den torm schroten — — — vnd wellen die Tylzod alzo anrichten (einrichten, bewehren), das wir vns alzo me off der Tylzod wellen lossen belegen alzo zu Ragnith“, d. h. daß wir uns auf Burg Tilsit noch mehr stützen wollen als auf Burg Ragnit. Zur Unterstützung seines Vorhabens bittet der Komtur den Hochmeister, doch Geld von den Gebietigern zu verschaffen, „die vnvorheret synt“. Die im Briefe erwähnte Verstärkung der Burganlage von Tilsit wurde also augenscheinlich wie die von Splitter zur Abwehr der Einfälle vorgenommen, denen das Ordensland und besonders die Grenzgebiete während des Kriegszustandes mit Polen-Litauen dauernd ausgesetzt waren. „Eyn bolwerk off den torm schroten“¹²⁹⁾ heißt wohl: ein Wehrgeschoß aus Holz auf der Turmhöhe anlegen.

Die weiteren Schicksale der drei Memelburgen: Ragnit, Tilsit und Splitter gehören der Neuzeit an. Sie sind die der meisten Ordensburgen: Umbau und Verfall. Splitter, vorausgesetzt, daß es wirklich einmal ausgebaut worden ist, ging ganz verloren, Tilsit bis auf ein paar kümmerliche Mauerreste. Nur das Haupthaus von Ragnit hielt sich einigermaßen im Wandel der Zeiten. Doch wurde es durch Brand und Umbau im 19. Jahrhundert arg verstümmelt und dient trotz seiner hervorragenden architektonischen Bedeutung auch heute im Zeitalter einer aufwändigen Denkmalspflege noch als Zuchthaus.

Anmerkungen.

1) Herausgegeben von Joachim, Königsberg 1896.

2) Im Staatsarchiv Königsberg.

3) Die Ordensburgen der Hochmeisterzeit in Preußen. Berlin 1920.

4) Die mittelalterliche Kunst im Gebiete des Deutschordensstaates Preußen.

1. Band. Die Burgbauten. Königsberg 1927.

5) *Scriptores rerum prussicarum* I, Seite 151, Peter von Dusburg: Anno domini 1289 idem frater Meneko cupiens summo desiderio Cristianorum fines et terre Prussie angustias dilatare cum omni potencia pugnatorum venit in die beati Georgii martiris ad terram Scalowitarum, et ad laudem dei et gloriam in quondam monte supra Memelam edificavit castrum Landeshute quod sonat in Latino custodia terre, sed nunc (1326) dicitur communiter Raganita a fluvio vicino.

Script. rer. pruss. I, Seite 523, 524, Nicolaus von Jeroschin:

unde quam (Meister Meinhart) vil wol bedächt
mit wer und mit gezouwin
in das lant Schalouwin
an sente Gurgin tage
und bûwte bi dem wâge
der Mimlin ûf einen bere
got ein lobelichiz were,
eine vestin gûte
und hîz di Landishûte
dâ si noch stêt in dirre vrist.

Script. rer. pruss. I, Seite 133. Peter von Dusburg: Frater Theodoricus — — — venit navigio ad terram Scalowitarum, que sita est in utroque littore Memele, et accedens improvise ad castrum, situm tunc in eo loco, ubi nunc est castrum Raganita, inceptit ipsum impugnare. — — — Castrum et suburbium eius et alia edificia, que in vicino fuerant, combusserunt. Darauf wird auch das gegenüberliegende Ramige zerstört.

6) *Script. rer. pruss.* I, Seite 271, Annal. Pelp.: da daz ander hus zu Schalwen gebuwet wart 1293. Vergleiche auch Seite 280.

7) *Script. rer. pruss.* I, Seite 151, Peter von Dusburg. *Script. rer. pruss.* I, Seite 523, 524. Nicolaus von Jeroschin:

doch nicht ubir lang darnâch
man den meistir abir sach
mit volke nemin dar di vart
und di Memil niddirwart
bûwin einer vestin clûs,
di heizit das Schalousche hûs,
darûfe di Schalouwin
mit kindin unde frouwin
ir wonunge pflâgin
habin in den tagin.

8) Th. Loeschke, Ragnit. 1898.

9) A. Boetticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. Heft V, Litauen, Seite 108.

10) Script. rer. pruss. I, Seite 160, 541: utriusque castrum, scilicet Raganite et Scalowitarum, suburbia destruxerunt. Script. rer. pruss. I, Seite 181: Tandem cum Lethowini in hac impugnatione non proficerent, calcatis et destructis in agro utriusque castrum, scilicet Scalowitarum et Raganite, segetibus recesserunt. Script. rer. pruss. II, Seite 521 „castrum Schalowis“ und „das Schalawonische haus“.

11) Script. rer. pruss. II, Seite 521.

12) Script. rer. pruss. I, Seite 151.

13) Th. Loeschke, a. a. O., danach Thalmann, Tilsits Jugendjahre und Stadtwerdung 1923, Seite 23.

14) Th. Loeschke a. a. O.

15) Script. rer. pruss. I, Seite 160, 541. Vergleiche Anmerkung 8.

16) Script. rer. pruss. I, Seite 181. Vergleiche Anmerkung 8.

17) Script. rer. pruss. II, Seite 521. Wiegand von Marburg.

18) Script. rer. pruss. II, Seite 521.

19) Script. rer. pruss. II, Seite 521. Die Angabe von Schütz „auf ein werder, do es noch heutiges tages leit“, erweist sich schon durch den Nachsatz als völlig aus der Luft gegriffen, da zu seiner Zeit, 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Burg bereits auf der heutigen Stelle lag.

20) Script. rer. pruss. II, Seite 521.

21) Dieser Graben, der von der Paskalwer Burg nach der Ragniter Memelniederung führte, ist in Spuren noch nachweisbar. Er hatte wohl den doppelten Zweck, den großen Memelbogen, der sich wahrscheinlich in der Ordenszeit gebildet hatte, abzuschneiden, um den Wasserweg zu verkürzen, und die Kette der Memelburgen zu schützen.

22) Script. rer. pruss. II, Seite 65 Hermannus de Wartberge: 1365 Eodem anno circa Valentini Letwini tria castra expugnarunt in Prussia, scilicet Schalwitarum in Ragnithen, Kaustrieten et Splittern, omnibus hominibus abductis. Vergleiche auch Script. rer. pruss. III, Seite 83/84 Annal. Thorun., wo die Schalauerburg „castrum ante Ragnithen“ genannt wird, und Johann von Posilge, Fortsetzung, wo sie „hachelwerk vor Ragnith“ heißt, was die Richtigkeit der obigen Identifizierung noch weiterhin bestätigt.

23) Script. rer. pruss. III, Seite 212. Joh. von Posilge: in desim jór uf den somer wart Ragnith das hus begunst zu muren.

24) Script. rer. pruss. III, Seite 266 Joh. von Posilge: nach ostern zeuhant sante man vel lute ken Ragnith in die buwunge, also das man das alde hus abbroch und bereiten das nuwe und zogen darauf zu wonen.

25) Steinbrecht a. a. O., Seite 86 und Treßlerbuch.

26) Treßlerbuch, Seite 137.

27) Vergleiche Anmerkung 21.

28) O B A LVIII 65.

29) Script. rer. pruss. III.

30) O B A LVIII 59.

31) a. a. O., Seite 148, 149 und 238/239.

32) O B A LVII nr 37.

³³⁾ Erker sind Verteidigungseinrichtungen, vielleicht eckige Vorsprünge in der Art von Wichthäusern bei Stadtmauern, so wie sie für die kleine Burg Bälack überliefert sind.

³⁴⁾ O B A XXI 100. O. D.

³⁵⁾ O B A XXIII fl. O. D.

³⁶⁾ Jemmir. Dieselbe Bezeichnung findet sich in den „Schadenbüchern“, Ordensfol. 5 a und 5 b (Staatsarchiv Königsberg), wo von Heu „vff dem Jemmir“ die Rede ist, das die Samaiten dem Orden geraubt haben.

³⁷⁾ Die Bodenfunde, die man in der Flußniederung in der Nähe der Dampferanlegestelle gemacht hat: in die Erde gerammte Eichenpfähle, ein eisernes Ritterhemd, vergleiche Loeschke a. a. O., könnten sehr wohl auf diese Stadtsiedlung zurückgehen, sie liefern jedenfalls keinen zwingenden Beweis für die Lokalisierung der Schallauerburg an dieser Stelle. Der bisher unveröffentlichte Plan der Stadt Ragnit aus dem 18. Jahrhundert, Staatsarchiv Königsberg C 109, zeigt deutlich, daß die heutige Stadt auf dem hügeligen Gelände über dem Memeltal auf keine ordenszeitliche Planung zurückgehen kann. Dagegen deuten vielleicht die Gräben in der Flußniederung auf die am Anfang des 15. Jahrhunderts unternommene Stadtgründung hin. Vom Mühlenteich geht ein schmaler, heute nicht mehr vorhandener Flußlauf ins Memeltal hinab. Er wird dort von einem der Memel parallel verlaufenden, noch vorhandenen Graben aufgenommen, von dem wiederum im rechten Winkel ein jetzt verschwundener Abfluß nach der Memel abzweigt, dort wo heute der Hafen angelegt ist. Man könnte nun vermuten, daß jener schmale Flußlauf mit der „Jemmir“ identisch ist und der lange Parallelgraben dem Stadtgraben entspricht, den man „ken der Jemmir“ gräbt. Das Heu „vff dem Jemmir“ im Schadenbuch wäre dann das Heu auf den Wiesen an diesem Fläßchen (vergleiche Script. rer. pruss. III, Seite 291 Joh. von Posilge, Fortsetzung: eyn hus uff der Mymmel = ein Haus an der Memel). Diese Wasserläufe scheiden zusammen mit der Memel ein nur im Westen offenes Rechteck aus der Flußniederung, das durchaus Verwandtschaft mit ordenszeitlichen Stadtanlagen zeigt.

³⁸⁾ Steinbrecht, a. a. O., Seite 87.

³⁹⁾ Script. rer. pruss. III, Seite 266.

⁴⁰⁾ Preußen zur Zeit der Landmeister. Berlin 1888.

⁴¹⁾ a. a. O. und Die Deutschordensburg Lochstedt. Königsberg 1927.

⁴²⁾ Treßlerbuch, Seite 275.

⁴³⁾ O B A LVIII 58.

⁴⁴⁾ a. a. O., Seite 176, 186, 269. Steinbrecht a. a. O., Seite 87.

⁴⁵⁾ Treßlerbuch, Seite 273.

⁴⁶⁾ Treßlerbuch, Seite 257. Steinbrecht a. a. O., Seite 87.

⁴⁷⁾ Es sei daran erinnert, daß man in Klöstern vorzugsweise den Schlafraum über der Küche anlegte.

⁴⁸⁾ O B A LVIII 93, bereits bei Clasen a. a. O., Seite 216, veröffentlicht.

⁴⁹⁾ a. a. O., Seite 347.

⁵⁰⁾ Monumental ausgestaltete Dankker haben sich in Thorn, Marienburg und Marienwerder erhalten.

⁵¹⁾ O B A LVIII 94.

⁵²⁾ Clasen, a. a. O., hat irrtümlicherweise die beiden undatierten Briefe LVIII 93 und LVIII 94 und damit die Errichtung des Dankkers nach 1420 gesetzt.

Die ganze aus ihnen sich ergebende Situation, vor allem aber der Ausdruck „latten zu dem nuwen gemuwerten huse“ spricht eindeutig für den zweiten Bauabschnitt.

53) Treßlerbuch, Seite 275.

54) O B A LVIII 47.

55) Treßlerbuch, Seite 322. Steinbrecht, a. a. O., Seite 87.

56) a. a. O., Seite 260, 273. Steinbrecht, a. a. O., Seite 86.

57) Treßlerbuch, Seite 347. Steinbrecht, a. a. O., Seite 87.

58) „Brandmauer“ dürfte auch damals dieselbe Bedeutung gehabt haben wie heute, Mauer zwischen zwei Gebäuden, in diesem Falle also zwischen zwei Burgteilen.

59) Weder der in diesem Aufsatz veröffentlichte Plan von Wagner (1548), der im allgemeinen sehr genaue Angaben macht, noch der Stadtplan des 18. Jahrhunderts C 109 enthält Andeutungen einer solchen Parchamauer. Steinbrecht a. a. O. läßt die Frage offen, ob Burg Ragnit Parchamauer oder Parchamzaun gehabt hat.

60) Treßlerbuch, Seite 415.

61) Treßlerbuch, Seite 441.

62) Treßlerbuch, Seite 459.

63) Ueber Niklaus Fellenstein vergl. die Ausführungen bei Clasen, Der Hochmeisterpalast der Marienburg, Königsberg 1924, Seite 95 ff.

64) Treßlerbuch, Seite 457.

65) a. a. O., Seite 124.

66) O B A LVIII 53.

67) Was unter diesem Graben und dem Bärenbruche zu verstehen ist, ob es sich um eine Zuleitung von Wasser für den Mühlenteich oder um eine Regulierung der Wasserverhältnisse in der Memelniederung handelt, wird vielleicht die Ortsforschung nachweisen können.

68) Dieser „tam“ kann eigentlich nur ein Damm sein, der den Mühlenteich staute und den man im Frühling bei Hochwasser durchstoßen hatte, damit dieser nicht über seine Ufer trat.

69) Vergl. dazu eine Rechnung im Treßlerbuch, Seite 293, die sich aber auf Meszelanz bezieht: 22 scot vor die grunt zum nuwen gemache zu graben, und Seite 422: die grunt zu graben zu den rinckmuwern, u. a. m.

70) O B A LVIII 51, Clasen, a. a. O., Seite 124.

71) O B A LXXII 132.

72) Treßlerbuch, Seite 422.

73) O B A LVIII 38, Clasen, a. a. O., Seite 124.

74) O B A XVI a 11.

75) Script. rer. pruss., Seite 262. Steinbrecht, a. a. O., Seite 86.

76) Script. rer. pruss., Seite 266. Steinbrecht, a. a. O., Seite 86.

77) Steinbrecht, a. a. O., Seite 86.

78) Treßlerbuch, Seite 453.

79) Treßlerbuch, Seite 445.

80) Treßlerbuch, Seite 431, 461, 532. Steinbrecht, a. a. O., Seite 87.

81) Treßlerbuch, Seite 278, 294. Steinbrecht, a. a. O., Seite 87.

82) Treßlerbuch, Seite 439.

83) Treßlerbuch, Seite 488.

84) Steinbrecht, a. a. O., Seite 87.

- 85) O B A LVIII 55.
 86) O B A LVIII 44.
 87) „Schadenbücher“, Ordensfol. 5 a und 5 b.
 88) O B A 17. April 1412.
 89) O B A LVIII 39.
 90) O B A LVIII 95, Clasen, a. a. O.
 91) Clasen, a. a. O.
 92) O B A LVIII 57, Clasen, a. a. O.
 93) O B A O.S., Clasen, a. a. O., Seite 216.
 94) Clasen, a. a. O., Seite 216.
 95) Der Plan von Wagner befindet sich in einem Klebeband der Wallenrodt'schen Bibliothek, Msc 24.
 96) Clasen, a. a. O.
 97) Thalmann, a. a. O., Seite 24, schreibt, Splitter sei 1360 erbaut worden, ohne eine Quelle anzugeben. Die Script. rer. pruss. enthalten keine Nachricht darüber.
 98) Script. rer. pruss. II, Seite 85, Hermannus de Wartberge.
 99) Tilsits Jugendjahre und Stadtwerdung, Seite 30.
 100) Script. rer. pruss. III, Seite 133: Non dubium, sic fecisset aliis castris Ragnit, Newenhaus, Splintern.
 101) Treßlerbuch, Seite 248.
 102) Treßlerbuch, Seite 277: Kompthur von Ragnith zur Splitter: das noch-geschrieben geld hat der kompthur von Ragnith vor unserm homeister usgegeben: zum irsten den zigilstrichir 56 m. an 50 pf., dor vor hat her geantwert 122 000 muwersteyns — — item 7 1/2 m. vor 6 schog ronen — — derselben ronen sint 5 schog 15 ronen noch ungebrant bleben. item 1 m. 8 scot vor 4 schog ronen uszuwaschen — — item 4 1/2 scot vor 3 mandel ronen zu kerben und zu spalden. item 3 m. und 8 scot vor 10 ruthen von der Memel bis zum zigiloven zu furen. — — —
 103) Treßlerbuch, Seite 317.
 104) O B A LVIII 32.
 105) O B A LVIII 45.
 106) Thalmann, Tilsiter Beobachter 1, 2 und 4.
 107) O B A LVIII 40.
 108) a. a. O., Seite 32 ff.
 109) Die Urkunde aus dem Ordensbriefarchiv, 1406 LVIII 51, die Thalmann nicht kennt, beweist dagegen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß man schon Frühjahr 1406 mit der Erbauung von Burg Tilsit angefangen hat. Doch ist davon erst später zu handeln.
 110) Treßlerbuch, Seite 415.
 111) O B A LVIII 45.
 112) Boetticher, a. a. O., Seite 134.
 113) Nach weiteren bereits bei Thalmann a. a. O. veröffentlichten zeichnerischen Urkunden, unter denen der Abriß des Amtes Tilsit mit den Neussassen vom 8. Juni 1641 (Staatsarchiv Königsberg, Risse und Pläne Nr. 714; Thalmann Abb. 26) und eine Karte auf dem Tilsiter Vermessungsamt von 1795 (Thalmann Abb. 20) am aufschlußreichsten sind, war die Burg Tilsit noch 1641 von einem Palisadenzaun mit vier quadratischen und anscheinend festen Ecktürmchen umgeben, im Westen

durch die ebenfalls plankenumgezogene Vorburg doppelt gesichert. Um 1671 (Staatsarchiv Königsberg, Ostpr. Folianten Nr. 12713) wurde dieser Palisadenzaun durch die Bastionärbefestigung ersetzt, die auf der Karte von 1795 erscheint. Die Burg selbst setzt sich auf diesen späteren Zeichnungen und Plänen zusammen: aus dem schon erwähnten Hauptflügel an der Memelseite, dessen Reste heute noch 3 Joche der zweigeschossigen Vorlaube enthalten, einem Westflügel, der, offenbar untergeordneter Bedeutung, den Eingang aufnahm, einer Mauer im Süden mit dem gleichfalls schon erwähnten halbrunden Turm und einem schmalen, an die Mauer angelehnten Ostflügel. Der Westflügel gehört sicher nicht der ursprünglichen Planung an, sondern kann erst nach Vollendung des Nordflügels entstanden sein. Darauf weisen die rundbogigen, schräg abwärts führenden Kelleröffnungen, die sich in diesem Hauptflügel erhalten haben dort, wo der Westflügel auf ihn stößt. Das Haus an der Ostseite gibt sich ohne weiteres als Stall oder sonstiges Wirtschaftsgebäude zu erkennen.

¹¹⁴⁾ O B A LVIII 28.

¹¹⁵⁾ O B A LVIII 38.

¹¹⁶⁾ O B A LVIII 51.

¹¹⁷⁾ O B A LVIII 32.

¹¹⁸⁾ O B A LXXII 30.

¹¹⁹⁾ a. a. O., Seite 34.

¹²⁰⁾ Burg Neuhaus, deren Lage nicht feststeht, ist nach der Chronik des Wiegand von Marburg Script. rer. pruss. II 1360 errichtet worden: *magister Wynricus in multa copia compartata in profectum ordinis novam erexit domum in terra Schalvensi*. Sie wird 1384 auch von Joh. von Posilge erwähnt, vergl. Anm. 100.

¹²¹⁾ O B A LXXII 30.

¹²²⁾ Der Burggraf ist ein dem Pfleger untergeordneter Ordensbeamter, der ihn hier anscheinend während des Baues vertritt.

¹²³⁾ O B A LVIII 28.

¹²⁴⁾ Script. rer. pruss., Seite 291.

¹²⁵⁾ Thalmann, a. a. O., Seite 38.

¹²⁶⁾ Treßlerbuch, Seite 522, 531, 532, 543, 545, 581.

¹²⁷⁾ Ordensfol. 5a und 5b.

¹²⁸⁾ O B A LVIII 34.

¹²⁹⁾ schroten = abschneiden, zuschneiden.

Die Hofordnungen der letzten Hochmeister in Preußen.

Von Kurt Forstreuter.

Den Hofordnungen der frühen Neuzeit, besonders des 16. Jahrhunderts, haben die Kulturhistoriker schon lange ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Solche Hofordnungen sind nicht allein die wichtigsten Zeugen des höfischen Lebens in vergangener Zeit, sondern sie gewähren auch einen Einblick in die Behördenorganisation, die sich am Fürstenhofe konzentrierte. Eine Anzahl von Hofordnungen hat Artur Kern in Steinhausens „Denkmälern der deutschen Kulturgeschichte“¹⁾ veröffentlicht. Leider ist diese Sammlung für Preußen sehr unvollständig. Zwei wichtige Nachträge aus der Zeit des Herzogs Albrecht und des Markgrafen Georg Friedrich sind bereits durch Hein²⁾ veröffentlicht worden. Für die Ordenszeit hat Kern nur eine, übrigens wenig ergiebige, Hofordnung gebracht, die er noch dazu fälschlich in die herzogliche Zeit setzte. Die im Folgenden veröffentlichte Hofordnung des Hochmeisters Friedrich von Sachsen³⁾, die wahrscheinlich aus dem Jahre 1499 stammt, kann als eine der ersten in Deutschland besondere Beachtung verlangen. Sie ist zugleich eine Etappe auf dem Wege vom Ordensstaat zum Fürstentum.

Von den älteren Hochmeistern sind keine Hofordnungen erhalten. Sie bedurften ihrer auch nicht, weil ihr Leben durch die Ordensregel genau vorgeschrieben war. Der Hochmeister war in seinem häuslichen Kreise ein Ordensbruder unter Ordensbrüdern. Daneben freilich war er ein mächtiger Fürst mit starken repräsentativen Pflichten. Gerade diese der Öffentlichkeit zugekehrte Seite seines Hoflebens ist von Johannes Voigt in einem Aufsatz geschildert worden, der betitelt ist „Das Stillleben des Hochmeisters des Deutschen Ordens und sein Fürstenhof“⁴⁾. Dieser Titel weckt insofern falsche Erwartungen, als weder von einem Stillleben

1) Berlin 1905.

2) Altpreuß. Forschungen, Jg. 1925, S. 52 ff.

3) Staatsarchiv Königsberg, O. B. A. 1499. Dezember.

4) Raumers Histor. Taschenbuch, Jahrg. I (1830) S. 169 ff.

noch von einem Fürstenhof die Rede sein kann. Voigt schildert das Leben des Hochmeisters in der Glanzzeit des Ordens um 1400, als der Hochmeister der Leiter einer Großmacht und der Mittelpunkt einer Verwaltungsmaschine war, die die Marienburg mit ihrem Lärm erfüllte. Das war kein Stilleben. Aber es war auch kein Fürstenhof. Der Hochmeister blieb, auch wenn er abgesondert schlief und bisweilen auch abgesondert speiste, mit den Ordensbrüdern durch ein Band verknüpft: die Ordensregel⁵⁾. Ein Landesfürst war er nur für die Untertanen des Ordens. Solange die Ordensregel volle Geltung hatte und der Hochmeister sich mit dem Orden innerlich verbunden fühlte, war für eine Hofordnung kein Grund vorhanden. Die Ordensregel schrieb den Brüdern nicht allein das häusliche Leben, sondern auch die amtliche Tätigkeit vor. Vor allen Dingen aber fehlte dem Leben im Hochmeisterschloß ein Element, das überall sonst dem höfischen Leben besonderen Glanz verlieh: es ist die Frau. Nicht ohne Grund treten viele der späteren Hofordnungen als Frauenzimmerordnungen auf. Es ist ein Zeichen von Verfeinerung, daß man für den Umgang mit Frauen besondere Regeln schuf. An diesem Umgang mit Frauen durfte der Ordensherr nicht teilnehmen, er hatte das Gelübde der Keuschheit abgelegt. Das Hochmeisterschloß war ein Kloster. Wohl brachten politische Rücksichten es mit sich, daß auch Frauen den Hochmeister besuchten, so die Königin Hedwig von Polen den Hochmeister Conrad von Jungingen im Jahre 1397, freilich nicht in der Marienburg. Aber erst in der letzten Ordenszeit, als die alte Sitte bereits untergraben war, haben auch Königsberger Bürgerfrauen an den Festlichkeiten im Hochmeisterschloß teilgenommen⁶⁾.

Mit dem Hochmeister Friedrich von Sachsen war ein neuer Geist in den Orden eingezogen. Der Hochmeister war ein Kind seiner Zeit und dem Mittelalter, das bisher in Preußen geherrscht hatte, abhold. Er hatte in Italien und Leipzig studiert und brachte den Humanismus nach Preußen mit. Ihn berieten, statt der Ordensbrüder, seine weltlichen Räte. Seine persönlichen Neigungen verstießen gegen die Ordensregel, denn er huldigte dem Jagdsport und den Vergnügungen der Tafel⁷⁾. Er war eine ängstliche, unkriegerische Natur und hypochondrisch veranlagt, denn er fürchtete vergiftet zu werden und hielt sich einen Arzt, den Humanisten Erasmus Stella, für den er keine Kosten scheute⁸⁾. Dabei war Friedrich doch ein tüchtiger fleißiger Regent, davon zeugt auch seine Hofordnung.

⁵⁾ Herausg. von Perlbach. Die Statuten des Deutschen Ordens, Halle 1890.

⁶⁾ E Joachim, Altpreuß. Forschungen, Jg. 1924, S. 6.

⁷⁾ Voigt, Gesch. Preußens IX. 251, 258.

⁸⁾ Zur Charakteristik Friedrichs vgl. P. Oberländer, Die Politik des H. M. Friedrich von Sachsen, Diss. Berlin 1914.

Ihre Ueberlieferung ist interessant. Sie ist sehr sauber von einer gewöhnlichen Schreiberhand in ein kleines Heft geschrieben, doch ist diese Reinschrift später von dem weltlichen Räte des Hochmeisters, dem Dr. Dietrich von Werther, durchkorrigiert worden. Werther hat erläuternde Zusätze gemacht und „mein gnädiger Herr“ durch „unser“ ersetzt. Die Hofordnung wird durch diese Aenderung aus dem Bereich der internen Dienstinstruktion in die Sphäre des fürstlichen Erlasses gerückt. Uebrigens ist der pluralis majestatis keine Besonderheit, sondern schon in den Urkunden der früheren Hochmeister üblich.

Der Inhalt der Hofordnung ist nach zwei Seiten beschränkt, nach oben wie nach unten hin. Von den oberen Schichten wird der Ordenskonvent als Ganzes nur flüchtig berührt, und es fehlen ganz die weltlichen Räte des Hochmeisters mit der Kanzlei. Ferner aber werden die unteren Schichten, das Gesinde, nur nebenbei erwähnt. So werden die Schützen, d. h. die Schloßwache, dem Hauskomtur unterstellt, die Hofdiener dem Oberkompan und dem Hofrichter. Die Obliegenheiten der einzelnen Hofdiener und ihre Zahl sind nicht ersichtlich. Die Hofordnung erfaßt nur die selbständigen Aemter mit besonderer Kompetenz. Der Großkomtur steht als Großgebietiger des Ordens außerhalb des Hofes, er kommt nur einmal im Nebensatz vor.

Am ausführlichsten ist das Amt des Hauskomturs behandelt. Er verwaltet und bewacht das Schloß sowie die Gerichte. Er teilt mit dem Kammermeister, d. h. Pfundmeister, die Verwaltung der Rentkammer, er nimmt zusammen mit dem obersten Kompan die Wochenrechnung ab. Er ist der Vorsteher des Konvents und nimmt am Essen im Remter teil. Wenn er hieran verhindert ist, soll ihn der Konventkellermeister vertreten. Ihm unterstehen alle Amtleute, außer den Hofdienern. Auch die Briefungen haben ihm zu gehorchen, auch wohl die unteren Kanzleibeamten. Die Briefe aber soll, nach einer Korrektur Werthers, der Hauskomtur dem Hochmeister verschlossen zuschicken. Aus diesem Satze spricht das Mißtrauen des Hochmeisters gegen seine Ordensbeamten und die Absicht, Distanz zu halten. Während der Hauskomtur das Schloß und die Gerichte vor und in den Städten verwaltet, erhält der Oberste Kompan das Samland zugeteilt. Er soll außerdem auf das Hofgesinde und die Handwerksleute achten und das Wagengeschirr versorgen. Der unterste Kompan ist wesentlich Hofstallmeister. Während die übrigen Aemter sich von selbst verstehen, ist der Hofrichter eine problematische Figur. Ein Hofgericht ist als kollegiale Behörde erst seit 1506 bezeugt, doch fanden auch vorher

schon Appellationen an den Hochmeister satt^{10a}). Ein Hofrichter Friedrich ist im Jahre 1499 bezogen (O. F. 23, Seite 2). Im Jahre 1506 wird Jakob von Dobeneck, der sonst als Hofmarschall des Hochmeisters oft begegnet, auch als Hofrichter genannt (O. F. 24a, Seite 23). Die Rolle, die dem Hofrichter durch die Hofordnung zugewiesen wird, ist sehr kümmerlich. Sie beschränkt sich auf die Aufsicht über das Hofgesinde, Küche und Tafel. Falls er nicht etwa noch andere, hier nicht besonders hervorgehobene Aufgaben gehabt haben sollte, so wäre dieser Hofrichter überhaupt mit dem Hofmarschall zu identifizieren, dessen in der späteren Hauskomturordnung Erwähnung geschieht. Er hat jedenfalls dieselbe Aufgabe, die Aufsicht über das Hofgesinde und überhaupt über die Tafel. Die übrigen Ämter des Mühlmeisters, Kornmeisters, Karbesherrn, Scheunemeisters, Schenken, Küchenmeisters, Pfundmeisters, Kellermeisters, Baumeisters sind nur ganz allgemein erwähnt, nicht im Einzelnen umrissen. Sie sind z. T. nicht Hofämter, sondern zentrale Staatsämter, wie das Amt des Pfundmeisters. Dieser war nicht allein, wie sein Name sagt, Verwalter des Pfundzolls, sondern überhaupt der Rentkammer. Er ist, ohne im Orden denselben Rang zu haben, Nachfolger des Treßlers, dessen Amt schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts nicht mehr besetzt wurde. Von dem Rentmeister Hans von Tüngen besitzen wir gleich aus den ersten Jahren des Hochmeisters Friedrich die ersten vollständigen Rechnungsbücher der Hochmeisterkanzlei seit dem genau hundert Jahre älteren großen Marienburger Treßlerbuche⁹⁾, jener unerschöpflichen Quelle für die preußische Kulturgeschichte. Wie die politischen Grenzen und Ziele des Ordensstaates um 1500 viel enger waren als um 1400, so sind diese späteren Rechnungsbücher ihrem Inhalt nach nur ein matter Abglanz des Treßlerbuches. Wer jedoch das höfische Leben um 1500 darstellen will, der wird weniger die graue Theorie der Hofordnung als die sprechenden Zahlen der Ausgaberechnungen heranziehen¹⁰⁾.

Die zentrale Persönlichkeit in der Verwaltung des Ordensschlosses ist der Hauskomtur. Für das Amt des Hauskomturs gibt es aus dem Ende der Ordenszeit noch eine ausführliche Instruktion, die durchaus als Hof-

⁹⁾ Herausgegeben von E. Joachim, Kbg. 1896.

¹⁰⁾ Daneben besonders noch die von Ziesemer veröffentlichten Inventare der Ordensburgen, namentlich das Große Ämterbuch, Danzig. 1921.

^{10a)} Ueber das Hofgericht vgl. H. Fischer, Das Quatember- oder Hofger., Altpr. Forsch. 1924, Seite 41 ff. Ferner F. Gause, Die Landgerichte des Ordenslandes Pr., Altpr. Mon.-Schr., Bd. 59, 1922. — Die Hofordnung Albrechts des Beherzten von Sachsen, des Vaters des Hochmeisters (Kern II 27 ff.), kommt als Vorlage nicht in Frage. Sie ist von dieser Hofordnung wesensverschieden.

ordnung zu gelten hat. Sie ist bereits von Faber in den Preußischen Provinzialblättern¹¹⁾ gedruckt und von Kern nicht neu gedruckt worden. Ihre Niederschrift stammt jedenfalls erst aus der Zeit des Hochmeisters Albrecht, des letzten Hochmeisters in Preußen. Ein Vergleich mit der Hofordnung des Hochmeisters Friedrich zeigt neben der größeren Ausführlichkeit verschiedene bemerkenswerte Zusätze. Der Hauskomtur hat danach zunächst auf die Einhaltung des Gottesdienstes zu achten, worauf die erste Hofordnung gar nicht einging. Er hat zudem die Aufsicht über die Spitäler vom Heiligen Kreuz und St. Elisabeth. Die Bewachung des Schlosses, seine Oeffnung und Schließung wird im Einzelnen geregelt. Von der gerichtlichen Tätigkeit des Hauskomturs wird besonders seine Aufsicht über das Blutgericht hervorgehoben. Er soll bei der Folter immer zugegen sein und darauf achten, daß den Delinquenten nicht zu übel mitgespielt wird. Auch an dem Essen der Ordensherren soll der Hauskomtur immer teilnehmen. Gasterei und Winkleessen werden verboten, alle Ordensherren bekommen ihr Essen aus derselben Küche. Wer besondere Speisen haben will, muß sie aus eigener Küche besorgen. Aus der Ordensküche gibt es jeden Morgen vier Essen und jeden Abend drei Essen, und zwar für alle Ordensherren gleich gekocht und gewürzt. Nach weiteren Einzelheiten über Essen und Trinken, über die Abnahme der Wochenrechnungen u. a. wird auf das Gesinde eingegangen. Für seine Person soll der Hauskomtur nicht mehr als 6 Pferde (diese kommen zuerst), 4 Knechte, 1 Knaben, 1 Schreiber, 1 Kämmerer, 1 Stubenrauch, 2 Briefjungen, 2 Schützen halten. Er soll auch darauf achten, daß die übrigen Ordensherren kein überflüssiges Gesinde haben.

Ueber Küche und Keller gebietet der Hauskomtur nur in Abwesenheit des Hofmarschalls. Die Artikel, also die Instruktion des Hofmarschalls, auf die verwiesen wird, sind anscheinend nicht erhalten. Wohl aber gibt es noch eine andere, von Kern¹²⁾ abgedruckte Hofordnung aus dem Ende der Ordenszeit. Sie führt noch tiefer in das Alltagsleben hinab und gibt ein Verzeichnis der Leute, die „auf meines gnädigen Herrn Leib zu warten haben“, als da sind Truchsess, Schenk, Koch, Kämmerer, Jungen, Schneider, Schuster, Barbier, Kürschner, Rüstmeister, Stallmeister. Es ist erstaunlich, daß eine einzelne Person so viele Bediente brauchte. Von diesem wahrhaft fürstlichen Hofhalt liegt das alte Mönchtum des Ordens weit ab.

Der Hochmeister beriet und entschied die Politik mit seinen weltlichen Räten, er umgab sich mit einer Dienerschar. Was hatte sein Leben noch

¹¹⁾ Bd. IV (1830) S. 217 ff.

¹²⁾ a. a. O. S. 88 ff.

mit dem der Ordensbrüder gemein? Neben den geistlichen Uebungen waren es die gemeinsamen Mahlzeiten, die an die alte Ordensgemeinschaft erinnerten. An den Mahlzeiten des Konvents sollte der Hauskomtur immer teilnehmen, nicht so der Hochmeister. Zwar stand es schon früher dem Hochmeister frei, allein zu speisen. Ein Verzeichnis¹³⁾ aus dem Ende der Ordenszeit aber zeigt, daß aus dieser Freiheit eine Regel geworden war, daß der Hochmeister nur an 47 hohen Festtagen mit den Ordensbrüdern speiste, teils mittags, teils abends, teils an allen Mahlzeiten. Auch diese Regelung zeigt die innere Entfremdung des Hochmeisters vom Orden. In der Stellung des Hochmeisters war eine Wandlung eingetreten, schon bevor er aufhörte, Hochmeister zu sein. Im Jahre 1525 legte er den Ordensmantel ab, ein Jahr darauf nahm er eine Frau. Gleich im selben Jahre erging die erste Frauenzimmerordnung¹⁴⁾, es begann ein wirklicher Hofhalt.

Hoffsordnung herzog Friderichs von Sachssen, deutzsch ordens hohmeister, auffgericht.

O. B. A. 1499. Dezember. Durchkorrigiert von Dietrich von Werther, dessen Aenderungen und Zusätze [—]. Statt „meins gnedigen Hern“ hat Werther immer (mit 1 Ausnahme) „uns“ eingesetzt. Das ist nicht besonders vermerkt.

Wir Friderich von gots gnadenn tewtschs ordenns hohmeister, hertzog zw Sachssen, lanntgrave in Doringen und marggrave zw Meissen, wollen unnsre ampt zw Konigspurg hienach angetzeigter meynung, ordenung und regirung also bestalt haben.

Der hawskomthur sal die gerichte in allen dreyen stetten und vor den stetten mitsambt den lewten vorsorgenn, auf das beste und nach alder gewonnheit, welch ampt auch von den lewten vor den stetten scharwerk bedarff, sals dem hawskomthur angebenn. Die schutzen und brieffjungenn sollen auch in seinem gehorsam sein.

Den convent sall er auch nach [unseres]¹⁵⁾ wirdigen ordenns gewonnheit vleissiglich vorsorgen und die herren daselbst dem hawskomthur gehorsam gleisten unnd zwflucht inn irenn gebrechen zw ime habenn. [Woe er auch im rebetir ander handeln halben nicht essen kan, sal er dem conventhskellermeister bevhele, das er sein stadt alsdan vorwese und aufsehung habe, das ordentlich zugehe.]

¹³⁾ Staatsarchiv Königsberg. O. F. 136. Vgl. ferner die Vorschriften über die Speisung des Konvents und Hofgesindes in O. B. A. Ende der Ordenszeit. Nr. 177.

¹⁴⁾ Ebenfalls gedruckt von Faber, a. a. O. S. 225 ff. Eine noch ungedruckte spätere Frauenzimmerordnung befindet sich im Staatsarchiv Königsberg, E. M. 15 b. 80.

¹⁵⁾ des durchstrichen.

Auch sall er das schlos mit aller hawshaltung unnd notdurfft in bevelh haben, und sollen im alle [amptleuthe, ausgeschlossen unser huffediner gewertig sey und]¹⁶⁾ gehorsam gleystenn. Wo daruber etwas schadenns geschihet, sall ein hawscomthur uns dorfur antworthenn. Was auch fur brieffe ader hanndel an uns komenn, sall er [uns verschlossen zuschigke]¹⁷⁾.

[Er sal auch mit unserm camermeister alle unser jharrentin einnehme und ausgabe und alle quatember ire rechenschafft beschlisze, desgleichen uas vor ware an honigk, wasch, fischen und andern gefelt, sollen sze vorkaufen ader susth an wert uns zum besten, wie sze das die hendel lerne werden, den bornstein sollen sze mit unserm wissen anwerde.]

Ein hawscomthur sal auch alle sonnabende von allen ampten die wochenrechnung nehmen in beiwesenn des obirsten compan, wenn er heyme ist, unnd des phuntmeisters, unnd sal dorzw den gerichtsschreiber gebrauchen, vleissige awfsehung habe, das nicht zu vil vorthann wirt.

Sal auch vorschaffenn mit den schutzen unnd ernnstlich doruber haldenn, das sie das schlos des nachts unnd die weile mann die maltzeit heldt, geschlossen sey, unnd nymanth an sein wissen geoffennt werde.

[Wen auch der uberste compan nicht heime ist, sal der hauscamptor nach vorradt in die kuchen in die camerampt schriben, dach das eintlich in ein register geschriben wirt unnd dem ubersten compan, wen er in das gerichte czeuth, ubergeantwort werde, uas er doraus entphert.]

Des obirstenn companns ampt.

Das Samelandt sal er alleine in seinem bevelh habenn unnd dorawff vleissige achtung habenn, dortzu sal er den gerichtsschreiber, der ime allein gewerttig sal sein, gebrauchen.

Auch sall er mitsambt dem hoffrichter awff das hofgesynnde achtung habenn, und wo dem hoffrichter etwes gebricht, sal er an ime erholung habenn. Desgleichen sall er die wagenngeschir auch vorsorgenn.

Er sal auch, wenn er im hofe ist, bey der wochennrechnung seynn, was auch vor hanntwerckslawe uns in unsern stal unnd vor unser personn arbeytten, sall er vorschaffenn unnd mit ine abrechenn alle wochenn.

Des understen compann ampt.

Das er awff meinenn gnedigen hern warthe unnd bey der futterung sey unnd wer im hofe nicht ist, sal er dem kornmeister zu sagenn.

Auch das er awff unsern stall mit aufsehung habe, das der henngst wol gewarth werden.

¹⁶⁾ die im hofe bleybenn durchstrichen.

¹⁷⁾ seinen gnaden, wo es die noth erfurdert, zuschickenn.

Wen auch der obirste compann nicht ime hofte ist, sal er des obirsten compann ampt auch vorsorgenn.

Des hoffrichters ampt.

Das er awff unser essen vleissig achtung habe unnd das sich nymanth zw tische setzet, denn der in hoff gehoret, unnd was er mit dem kuchmaister unnd kochen bestellet, sollen sie ime gewertig sein. Desgleichen sal er das furdrabenn habenn, und wo ime etwas gebricht, sal er erholung habenn ann uns ader dem obirsten compann.

Des schengken ampt.

Meins gnedigen hern schenckenmeister vorsorget unsern keller unnd wort awff unser trincken unnd broth, den weyn sal er mit unserm rathe kawffen. Wo ime am brawen was fehel ist, sal er mit dem hawscomthur umb redenn.

Des kuchmaister ampt.

Das er vleissige achtung habe awff die kuche unnd was in die kuche gehoret, lawth seines eydes doruber gefhann, unnd den vorrath sal er mit rath des hawscomthurs bestellenn.

Des phuntmeisters ampt.

Der sal des zcols warthenn unnd unser camern, welch ampt geldes bedarff, erholdt sich an ime. Er sal auch allein unser renthen innehmenn [und berechen], unnd wo ime was gebricht, erholdt er sich an uns. Dortzw sol er bey der wochenrechnung sitzenn und mit den wochenlichen hanntwerckslewtenn rechen.

Des kellermaisters im convent ampt.

Sall seins kellers unnd ampts nach gewonheit [unser]s¹⁵⁾ ordenns vleissig warthenn unnd was ime felt, sal er am hawscomthur erholung haben.

Des molmaisters ampt.

Das er awff die mölenn vleissig achtung sal habenn mit gebew unnd das uns kein abbruch, desgleichen denn lewtenn, die dorinne molenn, recht geschee. Wo ime was felt, sal er uns ersuchen, in unserm abwesen den hawscomthur, unnd sal alle wochen rechnung thun, was er entphenen und awgegeben hot.

¹⁵⁾ Des wirdigen durchstrichen. Diese Aenderung zeigt am schärfsten den Gegensatz zwischen der alten Auffassung des Ordens als einer überpersönlichen Institution und der neuen Auffassung des weltlichen Fürstendienerers Dietrich von Werther, der im Orden nur das persönliche Machtinstrument des Hochmeisters sah.

Des kornmeisters ampt.

Sal sein ampt mit einnahme und awsgabe vorsorgen unnd auch alle wochen rechnung thun. Auch wo er fehel hath, sal ers an uns gelanngen lassenn, [dortzu auch das furwerck].

Des carbeshernn ampt.

Das er sein ampt, wie es ime bevolhenn ist, vorsorge unnd achtung habe, das er nicht zw vil vorthwe, wo ime was felt, sal er erholung habenn an uns ader dem groscomthur.

Des scheunemeisters ampt.

Warthe seins ampts, wie es ime bevolhenn ist unnd hat erholung an den hawscomthur unnd obirsten compann [und einem igklichen nicht mher wen eime geburt gebe].

Des bawmeisters ampt.

Sal awff die cuppermole achtung haben, das do nichts vorsewmet werde, unnd awff alle gebewde, die man vordinget und notdorfftig sein, sehen, das so von stadt gehen, und was er dortzw bedarff, sal er sich an dem hawscomthur erholenn.

Lischke und Stadt.

Ein Beitrag zur Geschichte der Städte im Lande des Deutschen Ordens.

Von Rudolf Grieser.

Es ist Max Töppens Verdienst, schon vor etwa 60 Jahren zuerst auf die Frage der Entstehung der kleinen Städte in Preußen hingewiesen zu haben¹⁾. Wir meinen nicht jene zahlreichen Städte, die im 13. und noch mehr im 14. Jahrhundert im neugewonnenen Lande dem planvollen Besiedlungssystem des Ordens — fast immer durch Lokation — ihre Entstehung verdanken. Am Anfang ihrer Geschichte steht meist die dem Lokator erteilte Handfeste, welche oft für lange Zeit den Gang ihrer Entwicklung festlegte, den Rahmen für zukünftiges kommunales Leben fügte.

Hier haben wir dagegen jene Gemeinwesen im Auge, die weniger planvoller Vorsorge der Landesherrschaft als eher besonders günstigen Umständen, mehr sozusagen organischem Wachstum, vorteilhafter geographischer Lage bisweilen, ihre Entwicklung zu kommunalem, wenigstens stadtähnlichem Wesen verdanken. Wir denken an jene Gebilde, welche die Vergangenheit bald als Lischken, Lisen (lat. lisca), bald als Flecken und schließlich auch als „Städtlein“ bezeichnete²⁾.

Eine ganze Anzahl von Gemeinwesen in Altpreußen hat diese Bezeichnung Lischke einst ausdrücklich getragen, wir nennen hier nur Barten, Pr. Eylau, Brandenburg, Labiau, Leunenburg, Tapiau, aber der Typus, wie er sich bei der folgenden Untersuchung darstellt, war jedenfalls viel verbreiteter (Seehesten möge hier als ein Beispiel für viele gelten), offenbar ein Gewächs speziell des preußischen Kolonialbodens. In den überwiegenden Fällen — Brandenburg, Leunenburg, Seehesten sind Ausnahmen — haben die Lischken das natürliche Ziel ihrer Entwicklung, das volle Stadtrecht errungen.

Dieser Endpunkt ihrer Entfaltung als Lischke, der zugleich Anfang der Entwicklung als Stadt war und bisweilen einen zusammenfassenden

urkundlichen Ausdruck fand, wie bei Labiau und Tapiau, bisweilen sich jedoch so unmerklich vollzog, daß wir heute fast nicht mehr zu erkennen vermögen, wo Ende und Anfang liegen, hat in vielen Fällen die Spuren des Vergangenen verwischt, ja, man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dies manchmal absichtlich geschah, um der in Wirklichkeit jungen Stadt das Ansehen ehrwürdigen Alters zu verleihen. So konnten sich über das Alter ihres Stadtrechts bisweilen unhaltbare Legenden bilden, die sich mit Zähigkeit bis in die neueste Zeit hinein behaupteten. Führt man das Alter des Stadtrechts von Barten bis auf 1359 zurück³⁾, ein Datum, das sogar seinen Platz im Wappen der Stadt fand, so wurde noch neuerdings wieder die Entstehung der Stadt Pr. Eylau auf das Jahr 1336 festgelegt. Während wir bei Barten bisher die Quelle dieses Irrtums nicht zu erkennen vermochten, hat bei Pr. Eylau angeblicher Stadtgründung Simon Gronau Pate gestanden. Von ihm übernahmen die Nachricht Hartknoch und Henneberger. Auf den letzteren bezog sich Voigt, der wiederum für Bötticher u. a. der Gewährsmann wurde^{3a)}.

Soweit es die meist sehr lückenhafte Ueberlieferung erweist, scheint die Geschichte der Lischken im allgemeinen gleichartig verlaufen zu sein, wie das unter den gleichen wirtschaftlichen und politischen Bedingungen ja auch nicht anders zu erwarten war⁴⁾. Nur selten kann man ihre Entwicklung im einzelnen erkennen und damit für die Entstehung und Geschichte dieses Typus im Kranz der preußischen Städte ein Beispiel liefern.

Wie alle Lischken und fast alle Städte des Ordenslandes ist auch Pr. Eylau unter dem Schutze eines Ordenshauses entstanden, dessen Existenz seit den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts feststehen dürfte⁵⁾. Schon bald nach seiner Entstehung wird sich dort allmählich eine Siedlung gebildet haben, auf deren Bestehen wir schließen können auf Grund der ältesten Verschreibung über eine größere Anzahl von Krügen vor dem „Hause Yladia“. Am 21. Oktober 1348 verlieh nämlich der Komtur von Balga, Ortulf von Trier, nicht weniger als 12 Krügem vor der Burg ein Gesamtprivilegium, das schlaglichtartig Bedeutung und Charakter der dort damals bereits bestehenden Ansiedlung beleuchtet. Obgleich die Ueberlieferung der Urkunde, die einzig in einer Abschrift des 16. Jahrhunderts im Hausbuch von Pr. Eylau⁶⁾ erhalten ist, was die Namen der privilegierten Krüger betrifft, die Fassung des Originals wohl nicht ganz getreu wiedergibt, so lassen wir doch hier das Stück folgen, da es — soweit bisher bekannt — eine der ältesten uns erhaltenen Lischkengründungsurkunden ist.

In nomine domini amen. Acciones mortalium propter continuam transmutacionem omnium istorum inferiorum cito transeunt et breviter evanescent, que non fidei testimonio proborum ac litteris sigillatis firmiter eternantur. Hinc est quod nos frater Ortolfus^{a)} de Treveris commendator in Balga et advocatus Natangie de maturo sanoque consilio nostrorum fratrum voluntate et consensu concedimus et donamus honesto Materne Bellite Fritzkonis, quondam tabernatoris felicitis recordacionis, unam tabernam ante castrum Yladie iure Colmensi cum decem iugeribus, area et orto inclusis, sibi suisque heredibus seu successoribus legitimis hereditarie imperpetuum^{b)} possidendam. Item damus dilectis et fidelibus nostris Ludouico, Joanni, Martino, Nicolao, Hermann, Joanni, Nicolao, Joanni, item Joanni Fleischeuher Matthie Ulrich, cuilibet ipsorum unam tabernam et alterum dimidium iuger, eciam iure Culmensi ante castrum Yladie ipsis ipsorumque heredibus ac successoribus hereditarie imperpetuum possidendam. Ceterum contulimus prius nominatis largam licenciam in suis tabernis vendendi carnes, panes pisces, allecia, pannos et alia hospitibus necessaria et generaliter omnia, que bibi possunt et manducari. Adicimus eciam memoratis communia ligna combustibilia nobiscum cesa dumtaxat, que legerholtz dicuntur, et piscaturam cum instrumentis, que vocantur worff-angeln, in stagnis circumquaque. Demum adicimus sepedictis quandam partem agri et rubeti, que iacet iuxta stagnum, et ulterius ad iugera plebani, deinde ad viam, que ducit in Bartenstein, ulterius ad limites, que pertinent ad villam Saysen¹⁾, et sic redeundo ad stagnum. Quidquid in his continetur pro usu communium pascuorum perpetue possidebunt. Racione huius vero donacionis dicti tabernatores de suis duodecim tabernis de qualibet illarum tres marcas et triginta pullos in festo sancti Martini episcopi singulis annis pro censu ac nomine census nobis ac nostre domui Balga solvere tenebuntur. Ut ergo hec nostra donacio inviolabilis permaneat iugiter et perseveret, presentem paginam ipsis dedimus sigilli nostri caractere roboratam. Testes omnium istorum sunt honorandi viri frater Fridericus de Bobardia noster vicecommendator, frater Crafft magister natorum, frater Gerardus Bohemus provisor domus Yladie, frater greue Eygen de Tuwingen noster socius, Matthias Saxe noster interpres, dominus Petrus noster capellanus et alii quamplures fide digni. Datum anno domini M^o CCC^o XL^o VIII^o in die undecim milium virginum.

1) Jetzt Zehsen, Kr. Pr. Eylau. Der Ort wird hier zum ersten Male erwähnt.

a) Hausbuch : Ortollus.

b) Hausbuch : imperpetuo.

Deutlich zerfällt das Privilegium in zwei Verschreibungen. Der zuerst genannte Krug, der offenbar mindestens schon eine Generation länger bestand — in der Urkunde wird ausdrücklich der Vater des nunmehrigen Inhabers genannt —, nimmt im Privilegium eine bevorzugte Stellung ein, die sich auch in der reicheren Begabung mit Ackerland ausdrückt. Anwesen und Gartenland eingeschlossen, werden dem ersten Krüger 10 Morgen verschrieben, während die elf anderen außer ihrem Krüge nur je 1½ Morgen Land erhalten. — Wie wir es bei Labiau beobachten können, wo der

ersten Gesamtverschreibung für fünf Krüger von 1391, März 5⁷⁾) noch zwei Privilegien für einzelne Krüger voraufgehen, deren frühestes vom 29. September 1373 herrührt⁸⁾), hat auch hier wahrscheinlich zunächst ein einzelner Krug existiert, neben dem dann — vielleicht ungefähr gleichzeitig — elf kleinere Krüge entstanden. Ob der erste schon früher eine Einzelverschreibung hatte — nach der Fassung des vorliegenden Privilegs ist man geneigt, sie in dessen erstem, selbständigem Teil wiederzuerkennen — muß ungewiß bleiben.

Deutlich geht aus der Handfeste auch der Charakter des Ortes als reiner Verkehrssiedlung hervor. Dem Bedürfnis der Reisenden, die hier, im Zentrum Natangens⁹⁾), Station machten, dienten die Krüge, denen für den Handel mit den Gegenständen des täglichen Gebrauchs wie Tuch und Nahrungsmittel — Fleisch, Brot, Fische, Heringe, bei der Verschreibung für Seehesten 1401 sogar Eisen¹⁰⁾), werden besonders genannt — völlige Freiheit gewährt wird. Gemeinsame Weide schloß die 12 Krüger zu einer Gemeinschaft zusammen. Mochten sie aber auch mit ihren Familien und Gesinde schon eine ansehnliche Gemeinde darstellen, so darf man aus der beiläufigen Erwähnung eines Pfarrers in der Urkunde vielleicht doch schon auf weitere Einwohner in Pr. Eylau schließen. Ackerbau im Kleinen, Gemüsebau treibende Leute werden wohl schon damals dort neben den Krügern gesessen haben, ohne daß sie im Besitze des ihnen zugewiesenen Landes zunächst schon urkundlich bestätigt worden wären¹¹⁾. Die Gärtner, wie sie genannt wurden, waren das zweite Element, aus denen neben den Krügern die Einwohnerschaft der Lischken bestand. Als der wirtschaftlich schwächere Teil haben sie, auch wo es nicht ausdrücklich überliefert ist, wie in Barten, wo ihnen erst 1628 von der Landesherrschaft ausdrücklich das Recht, sich Bürger zu nennen, zugesprochen wurde, hart um ihre Gleichberechtigung mit den Krügern gerungen. Sie waren es auch, die im direkten Gegensatz zu den Krügern das größte Interesse daran hatten, die Entwicklung zur Stadt vorwärts zu treiben, welche ihnen Gleichberechtigung mit den Krügern, besonders das so begehrte und wichtige freie Brau- und Schankwerk als spezifisch städtisches Recht gewähren sollte. Die Krüger, überall in den Lischken Inhaber der älteren und besseren Privilegien, haben sich dieser Entwicklung natürlich entgegengestemmt. Der Bildung einer geschlossenen Gemeinde ist dieser Kampf selbstverständlich nicht förderlich gewesen. Wenn es erlaubt ist, mehr als eine zufällige Formulierung darin zu sehen, dann muß es auffallen, wie deutlich noch Ende des 14. Jahrhunderts in Labiau bei Verleihungen an die Lischke die „Krüger vor dem Hause und die Gemeinde der Leute daselbst“ gesondert genannt werden¹²⁾. In Pr. Eylau

scheint sich demgegenüber der Zusammenschluß der beiden Elemente früher vollzogen zu haben.

Etwa 30 Jahre nach der ersten Verschreibung, am 24. Januar 1379¹³⁾, wurden den „Einwohnern zur Eylaw“ 7½ Hufen verliehen, die sie bis dahin ohne urkundliche Sicherung bereits in Gebrauch gehabt hatten. Zwei von diesen Hufen sollten dem Pfarrer zu zinsfreier Benutzung zustehen. In derselben Verschreibung wird auch zuerst eines Schulzen gedacht, dem ein Fischteich verschrieben wird.

Es taucht damit die so schwierige wie interessante Frage der Verfassung der Lischken auf. So sehr man sich gerade bei der in diesen Gemeinwesen offenbar ganz fließenden Entwicklung davor hüten muß, erst später festgestellte Institutionen ohne weiteres auf frühere Zeitpunkte zu übertragen, so ist doch mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß — mögen auch die Urkunden darüber zunächst schweigen — von vornherein die Schulzenverfassung des Dorfes auch hier geherrscht hat, wie wir auch aus den Verschreibungen für Tapiau erkennen, wo das Schulzenamt als mit einem Krüge verbunden schon seit der frühesten Verschreibung (1361¹⁴⁾ und noch 1511¹⁵⁾ zu erweisen ist. Daß es in den übrigen Lischken nicht anders war, selbst wenn sich — wie in Labiau — erst aus der Mitte des 15. Jahrhunderts eine Urkunde erhalten hat¹⁶⁾, die einen Schulzen erwähnt, muß als sehr wahrscheinlich gelten.

Spätestens in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hat dann aber ein Wandel begonnen, dessen Endergebnis bald früher, bald später eine städtischen Verhältnissen mindestens sehr eng angegliche Ordnung mit Rat und Schöffen, bisweilen auch lediglich Schöffenkollegium war, das unter dem Schulzen zugleich die Funktionen eines Rates ausgeübt haben mag. — Damals begann sich vereinzelt der Unterschied zwischen Lischken und Städten so zu verwischen, daß ein Ort wie Barten, den 1437 noch das große Zinsbuch des Ordens als Lischke klassifizierte¹⁷⁾, zeitweise allerdings zu den Städten gerechnet worden ist. — 1450 in dem Bericht über den Huldigungszug des Hochmeisters Ludwig von Ehrlichshausen erscheinen nebeneinander die Räte der Städte Barten und Drengfurt¹⁸⁾, und 1508 wird Barten gar auf dem Städtetag zu Königsberg als Stadt erwähnt¹⁹⁾. Seine Teilnahme an den Tagfahrten, etwa unter den kleinen Städten, ist jedoch nirgends nachweisbar. Barten hat — die Gründe sind nicht mehr ersichtlich, es erklärt sich wohl aus dem wirtschaftlichen Niedergang infolge der Kriegswirren — diese Stellung, welche ihm verfassungsmäßig auch nicht zukam, nicht behaupten können. In seinen Handfesten wird es im 16. Jahrhundert noch stets als „Städtlein“

und 1550 von einem herzoglichen Kommissar gar als „Fleck zu Barten“ bezeichnet²⁰⁾; es war und blieb zunächst Lischke.

Immerhin ergibt sich soviel, daß um 1450 bzw. wenig später in Pr. Eylau²¹⁾ und in Barten bereits die Ratsverfassung eingeführt war. „Bürger“ werden nebeneinander 1450 die Einwohner von Labiau und Tapiau genannt²²⁾. Wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt wird, so dürfte es doch ein Zeugnis dafür sein, daß die Entwicklung zur Stadt auch vor diesen Orten nicht halt gemacht hat. Jedenfalls ist bereits 1462 in Labiau ein Schöffenkolegium nachweisbar²³⁾; wann sich in Tapiau, das nach dem Voraufgehenden doch offenbar dieselbe Stufe der Entwicklung erreicht hatte, ein solches bildete, ist unsicher, am Ende des 17. Jahrhunderts ist auch hier diese städtische Form des Gerichts vorhanden.

Hatten die Lischken auch mit der Einführung von Räten und Schöffenkolegien einen beträchtlichen Schritt auf dem Wege zur Stadtform getan, so fehlten ihnen doch noch immer wesentliche Eigenschaften städtischen Wesens; noch bestand nicht eine einheitliche Bürgerschaft, noch stand neben den Krügern die Menge der minderberechtigten Gärtner²⁴⁾, welche allmählich zu Handwerkern aufstiegen und bisweilen schon im 16. Jahrhundert ganz nach städtischem Vorbilde sich in Gewerken zu organisieren begannen²⁵⁾, noch fehlte der Einwohnerschaft das freie Braurecht, noch fehlte — und das möchten wir für entscheidend ansehen — der Gemeinde eine wichtige städtische Gerechtsame: das Marktrecht.

Das Marktrecht, mochte es sich nun um den Jahrmarkt oder den weit wichtigeren, erst entscheidenden Wochenmarkt handeln, griff in jedem Falle über die Grenzen des privilegierten Ortes hinaus, es beeinflusste unter Umständen sehr fühlbar die wirtschaftliche Lage der Nachbarschaft, vor allem der umliegenden Marktorde, der Städte. — Als 1514 Pr. Eylau, ein Jahrmarkt verliehen wurde²⁶⁾, muß diese Maßnahme des Hochmeisters sich schon in Kürze in den benachbarten Städten ausgewirkt haben. Sie erhoben 1517²⁷⁾ bei Gelegenheit der Tagfahrt zu Königsberg lebhaften Protest, verlangten Aufhebung des Marktes, ohne allerdings ihren Willen durchzusetzen. Kann es bei solcher Lage wundernehmen, daß die Lischken das Marktrecht, insbesondere aber den Wochenmarkt, erst verhältnismäßig so spät errungen haben? Es war der letzte Schritt zum vollen Stadtrecht, es war augenscheinlich auch der schwerste.

Wie weit die Entwicklung in den Lischken im Laufe des 16. Jahrhunderts fortgeschritten war, dafür bietet gerade Pr. Eylau ein gutes Beispiel. Schon werden — wie übrigens auch in Barten — dort Bürgermeister genannt, und die unter dem Amtshauptmann Caspar von Lehndorf

(1551—1575) beschlossene Willkür des Ortes hatte durchaus städtischen Charakter²⁸⁾. Dennoch war sich die Gemeinde des Städtleins durchaus des Mangels bewußt, der sie vom vollen Stadtrecht noch trennte. Bei der Aemtervisitation des Jahres 1585 bot sich der Bürgerschaft die erwünschte Gelegenheit, ihre Wünsche der Landesherrschaft vorzutragen²⁹⁾. Gegen eine wesentliche Zinserhöhung, die sie freiwillig auf sich nahm, erhandelte sie gleichsam das ersehnte Stadtrecht. Worin bestand nun dieses „Stadtrecht“, das dem schon völlig städtisch organisierten Gemeinwesen noch verliehen wurde? — Das am 30. November 1585 vom Herzog Georg Friedrich erteilte Privilegium²⁹⁾ gibt auf diese Frage eine Antwort, die alle Zweifel ausschließt und die verfassungsrechtliche Stellung der Lischken von der der Städte eindeutig unterscheidet. „Nachdem Uns Unsere Untertanen“, heißt es da, ... „Bürgermeister, Rat und ganze Gemeinde des Städtleins Pr. Eylau um Begnadigung gewöhnlichen Stadtrechts... bittlichen angelangt ... so haben Wir ... zu dem von voriger Herrschaft erlangten Jahrmarkt ... noch einen gewöhnlichen Wochenmarkt, welchen sie wöchentlich Montags zu halten haben, bewilligt und ihnen frei Brau-, Schenk- und allerlei Hökerwerk zu Speise und Trank gehörig verschrieben ...“ Noch ein Jahr vorher (1584) hatte die zwischen Krügern und Handwerkern, den früheren Gärtnern bestehende Rivalität, die wir schon oben als eine allgemeine Erscheinung in den Lischken erwähnten, zu einem für die Krüger günstigen Rezeß geführt. Noch einmal hatten sie verstanden, ihr altes Privilegium von 1348 erfolgreich zu verteidigen. Noch einmal war den Handwerkern das Brauen und der Ausschank wegen Schädigung der Krüger außerhalb des Jahrmarkts untersagt worden. Aber schon im folgenden Jahre schritt die unaufhaltsame Entwicklung über ihre wohlerworbenen Rechte hinweg. Die Landesherrschaft hat die unbillige Härte, die darin lag, wohl erkannt, aber die Staatsräson half sich mit einem besonderen Mittel. — Es bestanden in Pr. Eylau von den ursprünglich 12 Krügen nur noch 8. (Diese Zahl übrigens schon 1437.) Die Gerechtsame der 4 eingegangenen Krüge wurde nunmehr der Einwohnerschaft von Pr. Eylau zugeeignet, damit sie es auf bestimmte Erbe austeilten und so ohne Benachteiligung der 8 Krüger nutzen möchte.

Nicht überall wurden die alten Vorrechte der Krüger immerhin so schonend beseitigt. In Barten, das erst 1594 den Jahrmarkt und im 17. Jahrhundert den Wochenmarkt erhielt³⁰⁾, wurde der verfassungsrechtliche Unterschied zwischen Krügern und Gärtnern, der noch im 16. Jahrhundert zu langwierigen Streitigkeiten geführt hatte³¹⁾, durch einen Akt der Landesherrschaft, das Privilegium vom 10. Juli 1628³²⁾, ausdrücklich aufgehoben. Die auf halben Erben sitzenden 30 Gärtner

sollten, wie die Urkunde es ausdrückt, „nicht mehr vor Gärtner sondern vor Bürger benennet und gehalten werden“, außerdem aber sollten sie berechtigt sein, „nebenst den Krügern, sooft sie es dazu bringen können, sich des Bierbrauens und des Ausschenkens, wie in anderen Hinterstädten³³⁾ gewöhnlich, gebrauchen. . .“ Auch Barten, das in diesem Privilegium noch als Städtlein bezeichnet wird, während das in ihm vergleichsweise erwähnte Pr. Eylau als Stadt erscheint, dürfte frühestens mit dieser Urkunde, wenn nicht erst mit der noch späteren Wochenmarktsverleihung, zur wirklichen Stadt geworden sein.

Während Tapiau, nachdem es im 16. Jahrhundert den Jahrmarkt und 1708 den Wochenmarkt³⁴⁾ erhalten hatte, erst durch das Patent Friedrich Wilhelms I. vom 6. April 1722 zusammen mit Stallupönen, Ragnit, Bialla und Nikolaiken Stadtrecht erhielt, hatte Labiau dieses Ziel schon 1642³⁵⁾ erreicht.

Auch hier herrschten tiefe Gegensätze zwischen den „Handwerkern und Einwohnern“ und den Krügern, die im Laufe der Jahrhunderte von 5 die stattliche Zahl von 12 erreicht hatten. Das Streben der Einwohnerschaft des Städtleins gründete sich hier zu einem großen Teile ebenfalls auf den Wunsch nach dem freien Brauwerk. Auch dieser Ort hatte in mancher Hinsicht bereits städtische Einrichtungen entwickelt, so daß in der Einwohnerschaft gar die Vorstellung entstehen konnte, sie habe früher einmal Stadtrecht besessen. Zwar bestand kein Rat in Labiau. Die Leitung der Gemeinde lag noch in den Händen eines Schulzen, welcher auch die Verhandlungen der Gemeinde mit der Landesherrschaft über Verleihung des Stadtrechts führte. Dennoch lassen sich bereits seit der Mitte des 15. Jahrhunderts dort neben dem Schulzen Schöffen³⁶⁾, also ein städtisches Gericht, nachweisen, und zwei Gewerke bestanden unter den Handwerkern des Ortes schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts. — Die Einwohnerschaft Labiaus, der die Abneigung der Krüger gegen die Verleihung des Stadtrechts natürlich sehr wohl bekannt war, versuchte schon 1612 unter deren Umgehung ihr Ziel zu erreichen. Dem Amtshauptmann zum Trotz, der sich dieser Rechtsverletzung widersetzte, weigerten sie sich standhaft, den Krügern die für den Landtag vorbereitete Supplikation der angeblich „gesamnten“ Einwohnerschaft um Stadtrecht auch nur mitzuteilen, geschweige denn sie an deren Beratung teilnehmen zu lassen, verlangten indessen sogar von ihnen noch Beiträge zur „Zehrung“ für die Abordnung. Bis zu welchem Grade die Erbitterung stieg, in welcher tumultuarischer Weise sie Ausdruck fand, zeigt sich darin, daß der Amtshauptmann, gegen den sich schließlich der Zorn der Zurechtgewiesenen richtete, zu einer Verhaftung schreiten mußte³⁷⁾.

Die Hoffnungen der Einwohnerschaft Labiaus, soweit sie nicht Krüger waren, die 1612 noch einmal enttäuscht wurden, fanden — wie gesagt — 1642 ihre Erfüllung. Labiau wurde Stadt. Zwar wurde das lästige Scharwerk, gegen das der Ort schon länger remonstrierte, nicht erlassen, aber neben Einführung der Ratsverfassung und eines Wochenmarktes — Jahrmakkt hatte Labiau bereits früher erhalten³⁸⁾ — bewilligte das Privilegium endlich das umstrittene freie Brauwerk. — Diese letztere Bestimmung nun rief die Krüger auf den Plan. Nach einem zwanzigjährigen Prozeß, den sie zum Schutze ihrer bedrohten Gerechtsame führten, entschied der Kurfürst 1665, daß das ausschließliche Braurecht der Krüger ihren Handfesten entsprechend — allerdings gegen Erlegung eines neuen Zinses über ihre früheren Verpflichtungen hinaus — erhalten bleiben solle; der damit notwendige Verzicht der Stadt auf das freie Brau- und Schankrecht wurde durch Befreiung von dem lästigen, lange bekämpften und bei dem wachsenden Selbstgefühl des Ortes nur widerstrebend ertragenen Scharwerk ausgeglichen³⁹⁾.

Wir versuchten an einigen Beispielen — soweit das bei der Lückenhaftigkeit der Quellen möglich war — Entstehung und Entwicklung der Lischken darzulegen. Ueberall der gleichen Wurzel, einer wohl primitiv befestigten, dem Durchgangsverkehr dienenden Siedlung von Krügern und Gärtnern bei einer Ordensburg entsprossen, haben sie sich zweifellos dank ihrer wirtschaftlichen Blüte, eine Folge ihrer günstigen Verkehrslage, mit der Zeit zu mehr oder weniger stadthähnlichen Gebilden entwickelt. Ihnen allen gemeinsam ist das Streben zur Stadtverfassung, die einige von ihnen schon zu überraschender Vollkommenheit entwickelten, während beispielsweise Labiau auf einer früheren Stufe zunächst stehen blieb und lediglich das Gerichtswesen über die allen wohl ursprünglich gemeinsame dörfliche Schulzenverfassung zu städtischen Formen (Richter und Schöffen) weiter bildete, eine Tatsache, welche die Gemeinde bei ihrem Gesuch um Stadtrecht auch selbstbewußt hervorhob⁴⁰⁾. Nirgends ist diese Entwicklung — und dies ist für sie typisch — auf ausdrückliche landesherrliche Verleihungen zurückzuführen. Allen Lischken aber fehlt neben dem freien Brauwerk, auf das ja die Stadt Labiau auch schließlich wieder verzichten mußte, lediglich eines — das Privilegium des Wochenmarktes, — das damit allein noch diese Orte von den Städten unterschied.

Eng mit dem Begriff des Stadtrechts verbunden war, wie schon berührt, das Recht des freien Brauwerks. Es war neben seiner großen wirtschaftlichen Bedeutung in einer Zeit, die als ein Hauptnahrungsmittel und Getränk das Bier verbrauchte, das sichtbare Zeichen der völligen rechtlichen Gleichstellung der einstmaligen Gärtner mit den durch Sonder-

privilegien ausgezeichneten Krügern. Nur natürlich, daß diese sich einer solchen „Durchlöcherung“ ihrer alten Privilegien energisch widersetzen und der Verleihung des Stadtrechts, das solche Folgen zwangsläufig mit sich brachte, allgemein ablehnend gegenüberstanden. Große Schwierigkeiten bereitete deshalb der Landesherrschaft überall dieser notwendige Ausgleich zwischen alten Rechten und neuen wohlbegründeten Ansprüchen. Der Weg war verschieden, wie wir sahen, er führte in Labiau noch einmal gewissermaßen zu einer Rückbildung. Die Entwicklung in Pr. Eylau, wo ein Teil der Krügergerechtsame auf die Stadt übertragen wurde, scheint nicht vereinzelt gewesen zu sein. Das Privilegium der Stadt Domnau von 1480⁴¹⁾, die Erneuerung einer zeitlich nicht mehr bestimmbar Handfeste eines Komturs von Brandenburg, zeigt die Stadt im Genuß der in ihr liegenden 7 Krüge, die bereits 50 Jahre früher im großen Zinsbuch des Ordens angeführt werden⁴²⁾. Die Regelung der Brau- und Schankgerechtigkeit weist eine gewisse Aehnlichkeit auf mit der im Rezeß von 1584 für die Lischke Pr. Eylau: den Bürgern war der Bier-, Wein- und Methschank allein für die Zeit des Jahrmarkts gestattet, während das Brauwerk zu eigenem Bedarf allerdings freigegeben war. Kein Privilegium aus der früheren Zeit der Stadt konnte bisher ermittelt werden, das uns über die Entstehung Domnaus Aufschluß gegeben hätte, dennoch läßt sich nach dem Vorausgehenden mit einiger Sicherheit schließen, daß auch diese Stadt aus einer Lischke erwachsen ist. Die Krüge innerhalb der Stadt, die bemerkenswerte Regelung des Brauwerks, beides sind typische Kennzeichen dieser Vergangenheit, ja, wenn wir das Domnauer Stadtprivilegium mit dem allerdings hundert Jahre späteren von Pr. Eylau vergleichen, so liegt die Vermutung nicht fern, daß Domnau damals noch nicht allzu lange im Besitz des Stadtrechts war, eine Vermutung freilich nur, denn das Entwicklungsstadium, das die Lischken erreicht hatten, bis ihnen ausdrücklich Stadtrecht verliehen wurde, war — wie wir an diesen wenigen Beispielen zeigten — verschieden. Die Lischke war eben kein starrer Typus, sondern bezeichnet einen Uebergang, eine durch längere Zeiträume laufende Entwicklung von primitiver Stufe eines Gemeinwesens bis zur vollen Stadtform. Die Grenzen zwischen beiden waren bisweilen ganz fließend und bei aller Gleichheit im Allgemeinen bleibt große Mannigfaltigkeit im Einzelnen. Einen, wenn auch schmalen Ausschnitt aus dieser Mannigfaltigkeit zu geben, war das Ziel dieser Ausführungen.

Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. Töppen, Ueber preuß. Lischken, Flecken und Städte. In: Altpr. Mschr. IV (1867) S. 510 ff. u. 261 ff.

²⁾ Städtlein bedeutet in Altpreußen nicht einfach kleine Stadt, sondern bezeichnet auch eine Vorstufe der Stadt, den Flecken, sozusagen die Lischke im letzten Stadium vor der Erhebung zur Stadt. Vgl. besonders das unten erörterte Privilegium von Pr. Eylau (1585): Die Gemeinde des Städtleins bittet um Stadtrecht. Pr. Eylau wird nach Erteilung dieses Privilegs nicht mehr Städtlein genannt. Dasselbe auch bei Labiau. Die Bezeichnung „Lischke“ stammt von dem altpreußischen Worte liscis = Lager. Vgl. Trautmann, Die Altpreuß. Sprachdenkmäler; Gött. 1910; S. 371.

³⁾ Ganz unerfindlich ist es, wie Töppen (Hist.-comp. Geographie v. Preußen, Gotha 1858; S. 209) die Notiz bei Wigand v. Marburg (SS. Rer. Pruss. II, 548) auf die Stadt Barten beziehen konnte. Es handelt sich hier offenbar um das Schloß Barten, das, nachdem es zunächst nur ein Holzbau war, 1377 von Winrich v. Kniprode in Stein erbaut wurde.

^{3a)} Vgl. Simon Grunauß Preuß. Chronik herausgegeb. v. Perlbach u. a. Leipzig 1876 ff. I, S. 38 u. 536. Hartknoch, Altes u. neues Preußen, 1684: S. 421. — Henneberger, Erklärung d. Preuß. Landtafel, 1695; S. 129. — Voigt, Geschichte Preußens, IV, S. 541. — Böttcher, Kunstdenkmäler: Natangen, S. 74.

⁴⁾ Entscheidend war natürlich auch für die Entwicklung der Lischke die Größe und Bedeutung des betreffenden Ordenshauses, vor dem sie sich bildete.

⁵⁾ 1338, Juli 13 urkundete der Hochmeister dort. Die in Voigts Namenskodex der D. Ordensbeamten (1843) S. 97 bei Pr. Eylau genannten 3 ersten Pfleger waren Pfleger von Dt. Eylau. Der erst neuerdings wieder daran geknüpfte Schluß der Gründung des Hauses um 1320 ist nicht beweisbar.

⁶⁾ Staatsarch. Königsberg, Ostpr. Fol. 286, S. 277 ff.

⁷⁾ Kop. Staatsarch. Königsbg. Ostpr. Fol. 118 f. 105.

⁸⁾ Kop. Staatsarch. Königsbg. Ostpr. Fol. 112 f. 9.

⁹⁾ Es ist bezeichnend, daß die Lischken Pr. Eylau, Labiau, Tapiau sämtlich in etwa gleicher Entfernung von Königsberg liegen. Seiner zentralen Lage verdankt es auch Pr. Eylau, daß mehrfach Ständetage dort abgehalten wurden.

¹⁰⁾ Kop. Staatsarch. Königsbg. Ostpr. Fol. 126 f. 24.

¹¹⁾ Daß über bereits früher zugewiesenes Land erst später eine Verschreibung gegeben wurde, ist nicht ungewöhnlich. Vgl. S. 236 oben.

¹²⁾ 1395: Kop. Staatsarch. Königsberg Ostpr. Fol. 118, f. 100 u. 209 f.

¹³⁾ Kop. Staatsarch. Königsbg. Ostpr. Fol. 286, S. 273 f.

¹⁴⁾ 1361, 1375, 1376, 1377. Vgl. Kop. Staatsarch. Königsbg. Ord. Fol. 105, f. 62', 63, 61', 61.

¹⁵⁾ Rechnung des Kammeramtes Tapiau: Staatsarch. Königsbg. Ord. Brief 1511.

- 16) 1462. Juni 29: Kop. Staatsarch. Königsberg Ostpr. Fol. 118. f. 99.
- 17) Staatsarch. Königsbg. Ordensfol. 131 f. 180.
- 18) SS. Rer. Pruss. IV, S. 82 ff.
- 19) Töppen, Ständeakten V, 522.
- 20) Staatsarch. Königsbg. Et. Min. 12 h.
- 21) Vgl. Anm. 18.
- 22) Ebenda.
- 23) Vgl. Anm. 16.
- 24) In Pr. Eylau 1437 neben 8 Krügern 30 Gärtner.
- 25) In Labiau werden 1608 zwei Gewerke genannt. Schon vor Erteilung des Stadtrechts gab es in Pr. Eylau ein Gewerk der Schneider.
- 26) Kop. Staatsarch. Königsbg. Ord. Fol. 286 f. 275.
- 27) Töppen, Ständeakten V, 601 u. 617.
- 28) Kop. Staatsarch. Königsbg. Dep. der Stadt Pr. Holland II, 2.
- 28a) Vgl. Staatsarch. Königsbg. Ostpr. Fol. 12 688 a.
- 29) Kop. Staatsarch. Königsbg. Ostpr. Fol. 286, S. 279.
- 30) Müller, Barten u. a. Vergangenheit (1911) S. 56.
- 31) 1548 ff. Staatsarch. Königsbg. Et. Min. 12 d u. 12 h.
- 32) Müller a. a. O. S. 44.
- 33) Bezeichnung für die kleinen Städte.
- 34) Staatsarch. Königsbg. Et. Min. 137 cc.
- 35) Privileg von 1642, Juli 28; Or. Staatsarch. Königsbg. Dep. d. Stadt.
- 36) Kop. 1462; Staatsarch. Königsbg. Ostpr. Fol. 118, 99.
- 37) Bericht des Hauptmanns 1612, Mai 27. Staatsarch. Kbg. Et. Min. 102 a 4.
- 38) Vgl. Eingabe der Einwohner 1641, Dez.: Staatsarch. Kbg. Et. Min. 102 a 4.
- 39) Vgl. Töppen: Altpr. Mschr. IV (1867) S. 526 und Staatsarch. Königsbg. Et. Min. 102 a 4. — 1608, Einwohner und Handwerker zu Labiau: „Solch eine hochbeschwerliche Auflage kein Städtlein im ganzen Lande Preußen, welches ein Insiegel führet und Privilegia hat, auf sich liegen und damit bedrängt ist.“
- 40) 1641: „... Ingleichen wir wie andere Städte ... ein ordentliches Gericht mit Richter und Schöppen bestellt ...“ Staatsarch. Königsbg. Et. Min. 102 a 4.
- 41) Gedruckt bei Funk, Geschichte der Stadt Domnau. (1900) S. 35.
- 42) Staatsarch. Königsbg. Ord. Fol. 131, S. 172.

Die Lage der altpreußischen Orte Laxdenen, Liccutigeyn und Laxeniekaym.

Von Emil Johs. Guttzeit.

Das große Zinsbuch des Ordens¹⁾ nennt unter den Orten des Kammeramtes Natangen, im Hauptamt Balga gelegen, die drei Orte Laxdenen, Liccutigeyn und Laxeniekaym, deren Identifizierung bisher nicht einwandfrei gelungen ist²⁾. Sie soll im folgenden versucht werden.

Die Eintragung ins Zinsbuch lautet³⁾:

1437: „Laxdenen.
Item hat + [1½] hocken
Item II ffreie dinst.
Liccutigeyn.
Item hat XX hocken.
Laxeniekaym.
Item hat XVIII hocken.“

Die Orte Laxdenen und Liccutyein erscheinen auch im „Ackirbuch des Gebites czur Balge“⁴⁾, das zwischen 1406 und 1434 geführt worden ist. Obgleich hierin nicht genannt, kommt der Ort Laxeniekaym bereits viel früher, im Jahre 1262, als altpreußisches Feld Lauxinen und Lauxeinnen urkundlich vor⁵⁾.

Die Namensform *Lauxinen* (*Lauxeinnen*) ändert sich im Laufe der Jahrhunderte in: 1437 Laxeniekaym⁶⁾, 1451 Laxneinen⁷⁾, 1528 Lügsneyne⁸⁾, 1539 Luxneynen⁹⁾, 1602 Luxneinen⁹⁾, 1635 Lachsneinen¹⁰⁾, 1716 Lachneinen¹¹⁾. 1437 ist die Größe Laxeniekayms mit 18 Haken angegeben, später erscheint es ohne Größenangabe oder nur im Zusammenhang mit dem Orte Rejothen. In der Balgaer Amtsrechnung vom Jahre 1602/03 heißt es: „16 Hufen Luxneinen vnd Regoten ist ein vmbritten gutt, wirdt vermöge einer Lateinischen Handvest, so von Helmerico, Bruder, Teütsches Ordens A[nn]o 1262 gegeben, vor Magdeburgisch recht gehalten. Ohne beschwerd einiges Dienstes¹²⁾.“ Beide, Lachsneinen und Rejothen, waren zusammen 16 Hufen groß. Wenn Lachsneinen 1437 18 Haken, Rejothen 10 Haken umfaßte, beide aber in späterer Zeit zusammen 16 Hufen groß waren,

so entfallen — das Verhältnis von 18:10 angewandt — auf Lachsneinen etwa 10 Hufen und auf Rejothen 6 Hufen. Jahrhundertlang gehörten beide Dörfer der Familie von Eppingen. Im Jahre 1451 saß auf Laxneinen Ludwig von Eppingen⁶⁾, der 1468, 1472 usw. auch Teile von Adl. Pohren erwarb¹²⁾. Damit kamen Pohren, Rejothen und Lachneinen in eine Hand. Sie sind es auch bis heute geblieben; denn Lachneinen ist das heutige Vorwerk Kaul. In der Bestätigungsurkunde des Kaufes der Weßlienen'schen Güter durch den Obermarschall Marquard Ludwig von Prinzen vom Jahre 1716 werden die 16 Hufen „Lachneinen oder Hoff Kaul oder Richten genannt“¹¹⁾, und in einem Ortschaftsverzeichnis der Abdeckerei Heiligenbeil aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts heißt es: „Regothen und Lachneinen oder Kaulen“¹³⁾. Damit ist erwiesen, daß das 1262 erwähnte altpreußische Feld Lauxinen das spätere Lachsneinen und damit auch das heutige Kaul bei Adl. Pohren, Kirchspiels Bladiau im Kreise Heiligenbeil, ist.

Der Name Kaul tritt als Ortsname erstmalig im Jahre 1707 im Bladiauer Kirchenbuch¹⁴⁾ auf; der Volksmund leitet ihn von der dortigen Lehmkaule her. Der Berg im Wegeviereck bei dem Insthause in Kaul heißt „Katzkeberg“; er dürfte aus altpreußischer Zeit überkommen sein. Katze ist ein preußischer Personennamen¹⁵⁾. Andere Erhebungen führen die Bezeichnungen „Ziegelberg“, „Bauerberg“. Auf einem von ihnen haben dem Volksmunde nach die Gehöfte von „Oberst Kaul“ gelegen, dem ehemaligen Dorfe oder Gute (Lachneinen?). Einer seiner Besitzer war ein Graf, der mit einer Schweinemagd zusammengelebt haben soll. Von den vier unehelichen Kindern soll eins das Gut Pohren erhalten haben¹⁶⁾. Ein Feld östlich von Kaul und Rejothen heißt das „Pelkenfeld“ (vom altrp. pelky = Bruch). Auf dem „Hämmerberg“ in Kaul haben dessen Bewohner in früheren Jahren Bernstein gefunden, und im „Totenberg“ bei Rejothen soll ein „Massengrab aus der Ritterzeit“, nach Erzählungen anderer „aus der Schwedenzeit“ sein. Es mutet sonderbar an, daß der Volksmund vorgeschichtliche und sagenhafte Stätten häufig mit den Schweden in Verbindung bringt; in den wenigsten Fällen haben sie mit ihnen etwas zu tun. Im allgemeinen hängt diese Anschauung mit dem falsch verstandenen altpreußischen Worte swents = heilig zusammen. Von dem von Rejothen nur 1,1 km entfernten „Pillenberg“ bei Pottlitten geht die Sage, daß in der Nähe dieses Berges, auf dem eine Burg stand, ein Kampf mit den „Schweden“ stattgefunden hat. Der König der Schweden soll in diesem Kampfe gefallen und in einem goldenen Sarge in der Bachniederung, nicht weit vom Pillenberge, beigesetzt sein. Heute noch ist der Pillenberg eine großartige vorgeschichtliche Burganlage, deren

Name, vom preußisch-lettischen pils = Burg, Burgberg bedeutet. Ohne Zweifel weist die Sage auf die Kämpfe zwischen den Ordensrittern und den Preußen hin. Hoffentlich führt ein glücklicher Zufall bald auf die Entdeckung des Massengrabes im Totenberge.

So begegnen wir in dieser Gegend mehrfach altpreußischen Resten. Daß auch die Ortsnamen Laxeniekaym (Laxeinen), Laxdenen und Liccutigeyn der altpreußischen Sprache angehören, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Laxdenen erklärt Gerullis aus dem „pr. laxde = Haselstrauch“ mit dem Suffix „en“¹⁷⁾. Es dürfte wohl mit „am Haselstrauch“ zu übersetzen sein. Die beiden anderen Ortsnamen werden von Personennamen hergeleitet: Laxeniekaym ist das „Dorf des Laxenne“ und Liccutigeyn der „Wohnort des Likutte“¹⁸⁾.

Der oben genannte Ort *Laxdenen* erscheint unter der Namensform: Laxdenen [1406/34⁴⁾, 1437³⁾, 1495¹⁹⁾], Laxdein [1528⁷⁾], Luxdenne [1539⁸⁾], Lachsdehnn [1635¹⁰⁾], Laxdehnen [1716¹¹⁾]. Am 18. November 1495 erneuerte der Balgaer Komtur Hieronymus von Gebstadel dem Freien Georg von Laxdehnen seine verbrannte Handfeste über das sechs Hufen große „Guth zu Laxdenen“, von welchem etliche Wiesen und Gebrüche „bey der federaw [Fedderau] vnd Schylen“ [Schölen] lagen. Er erhielt alles zu magdeburgischem Recht nebst freier Fischerei im Frischen Haff mit einer Wate zu seines Tisches Notdurft. Er und seine Nachkommen sollten dem Komtur zu Balga mit einem Pferde zu dienen und „gleich andern weytingenn“ Tagfahrten zu leisten verpflichtet sein¹⁹⁾. Aus diesem Wortlaut geht unzweifelhaft hervor, daß Georg von Laxdehnen ein preußischer Edeling und Laxdehnen ein preußischer Freiensitz war. Das Geschlecht Laxdehn blühte im 17. Jahrhundert; in den Jahren 1731 und 1732 wurden mehrere Vertreter seines Namens in den Adelsstand erhoben. Um 1700 im Besitz der Familie von Kreytzen, kam Laxdehnen 1716 an den Obermarschall von Prinzen, dann an die Familie von Negelein u. a. Im Jahre 1817 bestand es als Vorwerk des Gutes Weßlienen aus zwei Feuerstellen mit 24 Einwohnern²⁰⁾. Als es dann mit Lokehnen am 16. Juli 1838 an den Leutnant von Glasow-Partheinen verkauft wurde²¹⁾, hörte es bald auf, ein Vorwerk zu sein. Seine Gebäude sollen abgebrannt sein. Heute bezeichnen zwei alte Linden auf einem mit Steinen und Ziegelstücken bedeckten Acker, zum Güte Lokehnen gehörig, rechts vom Wege Pottlitten—Lokehnen die Lage des einstigen Preußensitzes Laxdehnen. In neuerer Zeit hat man daneben eine Feldscheune errichtet. Der Name lebt aber als Flurname im Volksmunde weiter (Laxdehnen, plattdeutsch Laxteine). An der Stätte dieses untergegangenen Ortes ging

in früheren Jahrzehnten der „Pultergeist“ um; mehrmals sollen Drainagearbeiter das Weite gesucht haben, weil hier nachts ein altes Weib mit einem Regenschirm sein Wesen trieb.

Der altpreußische Ort *Liccutigeyn* tritt im Jahre 1416 zum erstenmal in die Geschichte ein⁴⁾; sicher hat auch er — wie die beiden andern hier behandelten Orte — schon viel früher bestanden. 1437 schreibt ihn der Schreiber *Liccutigeyn*⁵⁾, 1469 *Littigeyn*²²⁾, 1528 *Lachtgein*⁷⁾, 1539 *Lychtigain*⁸⁾ und später meistens *Littgeinen*^{9, 10)}. Am 11. November 1469 verschrieb Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen das 10 Hufen große Dörfchen *Littigeyn* mit dem Zins auf der Mühle zu Fedderau Georg Ebisch zu magdeburgischem Recht und beiden Kindern gegen den üblichen Dienst und Zins²²⁾. 1539 gehörte es Feltsch von Mylen, 1570 der Familie von Kreytzen, die *Littgeinen* den Wesslienen'schen Gütern einverleibte. Bei den Verschreibungen wird *Littgeinen* meistens mit Fedderau zusammen erwähnt, es muß also in dessen Nähe gelegen haben. Dies bestätigt auch die Naronskysche Karte, die zwischen 1660 und 1676 gefertigt ist und *Littgeinen* beim heutigen Lokehnen zeigt. Die kurz nach 1700 hergestellte Karte von Suchodoletz führt bereits den Namen Lokehnen. Es kann deshalb kaum ein Zweifel bestehen, daß das alte *Liccutigeyn* = *Littgeinen* das heutige Lokehnen ist.

Das Gut Lokehnen weist auch heute noch interessante Reste aus altpreußischer Zeit auf. Ein Feld in Lokehnen führt den Namen „Pretlauke“. Es ist jedenfalls das um 1785 von Goldbeck genannte, unbebaute adlige Grundstück „Perplauken“, das er als zum Areal Weßlienen gehörig bezeichnet. Lokehnen gehörte damals zu Weßlienen. In dem Flurnamen Pretlauke steckt das altpreußische *lauks* = Feld, Acker. Sehens- und aufsuchenswert ist der Lokehner Lindenberg, der durch seine Höhe von 62,5 m das Gelände beträchtlich überragt²⁴⁾. Seine länglichrunde Gestalt, die allerdings durch die fortgesetzte Beackerung beeinträchtigt worden ist, sein hoher Steilabfall zu dem Bächlein lassen in ihm eine preußische Siedlung, wenn nicht gar ein preußisches Romowe vermuten. Bemerkenswert ist, daß der Lindenberg im Volksmunde noch vereinzelt der „Donnerberg“ genannt wird. Dem Besitzer des Gutes Lokehnen gebührt Dank, daß er die drei alten Linden auf dem Berge schützt, von denen die eine einen recht stattlichen Umfang hat. Ihr hohler Stamm ist mit Steinen ausgemauert. Die zum Teil gestützten unteren Aeste der Linden überschatten fünf Mahlsteine und zwei steinerne, zu Stühlen hergerichtete Taufsteine. Von hier genießt man eine herrliche Aussicht auf Haff und Landschaft. Im Rauschen der alten Linden vernimmt der Besucher die Geschichte des Berges und dessen Umgegend. Er fühlt sich zurückversetzt in die Zeit

vor 700 Jahren, als prasselnde Feuer auf dem Donnerberge den Preußengöttern zu Ehren gebrannt haben mögen.

Diese landschaftlich schöne Gegend hat schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Winckler bewogen, hier das Romowe Warmiens zu suchen. Sichere Beweise werden sich hierfür wohl kaum finden lassen; es sei denn, daß wissenschaftliche Grabungen besondere Fundstücke und Kennzeichen zutage fördern. Durch die obigen Ausführungen dürfte aber meines Erachtens bewiesen sein, daß die Orte Lokehnen, Kaul, Rejóthen und das untergegangene Laxdehnen mit den überlieferten altpreußischen Orten der Ordenszeit Liccutigeyn, Laxeniekayn, Rootyten und Laxdehnen identisch sind. Sie gehören zum altpreußischen Siedlungsgürtel, der sich bis zur Eroberung durch den Orden als Preußenschutzwall um die starke, fast uneinnehmbare Balga hinzog.

Anmerkungen.

¹⁾ Ordens-Foliant (abgekürzt O. F.) 131. (Alle angegebenen Akten im Königsberger Staatsarchiv.)

²⁾ Nach Rogge ist Lauxeinen (Laxeniekaym) „wohl“ das am Haff gelegene Leysuhn (Altpr. Mon. VI, Seite 468), obgleich er vorher (V, Seite 128) die Gegend bei Rejothen als Feld Lauxinen erkannt hat. Die Lage von Laxdehnen und Littgeinen gibt er überhaupt nicht an. (Altpr. Mon. VI, Seite 485, 488, 500 und VII, Seite 116). Das Pr. Urkundenbuch II, Seite 141 hält sich an Rogge und gibt für die hier behandelten Orte nichts Neues. Gerullis identifiziert die Orte ebenfalls nicht (Die altpr. Ortsnamen 1922).

³⁾ O. F. 131, Seite 159.

⁴⁾ O. F. 162 (auf den ersten Seiten enthalten, Seite leider nicht notiert).

⁵⁾ Pr. Urkdb. II, Seite 141, Nr. 173.

⁶⁾ Altpr. Mon. VI, Seite 485.

⁷⁾ Ostpr. F. 1271, Seite 54 v.

⁸⁾ Ostpr. F. 911 a 2.

⁹⁾ Ostpr. F. 1408, Seite 18.

¹⁰⁾ Ostpr. F. 1432, Seite 11/12.

¹¹⁾ Altpr. Mon. VII, Seite 134, Nr. 342.

¹²⁾ O. F. 86, Seite 59 und 59 v., 57 v.

¹³⁾ Akten des Landratsamts Heiligenbeil I, Seite 112.

¹⁴⁾ Totenbuch am 7. 2. 1707.

¹⁵⁾ Trautmann, Die altpr. Personennamen. 1925, Seite 43.

¹⁶⁾ Die geschichtliche Tatsache siehe bei L. Passarge, Ein ostpr. Jugendlieben.

2. Aufl., Seite 30.

¹⁷⁾ Gerullis, a. a. O., Seite 85, 253, 252.

¹⁸⁾ ebenda, Seite 85 und 88, 248, 252.

¹⁹⁾ Ostpr. F. 116, Seite 431 v.

²⁰⁾ (Wald), Topographische Uebersicht des Verwaltungsbezirks der Kgl. Preussischen Regierung zu Königsberg i. Pr. 1820.

²¹⁾ Rep. 2 Titel 25, 18.

²²⁾ Altpr. Mon. VI, Seite 488.

²³⁾ J. Fr. Goldbeck, Vollständige Topographie des Königreichs Preußen. 2. Bd. 1785—1788.

²⁴⁾ Meßischblatt Bladian 278.

²⁵⁾ v. Winckler, Romowe in Warmien (in: Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands III. Bd., Seite 521 bis 526).

Die deutsche Besiedlung des Ordenslandes Preußen.

Von Bibliotheksdirektor Dr. Krollmann-Königsberg Pr.

Die deutsche Besiedlung Preußens läßt sich nur im Zusammenhange der ganzen ostdeutschen Kolonisation verstehen und diese wiederum nur im Zusammenhange der europäischen Geschichte des hohenstaufenschen Zeitalters. Zwei Tatsachen mögen diese Zusammenhänge beleuchten. Im Jahre 1170 finden wir bremische und lübische Kaufleute im Feldlager vor Akkon bei der Begründung des Deutschen Ritterordens. Im Jahre 1201 beegnen uns wiederum Bremer und Lübecker bei der Gründung der Stadt Riga. Akkon in Palästina und Riga in Livland bilden gleichsam die Pole deutschen Wesens und Wirkens in der Stauferzeit. Das Charakteristikum jener Epoche ist der gewaltige allen europäischen Staaten mit germanischer Herrschicht eigentümliche Ausdehnungsdrang. Er betätigt sich nach zwei Richtungen: nach dem östlichen Mittelmeerbecken und nach dem Ostseebecken. Die Deutschen sind die einzige Nation, die sich nach beiden Richtungen gleichzeitig bewegt. Damit wurden ihre Kräfte überspannt. Sie scheiterte im Süden, weil der Weg dorthin über Italien ging, wo im unvermeidlichen Kampfe mit dem Papsttum das deutsche Kaisertum zu Grunde gehen mußte. Im Norden aber blieben die Deutschen siegreich, sie verdrängten Skandinavier und Slaven aus der Herrschaft über die Ostsee und gewannen längs der Küste allein unter allen europäischen Nationen einen großen und dauernden Besitz von Neuland.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Eroberung und Besiedlung Preußens durch den Deutschen Orden. Dieser ebenso merkwürdige wie folgenreiche Vorgang bildet also ein Glied in der Kette des gesamtdeutschen Zuges nach dem Osten, der seinerseits wieder Anstoß und Be-seelung erhalten hatte durch eine binnendeutsche Bewegung, die Flämische Wanderung. Sie ermöglichte erst den Vorstoß der Welfen und Askanier über die Elbe hinaus, wodurch die Deutschen den Zugang zur Ostsee gewannen. Nachdem Heinrich der Löwe in Lübeck das Ausfalltor geschaffen hatte, begann der seefahrende deutsche Kaufmann den Kampf um die Handelsherrschaft auf dem baltischen Meere. Der Weg nach dem

Osten führte über Gotland, wo bald die Deutschen die ausschlaggebende Stellung einnahmen. So kam es, daß das ferner liegende Livland eher in den deutschen Machtbereich kam als das nähere Preußen. Zu Lande dehnte sich die deutsche Einflußsphäre an der Küste über Mecklenburg, Pommern und Pommerellen aus, binnenländisch griff sie nach Polen über.

Von hier aus begannen im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts deutsche Missionare den heidnischen Preußen das Christentum zu predigen. Sie stützten sich hierbei auf die polnischen Teilfürsten, deren Gebiete an das preußische Land grenzten. Da diese aber gleichzeitig versuchten, die Bekehrten zu unterjochen, erhoben sich die Preußen zur Abwehr und gingen, sobald sie die Schwäche der Polen erkannt hatten, zu tatkräftigen Gegenangriffen vor. Das Herzogtum Masowien kam dadurch in solche Not, daß der Herzog Konrad sich auf Rat des Missionsbischof Christian entschloß, auswärtige Hilfe zu suchen. Er wandte sich daher an den Deutschen Ritterorden, an dessen Spitze damals als Hochmeister Hermann von Salza stand, der größte Staatsmann des deutschen Mittelalters.

Hermann sagte seine Hilfe zu, da er es für eine seinem Orden entsprechende Aufgabe ansah, das Preußenland der christlichen Kirche zu gewinnen. Er dachte aber nicht daran, dem Polenfürsten mehr als den Schutz seines eigenen Landes zu gewähren, sondern stellte sich von vornherein das Ziel, in dem eroberten Heidenlande einen selbständigen Staat des Deutschen Ordens zu schaffen. Der Orden allein wäre dafür viel zu schwach gewesen, aber er konnte den allgemeinen Zug der Deutschen nach Osten benutzen, wenn er zielbewußt und mit starker Hand auf Preußen gelenkt wurde.

Nach langwierigen Vorbereitungen, — in Polen mußten durch Verhandlungen mit dem Herzoge und dem Bischof Christian Existenzmöglichkeiten und Stützpunkte geschaffen werden, in der deutschen Heimat galt es die Operationsbasis zu gründen, von der aus man die eigenen Kräfte und Kreuzheere in Bewegung setzen konnte, auch die ungehinderte Seeverbindung über Lübeck zu sichern, — begann der Deutsche Orden im Jahre 1230 den Kampf gegen die heidnischen Preußen. Als Ausgangspunkt wählte er das Weichselknie bei Thorn, wo sofort neben einer Burg eine deutsche Stadt angelegt wurde. Von hier drang man Weichsel abwärts vor, errichtete neue Stützpunkte in Kulm, Marienwerder und Elbing. Damit hatte man den Ausgang zur See erreicht und die Verbindung mit Lübeck hergestellt. Eroberung und Besiedlung gingen Hand in Hand. Es handelte sich aber zunächst nur um zwei Gruppen von deutschen Einwanderern: Kaufleuten und Krieger. An den genannten Orten entstanden sofort Handelsniederlassungen und vor ihren Toren Ansiedlungen ritterlicher

Einwanderer. Zunächst dachte man in Ostpreußen ebenso wenig wie in Livland an die Ansetzung deutscher Bauern, da es ja gar nicht in der Absicht des Ordens lag, die Preußen auszurotten, sondern sie dem Christentum zu gewinnen. Von Elbing aus ging der Eroberungszug auf dem Wasser weiter; Braunsberg, Balga, Brandenburg, Königsberg bildeten hier die Stützpunkte. Hierdurch gewann man nicht nur das Mittel, um das Weichseltal und die Küstenstriche zu beherrschen, sondern auch die Gelegenheit, den gesamten Handel Preußen über See und zu Lande nach Westen in deutsche Hände zu bringen. Schwere Aufstände des bezwungenen Preußen und die Einmischung der Herzöge von Pommern und der Litauer verzögerten den Fortgang des Eroberungs- und Siedlungswerkes, so daß es ein halbes Jahrhundert dauerte, ehe der Deutsche Orden sein Werk als gesichert ansehen konnte.

Niemals hätte der Deutsche Orden sein Ziel erreichen können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, den im deutschen Volke vorhandenen Zug nach dem Osten seinen Zwecken nutzbar zu machen. Das geschah in der Hauptsache durch Kreuzzüge, zu denen der Orden die Fürsten und Edlen in Nord- und Ostdeutschland immer wieder zu mobilisieren verstand. Man kann 10—12 größere Kreuzzüge neben vielen kleineren Unternehmungen in der Epoche des Eroberungskampfes nachweisen.

Fast jeder dieser Kreuzzüge brachte nicht nur momentane kriegsrische Hilfe, sondern auch Ritter und Kaufleute in das Land, die bereit waren, ihre Person und ihre Mittel für die dauernde Behauptung Preußens unter dem Orden einzusetzen, d. h. sich dort niederzulassen. Da Kreuzzüge im allgemeinen eine kostspielige Sache waren, ist schon von vornherein anzunehmen, daß die Teilnehmer keine enterbten und entwurzelten Leute waren, sondern Männer von Einfluß und Vermögen. Daher erhalten wir auch über Namen und Herkunft dieser ersten Ansiedler, obgleich die Chroniken sie nur allgemein erwähnen und kaum je einen Namen nennen, durch die Urkunden sowohl in Preußen als auch in der Heimat die wertvollsten Aufschlüsse.

Der erste Kreuzzug, im Jahre 1233, bestand aus zwei nebeneinander herlaufenden Unternehmungen. Die eine führte der Burggraf Burchard von Magdeburg aus dem Hause Querfurt. Er steht an der Spitze der weltlichen Zeugen der berühmten kulmischen Handfeste, durch die der Orden den deutschen Ansiedlern in Preußen im Jahre 1233 besondere Vorrechte gewährte. Es folgen dann die Namen seiner vornehmsten Begleiter: Bernhard von Kamenz, Johann von Pak, Friedrich von Zerbst, Otto von Pouch und Bartholomäus von Liebenow. Das sind alles Männer ritterlichen Standes, die ebenso wie der Burggraf selbst, aus der Elb-Saale-

Gegend stammten und in der Geschichte derselben eine Rolle spielen. In magdeburgischen, meißnischen, lausitzischen Urkunden jener Zeit werden ihre Namen daher oft erwähnt. Die drei erst genannten kommen auch in preußischen Urkunden vor, aus denen sich ergibt, daß sie an dem Siedlungswerk des Ordens persönlich beteiligt gewesen sind. Bernhard von Kamenz erwarb große Besitzungen in Pomesanien, Johann von Pak im Kulmerland und bei Elbing, Friedrich von Zerbst ebenfalls ein Gut bei Elbing.

Das gleichzeitig laufende Unternehmen ging von den polnischen Herzögen aus, unter denen der bedeutendste der schon ganz germanisierte Herzog Heinrich von Breslau und Krakau war. In seinem Gefolge dürften hauptsächlich die ersten Bürger von Thorn und Kulm nach Preußen gekommen sein, die wie ihre Namen ausweisen, fast ausnahmslos aus Schlesien und zwar überwiegend aus Breslau stammten.

Auch auf dem flachen Lande finden sich schlesische Ansiedler. So hatte ein Petrus von Ohlau Güter im Kulmerlande und in Pomesanien (Kußfeld bei Pr. Holland), ebenso Peter von Heselech, der aus Häslicht bei Sprottau stammte, und Arnold von Waldau, dessen Wappen ihn als ein Mitglied der in Schlesien blühenden Sippe der Haugwitzte ausweist.

Der zweite Kreuzzug (1236) erfolgte unter Führung des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen, der damals infolge der Entdeckung der Freiburger Silbergruben, wohl der reichste Fürst Deutschlands war. Sein Eingreifen mit großen Mitteln führte zur Begründung Elbings. Auf dem Wege dahin fanden wir eine Reihe von deutschen Siedlungen, die von rittermäßigen Leuten aus den meißnischen und ostthüringischen Gebieten besetzt wurden: Bernhard von Mückenberg (bei Marienburg), Dietrich von Brandeis (in Hohendorf am Drausensee), Johann von Marwitz (aus Merebitz a. d. Saale), der dem gleichfalls am Drausensee gelegenen Gute Marwitz den Namen gab. Wahrscheinlich kam damals auch schon der Ahnherr des großen Kolonisatorenengeschlechts der Stange (aus Oberlödla bei Altenburg) nach Pomesanien. Einen Ritter Arnold von Müheln finden wir unter den ersten Bewohnern Elbings. Hier reichten sich die Meißner und die seefahrenden Kaufleute Lübecks zu gemeinschaftlicher Siedlung die Hand.

Der dritte Kreuzzug (1240) stand unter der Aegide des Herzogs Otto von Braunschweig. Im Zusammenhange mit ihm dürfte die Niederlassung niedersächsischer Ansiedler in Preußen erfolgt sein. Der bedeutendste unter ihnen war der Edelherr Dietrich von Depenow, der in der jetzigen Provinz Hannover über einen sehr großen Grundbesitz gebot, welcher sich von der Leine bis nach Buxtehude erstreckte. Aus den niedersächsischen

Urkunden läßt sich ersehen, daß dieser Mann gewaltige Opfer brachte, um das Siedlungswerk in Preußen zu fördern, indem er ein Stück seines Erbgutes nach dem andern zu Gelde machte. Der Orden verlieh ihm dementsprechend und wohl auch unter Berücksichtigung seiner vornehmen Herkunft — er war der einzige Kolonist altadligen Standes in Preußen — sehr bedeutende Güter in Pomesanien. Seinen Sitz hatte er auf der Burg Kl. Quedin bei Marienwerder, die nach ihm Tiefenau genannt wurde. Noch heute besteht dort das Dorf gleichen Namens. Aber Dietrich von Depenow war nicht vom Glücke begünstigt. Im Preußenaufstande ging seine Ansiedlung zu Grunde, und sein einziger Nachkomme in der Heimat starb verarmt als der letzte seines Geschlechts. In der Nachbarschaft des alten Stammsitzes Depenow bei Hannover findet sich der Ortsname Rutenberg, von dorthier dürfte Bartholomäus von Rutenberg stammen, der zunächst einem Gute im Kulmerlande und später den Ortschaften Gr. und Kl. Rautenberg im Ermland den Namen gab.

Der vierte Kreuzzug (1246) trug einen ganz anderen Charakter als die drei vorhergehenden. Er fand nicht wie diese zu Lande statt, sondern über See, und wurde nicht mit den Mitteln eines deutschen Fürsten, sondern von den Bürgern der Stadt Lübeck bestritten. Lübeck spielte, namentlich seitdem es 1226 freie Reichsstadt geworden war, für die Kreuzfahrten nach dem Osten eine ähnliche Rolle wie Genua und Venedig für die nach Palästina. In seinen maßgeblichen Ratsgeschlechtern steckte ein gewaltiger Unternehmungsgeist. Von ihren Fahrten nach Wisby, Livland und dem weiteren Osten her kannten sie natürlich auch die Küstenverhältnisse Preußens, und der günstige Hafenplatz am Pregel (wo heute Königsberg liegt) konnte ihnen nicht verborgen geblieben sein. Daher schlugen sie schon um 1240 dem Deutschen Orden vor, dort gemeinsam eine Handelsstadt zu begründen. Diese Verhandlungen zerschlugen sich zwar, aber 1246 unternahmen sie, unterstützt von den Deutschherren in Livland, einen Kreuzzug nach dem Samlande, der allerdings noch nicht zu einer festen Siedlung führte; Königsberg wurde bekanntlich erst 1255 mit Hilfe König Ottokars von Böhmen von dem Deutschen Orden selbst begründet. Wir finden aber später im Ermland, das sich bis an das Südufer des Pregels erstreckte, sowohl im Ordens- als auch in dem bischöflichen Anteile zahlreiche Ansiedler, deren Namen bereits in den über jene Verhandlungen zwischen Lübeck und dem Orden ausgetauschten Urkunden zu lesen sind. Im Ordensgebiet sind Busso und Hartwig von Pokarben als Lübecker anzusprechen, ebenso der Großgrundbesitzer Thomas von Beckheim, dem das Gut Lauth im Kreiße Pr. Eylau gehörte. Im bischöflichen Ermland spielen die Lübecker eine ganz überwiegende Rolle. Besonders tut sich

unter ihnen die Familie Flemming hervor. Es waren vier Brüder und eine Schwester Walpurgis, die mit Konrad Wendepaffe verheiratet war. Der älteste der Brüder, Johannes, erscheint schon 1246 bei den Verhandlungen mit dem Orden; er wurde der Gründer und erste Schultheiß von Braunsberg. Der zweite, Heinrich, war Geistlicher, wurde Mitglied des ermländischen Domkapitels und nach dem Tode des Bischofs Anselm zu dessen Nachfolger erwählt. Seine Bestätigung durch den Papst durchzusetzen, ermöglichte ihm der dritte Bruder Albert, der als Kaufmann durch überseeischen Handel zu großem Vermögen gekommen war und ihm die Mittel zur Romfahrt zur Verfügung stellte. Der vierte Bruder Gerko war Gründer und erster Schultheiß der Stadt Frauenburg, deren ältesten Bürger wohl alle aus Lübeck stammten. Aber nicht nur als Städtegründer, sondern auch als ländliche Kolonisatoren waren die Flemminge eifrig tätig. Sie erwarben Güter in der Nähe von Braunsberg und Frauenburg, namentlich an der Passarge aufwärts, z. B. Wusen, Basien und Elditten, nach denen sich ihre Nachkommen zum Teil später nannten. So entstammt ihnen auch die Familie von Baysen, die im 15. und 16. Jahrhundert unter dem preußischen Adel eine so große Rolle gespielt hat. Andere Nachkommen der Flemminge zogen mit der fortschreitenden Kolonisation weiter nach Osten und Süden. Die Stadt Seeburg wurde von einem Sohne des Konrad Wendepaffe gegründet. In ihrer Nähe trägt heute noch ein Gut den Namen Flemming. Von anderen Lübeckern, die sich dem Beispiele der Flemminge folgend im Ermland niederließen, seien noch erwähnt Johann Padeluche, nach dem die Ortschaft Podlechen bei Mehlsack den Namen trägt; sein Sohn Heinrich Padeluche war der Gründer zweier Städte im Ordensteil: Schippenbeil und Rastenburg. Ferner Dietrich von Ulsen (Uelzen), Sproß einer lübischen Ratsfamilie, besiedelte die Dörfer Heinrichsdorf und Vierzighufen. Der Gutsname Elsau bei Schalmey stammt auch von einem Angehörigen seines Geschlechts, wenn er auch im Laufe der Jahrhunderte sehr verändert ist. Die lübische Zuwanderung hat noch bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts gedauert, zuletzt stark gefördert durch den selbst aus Lübeck stammenden Bischof Johann II. Strypederok, der ähnlich wie Heinrich Flemming seine Verwandten nach sich zog. Nach seinem Neffen Dietrich von Czecher trägt heute noch das Rittergut Zechern den Namen.

Der fünfte Kreuzzug erhielt seinen besonderen Glanz durch die Teilnahme König Ottokars von Böhmen und seines Schwagers Markgraf Otto von Brandenburg und hatte die Gründung Königsberg zur Folge. Eine Einwanderung tschechischer Elemente war aber in keiner Weise damit verbunden, die Slaven sind in dieser Wanderungsperiode immer nur die

Empfangenden, niemals die Gebenden gewesen. So war auch in Böhmen damals noch viel Bereitschaft selbst deutsche Kolonisten aufzunehmen. Allerdings hat die böhmische Hilfestellung der deutschen Besiedlung Preußens dadurch außerordentliche Dienste geleistet, daß die durch die Preußenaufstände zeitweilig entwurzelten deutschen Einzöglinge vielfach in König Ottokars Ländern freundliche Aufnahme und Unterstützung empfingen. Dagegen sind brandenburgische Ritter infolge dieses und der später von den Markgrafen unternommenen Kreuzzüge in Preußen sesshaft geworden. In der Nachbarschaft der Burg Brandenburg am Haff sind 1285 fünfzehn deutsche Lehnslente ansässig, von denen die durch ihre deutschen Herkunftsnamen (Dietrich Pinnau, Nikolaus von Wuthenau, Heinze Mul) identifizierbaren als aus den askanischen Landen stammend festzustellen sind.

Die übrigen Kreuzzüge, die wie die angeführten wieder von den Elbländern, Meißern und Böhmen ausgingen und daher auch nur von dort neuen Zuschub von Menschen brachten, brauchen nicht im einzelnen besprochen zu werden. Es versteht sich, daß auch in den Pausen zwischen den einzelnen Kreuzzügen die deutsche Einwanderung nicht ruhte, und daß sie nach Beendigung der Unterwerfung Preußens in verstärktem Maße einsetzte. Sie ist nur weit schwerer zu kontrollieren. Nur der zweite Schub der schlesischen Einwanderung hebt sich bedeutsam ab. Soweit er das Kulmerland betraf, geht er offenbar auf wichtige politische Zusammenhänge zurück, denn wenn Simon Gallicus, der Vormund des jungen Herzogs von Breslau, und sein Freund Albert von Schmollen große Güter an der Südgrenze des Kulmerlandes erwarben, so hatte das sicherlich etwas zu bedeuten.

Die außerordentlich starke Besiedlung des Ermlands durch Schlesier geht in der Hauptsache von dem Weltklerus aus. Die verhältnismäßig schon starke ermländische Geistlichkeit hatte im zweiten Preußenaufstande das Land verlassen müssen und in der Hauptsache ihre Zuflucht in Schlesien, teilweise auch in Böhmen, Mähren und Oesterreich gefunden. So der Bischof Anselm und sein Nachfolger Heinrich Flemming und andere Domherren. Bei ihrer Rückkehr nach dem Ermland brachten sie zahlreiche Amtsbrüder mit, aber auch Laien ritterlichen und bürgerlichen Standes. Zwei Persönlichkeiten ragen unter ihnen durch ihre kolonisatorische Tätigkeit besonders hervor. Die erste war der Dompropst in Frauenburg Heinrich von Sonnenberg. Er stammte aus Breslau und war Kapellan König Ottokars von Böhmen gewesen. Sein Vater war aus Zeitz nach Schlesien gewandert und in Breslau als Fabrikant (Schildmacher) und Mühlenbesitzer zu großem Wohlstand gekommen. Die von ihm er-

erbt Mittel verwandte der Propst zu Siedlungszwecken im Gebiete des ermländischen Domkapitels. Er zog auch einen Neffen, Konrad von Borow aus Schlesien nach sich und machte ihn in Preußen ansässig.

In größtem Ausmaße benutzte der dritte ermländische Bischof Eberhard, der aus Neiße, also auch aus Schlesien stammte, seine Familienbeziehungen um seine Diözese zu besiedeln. Er gab seinem Bruder Arnold von Neiße 120 Hufen zur Besetzung, auf denen derselbe das Dorf Arnsdorf gründete. Arnolds Söhne Dietrich und Heinrich legten Dietrichsdorf an. Sein Schwiegersohn, Johannes de Colonia (er nannte sich nicht nach Köln am Rhein, sondern nach der Ortschaft Köln bei Brieg in Schlesien) leitete die Umwandlung der Siedlung Heilsberg in eine Stadt und wurde ihr erster Schultheiß. Außerdem begegnen uns noch ein Brudersohn des Bischofs namens Laurentius, ein Schwestersohn Siboto, ein Oheim Withego, ein Vetter Jakob, ein zweiter Vetter namens Herbard, die alle an dem Kolonisationswerk im Ermland mehr oder wenig beteiligt waren; auch der Begründer der Städte Wormditt und Guttstadt, Willusch, war aus Neiße gebürtig und dürfte mit der Sippe des Bischofs Eberhard in Zusammenhang stehen.

Die zweite Niederlassung von Schlesiern in Preußen reicht schon über die erste Periode deutscher Einwanderung hinaus und greift schon in die zweite hinüber, die einen wesentlich anderen Charakter trägt. Ihr Schnittpunkt liegt etwa im Beginn des letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Bis dahin, also in der Zeit, die hier bisher im Wesentlichen behandelt wurde, fand die Kolonisation in der Hauptsache durch zwei Menschengruppen statt: Ritterliche Krieger, die Land zur Siedlung suchten und wehrhafte Kaufleute, die nach neuen Märkten strebten. Beide waren Unternehmer, die der Besiedlung mit ihrer Person und ihrem Kapital dienten. War auch das Ziel verschieden, so war doch ihre Bedeutung für die gemeinsame Aufgabe gleichwertig. Daher kennt diese Zeit im allgemeinen keine Standesunterschiede. Die Bezeichnung „cives Culmenses“ z. B. umfaßt Städter und Landbewohner gleichmäßig. Erst ganz allmählich scheidet sich Stadt und Land, Bürgertum und Adel, nachdem in der zweiten Siedlungsperiode als gesonderter Stand der deutsche Bauer hinzugekommen war.

Im Großen spielt sich der Vorgang der Besiedlung entsprechend der Eroberung des Landes so ab, daß zunächst von Thorn die Weichsel abwärts, dann der Nogat und der Haffküste folgend ein breiter Saum besetzt wurde. Von hier aus drang man strahlenförmig in das Innere Preußens ein. Die Stützpunkte bildeten die großen Komtureien Marienburg, Christburg, Elbing, Balga, Brandenburg, Königsberg, welche die Siedlungs-

geschäfte selbständig in ihren quer durch das ganze Land bis zur Süd- und Ostgrenze geschnittenen Gebieten vornahmen. Die Stärke der deutschen Besiedlung richtete sich nach dem Raume. Wo durch den Krieg und die Aufstände die preußische Bevölkerung dünn geworden oder ganz verschwunden war, erhielten die deutschen Einwanderer große Landkomplexe (z. B. im Kulmerland und im westlichen Pomesanien) und wurden möglichst dicht angesetzt, wo dagegen die Preußen noch in größerer Zahl saßen, war die Neusiedlung dünner und konnten die Deutschen nur kleinere Güter erhalten (z. B. im östlichen Pomesanien, in Natangen und im Samland). Die Grenzgebiete im Süden und Osten wurden zunächst zur fast menschenleeren Wildnis. Die Ansicht, daß der Orden diesen Wildnisgürtel zum Schutze des Landes absichtlich geschaffen habe, ist nicht gut haltbar, denn er bereitete ihm selbst in seinem Angriffskriege gegen Litauen das größte Hindernis. Allmählich wurde auch der Wildnissaum siedelnd in Angriff genommen, zuerst im Westen von Christburg aus, dann die Südostecke und ganz zuletzt der Nordostzipfel des Memellandes, wo die von Livland aus gegründete Stadt Memel ein Jahrhundert lang als verlorenener Posten in der öden Einsamkeit lag. Litauisch ist das Memelland nie gewesen.

Die deutsche Besiedlung Preußens hat die ganze Ordenszeit hindurch gedauert. Ihren Höhepunkt erreicht sie in ihrer zweiten Periode, der Zeit der Bauernsiedlung durch Einwanderung aus Deutschland, die etwa von 1290—1350 dauerte. Sie hat Preußen vor dem Schicksal Livlands bewahrt, das nur eine Herrschaft von Großgrundbesitzern und Städtern erhielt, so daß die Deutschen dort stets in der Minderheit blieben. Nach Livland konnte der deutsche Bauer nicht einwandern, weil man dorthin nur zur See gelangen konnte. Nach Preußen dagegen konnte der Bauer mit Kind und Kegel, mit Roß und Wagen zu Lande ziehen. Er kam in der Hauptsache wohl aus denselben Gegenden wie die ritterlichen Großsiedler und die Städter, nämlich aus Niedersachsen, dem Elbsaale-Gebiet, Meißen und Schlesien. Die Zuwanderung aus dem letzteren Lande muß, namentlich im Ernlande, besonders groß gewesen sein, da sich hier ein besonderes Sprachgebiet herausgebildet hat, das heute noch als breslausch bezeichnet wird.

Veranlaßt wurde die deutsche Bauernsiedlung einmal durch die Landesherren, d. h. den Deutschen Orden, die Bischöfe und die Domkapitel, zum andern durch die von diesen belehnten Großgrundbesitzer und die Städte. Da die deutschen Bauern freie Leute waren und grundsätzlich zu kulmischem Recht angesetzt wurden, war die Voraussetzung, daß der Grundherr selbst zu kulmischem Recht belehnt war. So konnten

auch vornehme Stammpreußen, die kulmisches Recht hatten, deutsche Bauern auf ihrem Grund und Boden ansetzen. Die Bauernansiedlung (zum Teil auch die Begründung der kleineren Städte) erfolgte in Preußen ebenso wie in den meisten anderen deutschen Kolonisationsgebieten auf dem Wege der Lokation. Das heißt, der Grundherr wies einem Privatunternehmer ein bestimmtes Stück Land an und beauftragte ihn die zur Besiedlung desselben nötigen Bauernfamilien zusammen zu bringen. Sobald das gelungen war, schloß er mit der Gemeinde, in deren Namen der Lokator verhandelte, einen Vertrag, der urkundlich fixiert wurde, die Handfeste. Die Gemeinde bildete eine Flurgemeinschaft, in der die Dreifelderwirtschaft, Sommerfeld, Winterfeld und Brache, wie sie in Deutschland üblich war, Geltung hatte. Der einzelne Bauer erhielt in der Regel drei Hufen, der Lokator, der stets der Schulz der Gemeinde war, ein Zehntel des Dorfareals zu Eigentum. Dafür waren dem Grundherrn bestimmte Abgaben zu leisten: 1. eine Grundsteuer, der Hufenzins, der $\frac{1}{2}$ bis 1 Mark preuß. Münze betrug; 2. eine Betriebssteuer, das Pflugkorn, das von jedem Pfluge in natura erhoben wurde. Ein Pflug reichte in der Regel für 3 Hufen, diese bildeten also eine Betriebseinheit. Den „Pflug“ als ein Landmaß anzusprechen ist abwegig. Für das Aufkommen dieser Abgaben war der Schulz dem Grundherrn verantwortlich. Dafür erhielt er neben dem Zehntel des Dorfareals noch die kleine Gerichtsbarkeit. Er leitete im übrigen auch die Selbstverwaltung der Gemeinde. Da jedes Dorf von vornherein eine bestimmte Hufenzahl und alle Bauern einen gleich großen Anteil daran erhielten, war auch die Zahl der Bauernstellen festgelegt und die Bevölkerungsziffer des Dorfes begrenzt. Als Normalgröße des deutschen Dorfes in Preußen sind etwa 60 Hufen anzusehen. Davon erhielt der Schulz 6, die übrigen Bauern je 3, es waren also 18 Bauernstellen. In Kirchdörfern gehörten 4 Hufen der Kirche. Es gab natürlich auch größere und kleinere Dörfer. Wo die Hufenzahl gering ist, kann man meistens schließen, daß das Dorf nicht aus heiler Wurzel begründet, sondern aus einem Gut oder einem preußischen Dorfe umgewandelt ist.

Da die Bauernsiedlung erst erfolgte, nachdem Preußen bereits ganz unterworfen und befriedet war, konnte sie nicht nur wie die der rittermäßigen Einzelsiedler auf raumem Lande, sondern auch auf Rodland erfolgen. Auf raumem Ackerlande wurden deutsche Bauern nur dann angesetzt, wenn dasselbe von den Preußen verlassen war. Ganz selten werden einzelne Preußen von allzu dünn besetztem Areal entfernt und an anderer Stelle entschädigt. In der Hauptsache aber wurden die deutschen Dörfer auf Waldboden angelegt. Das hatte seinen Grund darin, daß die Preußen weite Strecken schweren Bodens nicht bebaut hatten, weil sie ihn mit

ihrer Ackergerät, dem hölzernen Haken, nicht bewältigen konnten. Der deutsche eiserne Pflug aber gewann dem jungfräulichen Boden bald gute Erträge ab. Daher finden wir in den großen Komtureien überall die sogenannten Waldämter, die stets einen möglichst großen geschlossenen Komplex rodungsfähigen Waldlandes umfaßten. Hier wurden deutsche Bauerndörfer einheitlich auf Rodland aus heiler Wurzel begründet. Christburg hatte sein Waldamt in Deutsch-Eylau, es kam später zu der nachträglich abgetrennten Komturei Osterode. Elbings Waldamt war Mühlhausen, Balga hatte ursprünglich drei Waldämter: Eisenberg, Leuneburg und Rastenburg, Brandenburg hatte Brandenburg, und Königsberg Tapiau als Waldamt. Die in diesen Siedlungsgebieten vorhandenen Dörfer waren alle rein deutsch und bildeten die Kernstücke der Eindeutschung Preußens. Daneben wurden einzelne Siedlungsgebiete in den sogenannten Kammerämtern, den Verwaltungsbezirken für die preußische und gemischte Bevölkerung, eingesprengt, doch hielt der Orden im allgemeinen auf Trennung der Nationalitäten. Nur die Müller und Krüger waren meistens Deutsche, auch in preußischen Orten.

Um 1350 hörte die Einwanderung der Bauern aus Deutschland auf, der Zug nach dem Osten erlahmte, und zwar nicht nur nach Preußen; sondern auch nach den übrigen Kolonisationsgebieten, Polen, Böhmen usw. Das hatte seinen Grund weniger in der Pest, dem schwarzen Tod, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts Mitteleuropa heimsuchte, als in einer gründlichen Aenderung der Wirtschaftsstruktur im Reiche. Die deutschen Städte nahmen allgemein einen überaus starken Aufschwung und verschlangen jetzt den Geburtenüberschuß des flachen Landes, der bisher nach dem Osten gegangen war.

Trotz des Aufhörens der Zuwanderung setzte der Deutsche Orden aber die Besiedlung Preußens fort. Das Menschenmaterial dazu gab ihm der Geburtenüberschuß des zuerst besiedelten Landes bereits nach einer oder zwei Generationen. Neusiedlung ist immer fruchtbar an Menschen. So kam es in Preußen zu einer Binnenwanderung von Westen nach Osten, von Norden nach Süden. In den östlichen Komtureien, Brandenburg, Königsberg, finden noch lange nach 1350 deutsche Dorfgründungen statt, ebenso in den südlichen Teilen von Elbing (Ortelsburg) und Balga. Schließlich allerdings wird auch der Menschenverbrauch der preußischen Städte übermächtig. Trotz lebhafter Zuwanderung aus dem Reiche, namentlich von Handwerkern, ziehen sie mehr und mehr auch den Bevölkerungsüberschuß ihrer näheren Umgebung an sich. Ein gutes Beispiel gibt das im 14. Jahrhundert besonders schnell wachsende Danzig. Fünfzig Prozent seiner Zuwanderer kamen aus dem östlichen Kolonialgebiet und davon die

Hälfte aus Preußen selbst. Die anderen Handelsstädte standen in ihrer Entwicklung kaum hinter Danzig zurück. Dazu kamen nun die zahlreichen Neugründungen von Marktstädten, die im Innern des Landes der Bauernsiedlung auf dem Fuße folgten. Andere entstehen zu den Füßen der Ordensburgen, die ja stets nicht nur zum Schutze des Landes, sondern auch zu Verwaltungszwecken dienten und daher auch fast immer einen lebhaften Binnenverkehr an sich zogen. Da finden sich zunächst die zahlreichen Krüge ein, schließlich auch Handwerker und Ackerbürger, aus denen sich dann eine städtische Gemeinde bildet. Die Folge davon war, daß in der dritten Kolonisationsperiode nach 1350 die Deutschen zur Besiedlung der Wildnissäume nicht mehr ausreichten, was den Orden veranlaßte, dort Deutsche, Preußen, Polen und Litauer im Gemenge anzusetzen. Aber auch diese Art der Besiedlung würde zur völligen Germanisierung geführt haben, wenn nicht die äußeren politischen Verhältnisse störend in die Kolonisation der Grenzgebiete eingegriffen hätten.

Wie waren nun zur Ordenszeit die Bevölkerungsverhältnisse in Preußen? An der Hand der Handfestenbücher und der sogenannten Aemterbücher, die über die dem Orden zufließenden Abgaben geführt wurden, läßt sich das mit ziemlicher Sicherheit ermitteln. Es gab um 1400 im Ordensstaate zwei große Nationalitätengruppen: Deutsche und Preußen, neben denen vereinzelte Polen und Litauer ganz verschwinden. Die Deutschen setzten sich zusammen aus den Lehnleuten auf den Gütern, den Stadtbürgern und den Bauern. Alle drei Gruppen waren freie Leute. Die Preußen bestanden aus den den deutschen vollkommen gleichgestellten Lehnleuten — diese beiden Gruppen bildeten allmählich den grundgesessenen Adel — und aus den sogenannten großen und kleinen Freien. Die ersteren verfügen über einen größeren Grundbesitz mit besserem Recht, das aber selten die Gerichtsbarkeit einschließt, die letzteren, sehr zahlreich vertretenen, haben meistens sehr kleinen Grundbesitz und stehen zum Teil den preußischen Bauern nahe, sind aber persönlich frei und zum Reiterdienst mit leichten Waffen verpflichtet. Wie beim Adel und den großen Freien ist ihr Besitz zu preußischem Recht durch Handfeste gesichert. Aus ihnen gehen die sogenannten Witinge hervor, die keinen besonderen Stand bilden, sondern eine Art von Polizeitruppe im Dienste des Ordens. Die kleinen Freien wohnen vielfach auf Einzelhöfen, gelegentlich aber auch in preußischen und, hauptsächlich im Ermland, selbst in deutschen Dörfern. Der dritte Stand unter den Preußen sind die sehr zahlreichen preußischen Bauern. Sie sind vollkommen unfrei, wohnen auf sehr kleinen Grundstücken (meistens 1 bis $1\frac{1}{2}$ Haken) in kleinen Dörfern zusammen und bilden ein ländliches Proletariat, das unter hohen und vielen

Abgaben und vielerlei Scharwerk seufzt. Sie hatten keinerlei Erbrecht und waren durch keine Handfesten geschützt. Die große Mehrzahl der preußischen Dörfer war im Besitz der Landesherrschaft, manche aber gehörten auch Privatleuten. Auch auf den Gütern der Lehnleute waren ebenso wie auf den landesherrlichen Vorwerken vielfach Preußen als Arbeiter angesetzt.

Es ist also eine ganz falsche Ueberlieferung, wenn es immer wieder heißt, die Preußen seien im Eroberungskriege ausgerottet worden. In einzelnen Gegenden sind sie sicher furchtbar dezimiert worden, aber die dadurch entstandenen Bevölkerungslücken haben sich stets wieder sehr bald geschlossen. Im 15. Jahrhundert ist die Lage so, daß trotz der starken deutschen Bauerneinwanderung die Preußen den Deutschen auf dem Lande der Zahl nach etwa gleich stehen, in manchen Gegenden sie sogar bedeutend übertreffen. Dafür sind in neuerer Zeit zahlreiche wissenschaftliche Belege erbracht worden. Seinerzeit habe ich Berechnungen über die Nationalitätenverhältnisse in den Komtureien Christburg und Elbing angestellt. Dabei ergab sich, daß sich im Jahre 1419 im Christburgischen Gebiete 34 deutsche Dörfer vorhanden waren mit 1688 Bauernhufen, 150 Schulzenhufen und 96 Pfarrhufen. (In den westlichen Komtureien sind die Pfarrkirchen ausschließlich in deutschen Dörfern.) Dazu kommen noch rund 30 Mühlen und Krüge, die der Orden stets nur mit Deutschen besetzte. Da ein Bauernerbe in der Regel 3 Hufen groß war, kann man auf 563 Bauernfamilien schließen, die Zahl der Schulzen betrug 26, die der Pfarrer 24. Die letzteren hatten je 4 Hufen, die wohl von Deutschen bewirtschaftet wurden: also weitere 50 Familien. Zusammen mit den Krügem und Müllern (30) ergeben sich also 643 bäuerliche Familien. Man rechnet auf die Familie durchschnittlich fünf Köpfe, dann erhält man als Gesamtzahl der bäuerlichen Bevölkerung deutscher Nationalität in der Komturei Christburg 3215 Menschen. An Großgrundbesitz hatte die Komturei 27 kulmische Dienste, d. h. Güter, deren Besitzer zur Dienstleistung mit schweren Waffen verpflichtet waren. Wenn wir ihre Inhaber sämtlich als Deutsche ansehen, ergeben sich noch $5 \times 27 = 135$ Deutsche mehr, also insgesamt 3350 Menschen.

Wie stand es nun mit der Zahl der preußischen Bevölkerung? Da gab es zunächst 146 landesherrliche preußische Dörfer mit 1232 Haken. Die Grundfläche war also bedeutend geringer als die der deutschen Dörfer. (1 Haken = $\frac{2}{3}$ Hufe, $1232 = 822$ Hufen.) Die preußischen Dörfer waren aber stets sehr viel enger bewohnt als die deutschen, da der einzelne preußische Bauer nur 1 bis 2 Haken Land bebaute. Das Areal der preußischen Dörfer aber war ebenso konstant wie das der deutschen. Man

kann daher die bauerliche Bewohnerschaft der 146 preußischen Dörfer auf rund 820 Familien veranschlagen. Dazu kommen noch 158 kleine Freie und 20 große Freie = 178 Familien, und die unfreien Arbeiter preußischer Herkunft auf den Ordensdomänen, den kulmischen Gütern und den Besitzungen der großen Freien, rund 50 Güter zusammen mit je 3 Familien, so erhalten wir nochmals 150 Familien. Im ganzen also $820 + 178 + 150 = 1148$ Familien oder 5740 Köpfe. Es übertrifft also in der ländlichen Bevölkerung der Komturei Christburg die preußische Nationalität die deutsche um 2420 Köpfe.

Dagegen waren die Bürgerschaften der Städte im Ordenslande rein deutsch. Die drei Städte: Christburg, Saalfeld und Liebmühl dürften zusammen annähernd soviel Einwohner gehabt haben, daß dadurch das Gleichgewicht in beiden Nationalitäten hergestellt würde.

Andere Gelehrte kommen für andere Gegenden Preußens zu ähnlichen Ergebnissen. Röhrich schätzt die Zahl der Preußen innerhalb der ländlichen Bevölkerung des Ermland auf 50 bis 70 Prozent. Rousselle weist nach, daß die Bevölkerung des Kreises Pr. Eylau um 1400 fast rein preußisch war. Auch das eigentliche Samland ist von der deutschen Siedlung kaum berührt worden. Die wenigen Dörfer mit kulmischem Recht, die sich dort finden, sind alle aus preußischen Dörfern oder Gütern hervorgegangen, das zeigt schon ihre geringe Größe. Ob sie deutsche Bevölkerung hatten, ist selbst dann nicht sicher, wenn in der Handfeste ein deutscher Schulze genannt wird. Von einer Zuwanderung aus Deutschland kann keine Rede sein. Auch die Lehnleute im Samland waren durchweg Preußen. Die wenigen und kleinen Burglehen, welche im 13. Jahrhundert in der Umgegend von Fischhausen an Deutsche ausgegeben worden sind, spielen gar keine Rolle. Die Anwesenheit von deutschen Krügern und Müllern in einzelnen Ortschaften darf nicht dazu verführen, diesen gemischte Bevölkerung zuzuschreiben. Das Müllergewerbe konnte nur von Deutschen ausgeübt werden. Dagegen war das Pregeltal und das Waldamt Tapiaw ganz mit deutschen Dörfern besiedelt.

Das Verhältnis der Nationalitäten prägt sich auch in den Ortsnamen aus. Bei weitem die Mehrzahl aller Ortsnamen in Ostpreußen ist altpreußischer Herkunft. Um nur ein Beispiel anzuführen: Für das Ermland hat Röhrich festgestellt: Im Kreise Heilsberg 90 preußische, 70 deutsche Ortsnamen, im Kreise Rößel 89 preußische (von denen 8 nachträglich polonisiert sind) und 30 deutsche, im Kreise Allenstein 132 preußische, 46 deutsche, 12 polnische. In solchen Gegenden, wo die altpreußische Bevölkerung besonders dicht saß, haben selbst die deutschen Städte preu-

bische Namen: Wormditt, Röbel, Zinten, Mehlsack, Wehlau, Labiau, Tapiau, Tolkemitt, Goldap usw.

Es versteht sich, daß überall, wo Deutsche auf verlassenen raumem Lande oder auf Rodland angesetzt wurden, auch die Wohnplätze deutsche Namen erhielten. Manche nannten die neue Heimat nach der alten: Tiefenau und Marienwerder nach Stammsitz und Hauskloster des Edlen Dietrich von Depenow in Hannover, Rutenberg nach dem hannoverschen Orte, Osterode nach der Heimat des Hochmeisters Lüder von Braunschweig am Harz, Saalfeld, Mohrungen, Mühlhausen nach thüringischen Städten, Pr. Holland nach dem Heimatlande seiner ersten Bewohner. Andere, sehr zahlreiche, wurden nach dem Lokator, dem Komtur oder einem anderen Beamten des Siedlungsbezirkes oder nach dem Besitzer benannt: Herzogswalde, Arnsdorf, Heinrichsdorf, Dietrichsdorf, Seubersdorf, Hermsdorf, Göttkendorf, Ortelsburg (nach dem Komtur Ortulf von Trier), Passenheim (nach dem Komtur Walpot von Bassenheim) usw. In der Hochzeit der Kolonisation ging man vielfach ganz schematisch vor mit der Namengebung. Infolgedessen treten gewisse Namenbildungen vielfach haufenweise auf: Schönberg, Schönfeld, Schönmoor, Schönwalde, Schönwiese; Reichenbach, Reichau, Reichenau, Reichental, Reichwalde; Güldenboden, Goldbach, Silberbach; Hirschfeld, Kußfeld, Ebersbach, Tierbach usw. Manchmal werden auch vorgefundene preußische Ortsnamen in das Deutsche übersetzt: so entsteht aus dem altpreußischen Bomgarbe das echt schlesische Sturmhübel oder aus Leidegarbe Lehmberg. Häufiger sind Eindeutschungen, bei denen aus altpreußischen Namen scheinbar deutsche entstehen: Kirkus wird Krickhausen, Trynkos Trinkhaus, Lippuse Liebhausen, Glewiske Kleefeld usw. Gelegentlich wird auch ein preußischer Name in unveränderter Gestalt als deutsch angesprochen wie Kalkstein, das weder mit Kalk noch Stein etwas zu tun hat. Vielfach können sich die amtlich eingeführten deutschen Namen nicht halten, namentlich wo wie im Ermland eine Mischung der Nationalitäten gern gesehen wird. So wird aus den urkundlich festgelegten Dorfnamen Heiligenkreuz—Schulen, Rabenswalde—Workeim, Gottfriedsdorf—Jegothen, Deutschentale—Krekollen, Strahlenberg—Kerwienen, Schönborn—Widdrichs, Buchholz—Robawen, Frauendorf—Sumpe usw. Aus dem ermländischen Urkundenbuche lassen sich über fünfzig solcher Fälle feststellen. Selbst der Deutsche Orden hat mit der amtlichen Benennung nicht immer durchdringen können. Die zweite Stadt Königsberg sollte Neustadt Königsberg heißen, und aber Löbenicht genannt, und der dritten war der Name Pregelmünde zugesacht; sie heißt aber Kneiphof. Es gibt eben Dinge im Völkerleben, die so schematisch vom grünen Tisch nicht erzwingen lassen.

Wenn nun die preußische Nationalität noch in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts der deutschen auf dem Lande an Zahl gleich kam, vielfach sogar überlegen war, so fragt man sich unwillkürlich, wie war es nur möglich, daß sie in den nächsten 150 Jahren so gut wie ganz verschwand. Zwei Umstände sind dafür verantwortlich zu machen. Erstens die verheerenden Kriege. Die Polenkriege von 1409 bis 1433, der entsetzliche Bürgerkrieg von 1454 bis 1467 und der Reuterkrieg von 1519 bis 1522. So lange der Orden auf der Höhe stand und durch die eigenen Domänen und die vertragsmäßigen Abgaben der Untertanen über ungewöhnlich große Mittel verfügte, hatte er es als landesherrliche Pflicht betrachtet, überall helfend einzugreifen, wo durch Kriegsnot, Feuersbrunst, Ueberschwemmung und Mißwachs Not unter der Bevölkerung entstand. Durch die Polenkriege aber verarmte er selbst und konnte seinen durch die immer wiederholten Verheerungen des flachen Landes geschädigten Untertanen nicht mehr helfen. Sie waren also auf ihre eigene Kraft angewiesen. Da nun die Hauptmasse der Preußen, die kleinen Freien und die unfreien Bauern, an sich schon wirtschaftlich sehr viel schlechter gestellt waren als die deutschen Bauern, fiel es ihnen auch viel schwerer sich wieder emporzuarbeiten, wenn ihre Dörfer verwüstet und verheert waren. Sie gingen daher viel öfter zu Grunde als die deutschen. Es läßt sich feststellen, daß die deutschen Bauerndörfer trotz aller verheerenden Kriegsschicksale fast ohne Ausnahme immer wieder aufgebaut sind und heute noch bestehen, während die preußischen Dörfer und die Güter der kleinen Freien vielfach Wüstung geworden, zum Teil überhaupt nicht mehr nachweisbar sind.

Die zweite Ursache des Verschwindens der Preußen ist die Ständeherrschaft, die je schwächer der Orden wurde, desto egoistischer sich entwickelte und schließlich unter den beiden ersten Herzögen in eine fast unbeschränkte Adelherrschaft ausartete. Den adligen Grundherren, sowohl den germanisierten Preußen, als auch den deutschen Einzöglingen wurde seit 1466 der Wiederaufbau Ostpreußens gedankt. Ihr Stand erfuhr eine außerordentliche Stärkung durch neue Zuwanderung aus Deutschland durch die Söldnerführer aus Meißen, Schlesien und Franken, die der Orden nicht bezahlen konnte und daher mit Grund und Boden entschädigen mußte. Es handelte sich bei diesen vielfach sehr großen Verleihungen in der Regel um Wüstungen: Güter, deutsche und preußische Dörfer, die nur noch wenige oder gar keine Bewohner mehr hatten und wenn sie irgendwelche Erträge abwerfen sollten, neu besiedelt und aufgebaut werden mußten. Dieser Aufgabe hat sich der preußische Adel mit großem Fleiß und großer Tatkraft unterzogen. Er siedelte neue Bauern an und zwar, weil das wirtschaftlicher war, zu deutschem Recht. So verschwanden die preußischen

Dörfer. Das deutsche Recht erfuhr freilich vielerlei Einschränkung, weil der Grundherr Arbeitskräfte brauchte und daher von allen Bauern, die er annahm, Scharwerk verlangte. So wurden die deutschen Bauern schlechter, die preußischen besser gestellt, indem sie beide gleich behandelt wurden. Da der Adel nach der Säkularisation auch alle Verwaltungsstellen (Amtshauptmannschaften) im Lande innehatte, setzte er seine wirtschaftlichen Ideen auch auf den Staatsdomänen durch, so daß die Ausgleichung der deutschen und preußischen Dörfer auch im Staatsbesitz erfolgte. Der Pflug siegte zum zweiten Male über den Haken. Um 1580 wurde der Unterschied zwischen deutschen und preußischen Dörfern amtlich aufgehoben. Ein weiteres kam hinzu, um das Preußentum verschwinden zu machen. Der Adel benutzte seine Vormachtstellung, um seine Güter zu arrondieren. Soweit ihm dazu Staatsbesitz nicht mehr zur Verfügung stand, hielt er sich an die preußischen Freien. Er ließ sich die Gerichtsbarkeit über sie erteilen und benutzte das, um sie auszukaufen oder in ein Bauernverhältnis hinabzudrücken. Mit der wirtschaftlichen Selbständigkeit gab diese Bevölkerungsschicht dann auch ihre Sprache auf. Im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts gab es fast überall in den alten Sprachgebieten der Preußen — Oberland, Natangen, Samland — noch preußisch sprechendes Gesinde, im Anfang des 17. Jahrhunderts schwand der letzte Rest dieser alten Sprache ganz dahin.

So ist der letzte Rest preußischer Bevölkerung gänzlich in die deutsche aufgegangen. Die Sprache ist verschwunden, das Blut hat sich mit dem deutschen vermischt und sicherlich in vielen Dingen den Charakter der heutigen Ostpreußen bestimmt. Wenn es trotzdem in unserer Provinz heute noch zwei Gebiete mit Mischbevölkerung gibt, die uns nicht von sich aus, wohl aber infolge gänzlich unberechtigter Ansprüche unserer Nachbarvölker Sorge machen, so hat es damit seine besondere Bewandnis. Das sogenannte preußische Litauen, einschließlich des uns geraubten Memelgebietes, hat niemals etwas mit dem Staate Litauen zu tun gehabt. Zur Zeit als der Orden nach Preußen kam, war das Gebiet zu beiden Seiten der Memel von einem preußischen Stamme bewohnt, den Schalauern. Sie beteiligten sich mit ihren südlichen und östlichen Nachbarn den Nadrauern und Sudauern, die gleichfalls Preußen waren, an den Abwehrkämpfen gegen den Orden und gingen dabei bis auf geringe Reste zu Grunde. Der Orden nahm ihr Land in Besitz und während des ganzen Mittelalters hat niemals jemand es ihm streitig gemacht. Die sehr dünne Bevölkerung bestand aus eingewanderten Deutschen und aus Schalauern, die als solche bis in das 16. Jahrhundert bekannt waren, schließlich aber, da sie ja einen preußischen Dialekt sprachen, auch als Preußen bezeichnet wurden. Der

Nordzipfel Ostpreußens am Ausfluß der Memel war bei Ankunft des Ordens Wildnis, in der nur vereinzelte Kuren als Fischer oder Jäger ihr Leben fristeten. Hier wurde 1256 von Kurland aus die Stadt Memel begründet. Sie hatte, wie alle Städte im Ordenslande, rein deutsche Bevölkerung. Die Grenze gegen Litauen lag nicht im Memeltal, sondern an dem Steilhange des nördlich davon liegenden samaitischen Hochplateaus. Erst im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts begünstigte der Orden die Einwanderung litauischer Bauern in das Memeltal, die, von ihren einheimischen und den eingewanderten polnischen Adligen schwer bedrückt, die heimische Scholle verließen, um sich in der Fremde bessere Lebensbedingungen zu suchen. Allmählich zogen diese Zuwanderer immer mehr Stammesgenossen nach sich, so daß große litauische Dörfer zu beiden Seiten der Memel entstanden. Dieselbe Sorgfalt wie ihren deutschen Untertanen ließen die Herzöge von Preußen auch den eingewanderten Litauern zu Teil werden, sie gründeten ihnen Kirchen und sorgten für Geistliche und Lehrer, die in Königsberg ihre Ausbildung erhielten. Da die litauische Einwanderung stark war, erhielt sich auch die Sprache und bildeten sich neue litauische Ortsnamen. Deutsche Gelehrte nahmen Interesse an der alten indogermanischen Sprache und glaubten, in Unkenntnis der geschichtlichen Vorgänge, aus dem Vorhandensein der litauischen Ortsnamen schließen zu dürfen, daß die Litauer hier Ureinwohner gewesen seien. Sie haben in ihrem Uebereifer sogar erst eine litauische Literatur geschaffen. Das hatte keine Gefahr, so lange Deutschland stark und mächtig war, seitdem aber das Reich infolge der Revolution am Boden liegt, macht der erwachte litauische Nationalismus sich die Irrtümer der deutschen Gelehrten zu Nutze, um Ansprüche auf Gebiete zu erheben, die seit 700 Jahren deutsch sind und deutsch bleiben müssen.

Das zweite umstrittene Gebiet, **Masurien**, hat ein ähnliches Schicksal gehabt. Hier hat nach dem Zusammenbruche des Ordensstaates eine starke polnische Einwanderung aus Masowien stattgefunden, und zwar nicht nur von Bauern, sondern auch von adligen Gutsbesitzern. Das hatte seinen Grund darin, daß die deutsche und preußische Bevölkerung dieses Grenzlandes, die seiner Zeit vom Orden in großzügiger Weise in der Wildnis angesiedelt worden war, durch die polnischen Einfälle stark dezimiert war, und daß der Wert des Grund und Bodens infolge des wirtschaftlichen Niedergangs Preußens lächerlich gering geworden war. Das machten sich die in guter wirtschaftlicher Lage befindlichen polnischen Nachbarn zu Nutze und kauften ein Gut nach dem andern auf. Den Gutsbesitzern folgten die Bauern nach. So entstand in jenem Grenzlande ein Mischvolk von Deutschen, Preußen und Polen, bei dem der

masurische Dialekt herrschend wurde. Staatlich und national ist diese Mischbevölkerung aber stets deutsch geblieben, umsomehr, da sie auch durch das religiöse Bekenntnis als Lutheraner von den katholischen Nachbarn in Masowien streng getrennt waren. So lange es einen polnischen selbständigen Staat gab, haben die Polen daher auch Masuren stets als Bestandteil Preußens betrachtet und behandelt, wenn ein Konflikt zwischen Preußen und Polen vorlag. Besonders im zweiten schwedisch-polnischen Kriege hat gerade Masuren unter den Einfällen der Polen und ihrer tartarischen Verbündeten entsetzlich zu leiden gehabt. Die polnischen Ansprüche auf Masuren sind erst in moderner Zeit als Erzeugnisse nationalen Größenwahns an das Tageslicht getreten.

Gregor von Heimburg und der deutsche Orden.

Von Erich Maschke.

Auf den großen Reformkonzilien in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden nicht nur die brennenden Fragen der abendländischen Kirche, des Reichs und der Staaten verhandelt. Auf ihnen, die zum Sammelpunkt aller bedeutenden und zahlloser unbedeutenden Geistlichen und Weltlichen jener Zeit wurden, knüpften sich auch eine Fülle persönlicher Beziehungen, mit ihnen verband sich eine Unzahl persönlicher Interessen. Italienische Humanisten durchsuchten von Konstanz und Basel aus die alten Klöster der Schweiz, des Rheinlandes und Burgunds nach Denkmälern der Antike, und die Nachrichten, die sie über ihre Funde heimsandten, erregten unter ihren Freunden leidenschaftlichere Teilnahme als die Neuigkeiten über Reform oder Union der Kirchen. Männer wie Enea Silvio, Nikolaus von Cusa oder Gregor von Heimburg begannen hier ihre Laufbahn und gewannen als Meister der Rede und der Schrift vor dem rede- und schreibbegeisterten Forum der Konzilsteilnehmer den ersten Ruhm. Aber es entstanden auch politische und menschliche Zusammenhänge, die oftmals für Jahrzehnte bestimmend werden sollten.

Wo irgend ein Streit bestand, wurde er vor die Konzilien als die letzte Autorität der Christenheit gebracht. Auch der deutsche Orden machte von dieser Möglichkeit um so eifriger Gebrauch, als er seit der Schlacht von Tannenberg sich immer tiefer und unentrinnbarer in die Schwierigkeiten verstrickte, die ihm fast von der Gründung seines Staates an im Innern und rundum in langsamem Wachstum entstanden waren. Sowohl das Konstanzer wie das Basler Konzil mußten sich daher mit den Streitigkeiten des Ordens und des Erzbistums Riga, der Polen sowie schließlich der preußischen Stände befassen¹⁾.

Im Zusammenhang mit diesen Konflikten und anderen Fragen hatte der Orden bald Föhlung gewonnen mit einem der ersten Juristen des 15. Jahrhunderts, mit Gregor von Heimburg²⁾. Gewiß hatte diese Verbindung nur vorübergehendes Interesse für den gelehrten Doktor und flüchtige Bedeutung für die Brüder. Aber es gab in der schweren Krise

des Ordensstaates vor dem Ausbruch des 13jährigen Krieges 1454 einen Augenblick, in dem sie fester zu werden schien und der Orden sich darum bemühte, den ersten Juristen Deutschlands als Vertreter seines Rechtes zu gewinnen. Der Ernst dieses Augenblickes in der Ordensgeschichte und die Schlaglichter, die diese Episode auf die Tätigkeit Heimburgs wirft, rechtfertigen wohl den Versuch, den Fäden dieser Beziehung von ihren Anfängen her nachzugehen.

Gegen Ende des Jahres 1432 war Gregor, der vicarius Maguntinus, wie ihn die Quellen auch noch nach der Aufgabe dieses Amtes nennen, mit den übrigen Gesandten der deutschen Kurfürsten beim Basler Konzil eingetroffen, um sich bald danach zur Vermittlung zwischen Kurie und Konzil nach Rom zu begeben. Im März kehrten die Gesandten nach Basel zurück, wo im Oktober König Sigismund anlangte, der sich mit dem Papst versöhnt hatte und am 31. Mai 1433 von ihm zum Kaiser gekrönt worden war. Bald hatte Gregor mit dem Kaiser Fühlung genommen, und die Stellung, die er nun zwischen ihm und den Kurfürsten einnahm, fand ihren Ausdruck bereits am 24. Oktober in einer Rede, die er im Auftrage des Kaisers hielt³⁾.

Schon wenige Tage danach hatte der Jurist, dessen Beredsamkeit und Kenntnisse den Kaiser wohl zu fesseln wußten, wiederum an dessen Stelle zu sprechen, und dieses Mal handelte es sich um den deutschen Orden. Mit dem Waffenstillstand von Jędrzejów am 13. September 1433 hatte der Hochmeister versucht, dem erschöpften Lande Ruhe zu schaffen, und setzte nun alles daran, um aus der Waffenruhe einen dauernden Frieden zu machen. Seine Gesandten baten daher das Konzil um seine Vermittlung zwischen ihm und den Polen. In alter Tradition suchte der Kaiser den deutschen Orden zu unterstützen. Für die Sache des Ordens sprach daher Gregor von Heimburg am 27. Oktober im Auftrage Sigismunds⁴⁾. Er wies auf die Aufgabe hin, die der Orden noch immer im Kampf für den Glauben zu erfüllen hatte, und die durch die Hussitengefahr einen neuen Sinn bekommen hatte. Er wies auf die Leiden hin, die böhmische Ketzer und Polen dem Ordenslande zugefügt hatten, und bat das Konzil, Gesandte zur Vermittlung des Friedens zu entsenden. Wohl machte seine Rede Eindruck; aber die Entscheidung über das, was nun zu geschehen habe, wurde den Deputationen des Konzils überwiesen, und so blieb sie ohne praktischen Erfolg.

Im nächsten Jahr fand sich eine neue Gelegenheit, für den Orden einzutreten. So leidenschaftlich sich das Basler Konzil gegen die Formen des päpstlichen Finanzwesens gewandt hatte, wußte es doch keine neuen Wege, um den großen Geldbedarf der kirchlichen Organisation zu be-

friedigen. Daher sah es sich selbst für seine eigenen Bedürfnisse sehr bald auf das Vorbild der Kurie angewiesen und schrieb im Februar 1433 die Erhebung eines Zwanzigsten der geistlichen Einkünfte aus, dessen Ertrag für die Hussitenfrage verwandt werden sollte. Auch der deutsche Orden sollte davon nicht ausgenommen sein. Aber für ihn waren die Zeiten vorbei, in denen er zu den reichsten Korporationen der Kirche gehört hatte. Der Orden und sein Land waren verarmt; jedes neue Geldopfer, das von ihm gefordert wurde, mußte ihn dem Zusammenbruch näherführen. So setzte er sich mit allen Mitteln zur Wehr und bat auch in dieser Not den Kaiser um seine Hilfe. Und wieder war es Gregor von Heimburg, der den Orden vor der Öffentlichkeit des Konzils im Namen des Kaisers verteidigen sollte. In seinem Auftrage und im Namen der anderen kaiserlichen Vertreter mahnte er das Konzil, an seine Hauptaufgabe einer Reformation der Kirche zu denken, und bat es, den Orden von der Entrichtung des Halbzehnten zu befreien. Auch hier gab er zur Begründung die Opfer an, die der Orden bereits im Kampf gegen die Ungläubigen bringe⁵⁾.

Es bedurfte noch weiterer Verhandlungen, bis das Konzil sich mit einer festen Abschlagssumme statt der regulären Steuer begnügte. Ob Gregor auch an ihnen teilgenommen hat, wissen wir nicht. Auch sonst schweigen die Quellen über ein weiteres Eintreten Gregors für den Orden. Es mag mit jenen beiden Fragen des Friedens mit Polen und des Zwanzigsten sein Bewenden gehabt haben. Aber das Interesse Gregors von Heimburg für den Orden und seinen preußischen Staat war doch erregt. Nicht nur den Juristen, auch den Humanisten beschäftigte noch später die preußische Geschichte. Es war jenes für die Renaissance so typische kosmographische Interesse, das sich mit der Geschichte auch fremder und primitiver Völker befaßte, die in großzügigen etymologischen Parallelen oder historischen Vergleichen mit der antiken Geschichte in Verbindung gebracht wurde. So war es eine echt humanistische Spielerei, wenn Gregor in späteren Jahren auf dem Kongreß zu Mantua 1459 die Gesandtschaft des polnischen Königs und der Brüder vom Orden s. Marie der Deutschen von Preußen erwähnte, und diese Nennung Preußens ihn zu einer gelehrten Ableitung des Namens von Prusias, dem König von Bithynien, und einer ethnographischen und geographischen Parallele veranlaßte⁶⁾, die auch andere Humanisten der Zeit im Anschluß an ältere Schriftsteller in ihren Werken liebten⁷⁾.

Das war freilich nur ein geistreiches Spiel. Um so wichtiger aber waren für den Orden die Gelegenheiten, bei denen er dem Juristen Heimburg als eigenem oder gegnerischen Rechtsvertreter begegnete.

Es waren zunächst zwei Streitfälle, die den Orden in Deutschland betrafen und in der Heimat Gregors spielten. Gegen Ende des Jahres 1434 hatte Heimburg das Basler Konzil verlassen, das ihm jetzt keine Wirkungsmöglichkeiten bot, und war als Stadtjurist in den Dienst Nürnbergs getreten. Im Februar 1435 hatte er dem Bürgermeister der Stadt den Amtseid geleistet⁸⁾. Damit begann eine Tätigkeit für Gregor, die ihn weit über die Aufgaben der Rechtsberatung und der Kanzleiarbeit hinaus, in die praktische Politik Nürnbergs hineinstellte, ihm aber auch sonst ein reiches Wirkungsfeld erschloß. Trotz seines Amtsverhältnisses war er nicht ausschließlich an ihren Dienst gebunden. Soweit es Zeit und Gelegenheit ihm erlaubten, übernahm er auch andere Rechtsvertretungen politischer und unpolitischer Art — wenn sie dem Juristen nur ein reichliches Honorar eintrugen.

Solch privater Art war das Eintreten Gregors für seine Vaterstadt Schweinfurt im Jahre 1437. Der deutsche Orden besaß in Franken dank reicher Schenkungen und geschickter Wirtschaft umfangreiche Besitzungen, die sich gerade um Schweinfurt konzentrierten. Engten sie schon das Wirtschaftsleben der Stadt ein, so empfand sie die Lage des Ordenshauses auf einem Hügel vor den Toren der Stadt als unmittelbare Bedrohung. Es war ihr auch gelungen, das Haus käuflich zu erwerben, um es abreißen zu lassen. Aber der Orden machte immer neue Vorbehalte und Einwände. Schließlich erlangte Gregor dank seiner guten Verbindung vom Kaiser eine Bestätigung des Kaufbriefes. Vor der kaiserlichen Autorität mußte der Orden seine Ansprüche fallen lassen: die Stadt sah ihren Wunsch erfüllt; mit Recht vermerken die örtlichen Chroniken dankbar das Eingreifen des großen Juristen, der ein Sohn Schweinfurts war⁹⁾.

Wenige Jahre später trat Gregor von Heimburg wieder gegen den Orden auf¹⁰⁾. Das Würzburger Domkapitel hatte an seinen Bischöfen wenig Freude. Bischof Johann II., der 1440 starb, hatte in seiner Verschwendungssucht auch an den Deutschorden Stiftsbesitz verpfändet und verkauft. Ihm folgte Sigismund, der jüngste Sohn Herzog Friedrichs von Sachsen. Aber statt die Neutralität zu wahren, die 1438 beschlossen war und vom Würzburger Kapitel gleichfalls anerkannt wurde, holte er sich gegen seine Vereinbarungen mit dem Kapitel Bestätigung und Weihe vom Basler Konzilspapst Felix V. Damit war der Konflikt da; er führte schließlich zur offenen Fehde, in der Kapitel und Stadt Würzburg im Bunde mit den Herzögen von Sachsen, den Brüdern des Bischofs, standen, während dieser in Albrecht von Brandenburg einen Bundesgenossen fand. In den Kämpfen, die sich entspannen, suchte der Brandenburger die Stadt Ochsenfurt zu nehmen, die zwar Stiftsbesitz, aber schon seit längerer Zeit

an den deutschen Orden verpfändet war. Nach vergeblicher Belagerung mußte Albrecht unter Verlust einer größeren Zahl Gefangener wieder abrücken. Um die Auslösungssumme für diese Gefangenen entstand nun ein Streit zwischen dem Orden und dem Stift. Die Deutschherren erhoben Anspruch darauf als derzeitige Inhaber der verpfändeten Stadt, vor der Albrecht seine Leute verloren hatte, das Stift forderte sie, da die Gefangenen ja in seiner Fehde gemacht worden waren.

Im Anschluß daran aber kam es bald zu Verhandlungen, die sehr viel weiter gingen: das verschuldete Kapitel dachte daran, seine Besitzungen überhaupt an den deutschen Orden zu verkaufen. Und hier scheint es nun allein das temperamentvolle Auftreten Gregors gewesen zu sein, das diesen Entschluß rückgängig machte. In drastischen Worten schildert der Chronist das Eingreifen Heimburgs und seines Appells an die Domherren: ob sie denn ihre Manneskraft ganz und gar verloren hätten; sie sollten nicht wie die Weiber kleinmütig, erschrocken und verzagt sein, sondern sich hierin als Männer zeigen und das Stift wegen der gegenwärtigen Schulden keineswegs aus den Händen geben, sondern ihnen selbst und ihren Nachfolgern erhalten. Die Art dieses Appells paßt wohl zu dem Charakter des fränkischen Juristen. In der Tat wurden die Verhandlungen abgebrochen, und behielt das Kapitel seinen Besitz.

Dieses mehrfache Vorgehen Gregors gegen die Interessen des Ordens bedeutete keineswegs eine grundsätzliche Stellungnahme gegen ihn. Hatten auch die Beziehungen der in festem Dienst besoldeten Rechtsvertreter zu ihren Herren einen ausgesprochen politischen Charakter, so fehlt ihnen doch ganz das Bewußtsein einer beamtenmäßigen Verpflichtung, deren Voraussetzungen sich erst langsam in den erstarkenden Territorialstaaten bildeten. Daher zögerte Gregor auch nicht ja zu sagen, als ihm mehr als ein Jahrzehnt nach den Würzburger Konflikten der deutsche Orden seine Vertretung anbot.

In Preußen hatte der Tag von Tannenberg die Existenz des Ordensstaates im Innern und nach außen gefährdet. Immer schärfer spitzte sich der Konflikt mit den Ständen zu, der, schon lange aus dem Lande getragen, Kaiser und Papst beschäftigte. Während der Preußische Bund vor ihnen seine Rechtmäßigkeit nachzuweisen suchte, stritt der Orden sie nach kirchlichem und weltlichem Recht ab. Noch fehlte eine klare Entscheidung Kaiser Friedrichs III., der diese, wie so viele andere Angelegenheiten verzögerte und hinschleppte. Ende des Jahres 1452 war ein Richttag auf den 25. Juni 1453 nach Graz angesetzt worden. Für ihn rüstete nun der Orden mit allen Mitteln der Diplomatie, des Rechtsgeschäfts und der Propaganda. In diesem Zusammenhange suchte er auch die ersten deutschen Juristen

zu gewinnen, die seine Sache vor dem kaiserlichen Gericht vertreten sollten.

Im Auftrage des Hochmeisters, von dem dieser Entschluß also ausging, hatte der Deutschmeister die Komture von Nürnberg und Virnsberg (in Mittelfranken) beauftragt, mit Gregor von Heimburg und Dr. Peter Knorr wegen dieser Vertretung des Ordens zu verhandeln¹¹⁾. Es muß überraschen, gerade diese beiden Männer hier in gemeinsamer Verbindung mit dem Orden zu sehen. Sie hatten sich schon früher gelegentlich als Vertreter ihrer miteinander verfeindeten Mandanten in scharfem Wortkampf gegenübergestanden. Sie hatten vor allem den Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Nürnberg juristisch vertreten, deren Konflikt um die Mitte des Jahrhunderts den ganzen Gegensatz städtischer und fürstlicher Politik in Deutschland zum Ausdruck brachte¹²⁾. Während Heimburg in gewohnter Weise die Nürnberger Rechte wahrgenommen hatte, stand Peter Knorr im Dienste des Markgrafen. Beide befanden sich noch in denselben Dienstverhältnissen, als jetzt der Orden an sie herantrat. Hatten sie im Jahre 1452 vor dem Forum des königlichen Gerichtes mit der Maßlosigkeit ihre juristischen Kämpfe ausgefochten, mit der dieser Krieg von der Stadt wie vom Fürsten geführt worden war, so sollten sie jetzt vor dem gleichen Forum gemeinsam einen Mandanten vertreten, über dessen Sache gleichfalls schon während jener juristischen Kämpfe im Dezember 1452 in Wiener-Neustadt verhandelt worden war. Es erschwerte die Absichten des Ordens nicht im Geringsten, daß sich die beiden Juristen noch wenige Monate zuvor in bitterer Feindschaft gegenübergestanden hatten. Der neue Auftrag und die neue Verdienstmöglichkeit führten sie ohne Schwierigkeiten zusammen.

Wie die beiden Komture am 21. April 1453 dem Hochmeister berichteten¹³⁾, hatten sie durch eine Verzögerung des Boten den Brief des Deutschmeisters mit der Abschrift des hochmeisterlichen Auftrages erst am 15. April erhalten und die Verhandlungen deshalb nicht sofort aufnehmen können, weil weder Gregor von Heimburg noch Peter Knorr in Nürnberg anwesend waren. Die Komture wußten, welches Gewicht die Unterstützung gerade Heimburgs der Sache des Ordens geben mußte, und wie ernst die Aussichten für den Orden waren. So suchten sie auf jede Weise den großen Juristen für den Orden zu interessieren, und da sie ihn selbst nicht sofort sprechen konnten, begannen sie zunächst damit, daß sie — seiner Frau ein Geschenk überreichten. So belanglos dieses nicht ganz undiplomatische Mittelchen ist, so reizvoll ist der Zug doch für die Biographie Heimburgs. Wir wissen außer äußeren Tatsachen von seiner Ehe nichts als eine geschmacklose und unwahre Anekdote des Enea

Silvio Piccolomini. Hier sehen wir nun, daß Heimburgs Ehe zweifellos glücklich war: jedenfalls konnten die Komture dem Hochmeister mitteilen, daß sie der Frau des Heimburg ein Geschenk gemacht hätten, „was er gern hörte“.

Am 20. April hatte dann die Besprechung stattgefunden und sogleich zu einem Resultat geführt. Es wurde ein Vertrag geschlossen¹⁴⁾, der dem Heimburg anderthalbhundert rh. Gulden im Jahr, beginnend mit dem 23. April, zusicherte und ihn damit in den Dienst des Ordens nahm, der freilich gegenüber der Stadt Nürnberg und einigen genannten Fürsten nicht gelten sollte. Der beste Jurist, der sich überhaupt dem Orden zur Verfügung stellen konnte, war seiner Sache gewonnen. Mit Recht wiesen die Komture darauf hin, selbst wenn er nicht sehr aktiv für den Orden eintreten würde, sei jetzt verhindert, daß er in den Dienst einer gegnerischen Partei trete. Auch mit Dr. Knorr wurde verhandelt, aber erst am 2. Juni dahin abgeschlossen, daß er für die Vertretung des Ordens vor dem Kaiser von Juli an 200 Gulden im Voraus, und dann in Wien oder Wiener-Neustadt vom Bischof von Heilsberg oder dem Komtur von Elbing, die auf dem Wege zum Kaiser seien, weitere Raten von 400, 300 und 300 Gulden erhalten sollte. Dauerten die Verhandlungen länger als 2 Jahre, so war ein neues Honorar fällig¹⁵⁾.

Die sehr viel höheren Summen für den weniger bedeutenden Peter Knorr und die detaillierten Bestimmungen für den Aufenthalt in Oesterreich und am kaiserlichen Hofe zeigen, daß die Vertretung des Ordens durch Heimburg von vornherein als nicht sehr umfassend gedacht war und sich kaum auf ein persönliches Verhandeln in Graz bezog.

Aber auch in diesen engen Grenzen hatte Gregor von Heimburg infolge seines Dienstverhältnisses zu Nürnberg keine volle Handlungsfreiheit, wenn die Stadt die neu eingegangenen Verbindlichkeiten nicht wenigstens stillschweigend duldete. Im Allgemeinen betrachtete sie den Ruhm ihres Stadtjuristen als ihren eigenen — in der Ansicht „wo wir denn unser ratsfreunde also hin leihen oder schicken, ist unser meynung, daz die zu sun und frid dienen, alsvern sie mügen, als sie auch gern tun“¹⁶⁾. Aber wenn er sich in Handel einlassen wollte, mit denen die Stadt aus irgendwelchen Gründen nichts zu tun haben mochte, so versagte sie ihre Zustimmung. Herzog Ludwig der Bärtige von Bayern-Ingolstadt hatte sich vergeblich darum bemüht, Gregor als seinen Vertreter zu dem Basler Konzil entsenden zu dürfen¹⁷⁾.

Der Orden hatte daher auch rechtzeitig daran gedacht, sich das Einverständnis des Rats von Nürnberg zu sichern und sich dazu ein Empfehlungsschreiben des Pfalzgrafen besorgt¹⁸⁾. Da der Nürnberger

Komtur abwesend war, suchte der Komtur von Virnsberg am 11. Mai in Begleitung des Hauskomturs des Nürnberger Ordenshauses den Rat der Stadt auf, um das Schreiben des Pfalzgrafen vorzulegen und seine Bitte vorzutragen. Doch der Rat schlug den Wunsch des Ordens ab. Er erklärte, daß alles, was Heimburg bisher für den Orden unternehmen habe, ohne Willen und Wissen der Stadt geschehen sei, und daß man weder ihm noch einem andern Stadtjuristen die Erlaubnis geben wolle, sich der Ordenssache anzunehmen.

Am gleichen Tage, an dem sich die Ordensbrüder diesen negativen Bescheid auf dem Nürnberger Rathause geholt hatten, teilte dem Pfalzgrafen Friedrich ein Schreiben des Rats mit, daß man seinen Wunsch nicht erfüllen könne, „dem hochmeister zu Prewssen in sollichen zwitrachten, zwischen seinen gnaden und dem punde der landschaft zu Prewssen erschynen und darumb sie dannen vor . . . dem Römischen kunig austrags pflegen sullen, den achtpern hochgelerten herrn Gregor Heymburg unsern juristen zu leihen“^{18a}).

Heimburg war trotz dieses Verbots entschlossen, seinen Vertrag mit dem Orden einzuhalten. Er wollte den Gebietigern des Ordens, die auf der Reise zum Kaiser durch Nürnberg kommen sollten, „getreuglichen helffen radt schlaen, und wie man die sache fur nemen und handeln solle, wan er gar willig were gewest, daz er die sache gancz czu ent geholffen gehandelt solt habe“¹⁹). Damit war freilich auch von Seiten Gregors entschieden, daß er dem Orden nur in Nürnberg selbst dienen konnte. Für die Vertretung der Ordenssache vor dem kaiserlichen Gericht stand jetzt nur noch Knorr zur Verfügung. Mit ihm durfte man freilich rechnen, da sein Herr, Markgraf Albrecht von Brandenburg, ganz damit einverstanden war und seine eigene Hilfe für den Orden in Aussicht gestellt hatte²⁰).

Der Komtur von Nürnberg hatte den Dienstvertrag mit Peter Knorr noch bis zur Ankunft der preußischen Ordensgebietiger hingezögert. Statt dessen erschien nur Georg von Egloffstein, der Vogt von Leipe, der auch erst nach einigem Warten erfuhr, daß der ermländische Bischof und der Komtur von Elbing bereits auf der Donau nach Regensburg gefahren seien. Daher schlossen jetzt die Komture von Nürnberg und Virnsberg allein am 2. Juni den Vertrag mit Knorr in Gegenwart Georgs von Egloffstein²¹), der dann mit dem endlich fest verpflichteten Juristen zu Schiff nach Wien fuhr²²). Auch mit Heimburg hatte der Vogt von Leipe noch einmal gesprochen, aber es scheint nicht einmal zu den Ratschlägen Gregors gekommen zu sein, die er nach dem Verbot der Nürnberger

noch in Aussicht gestellt hatte. Er ließ dem Hochmeister nur bestellen, „daz er wieder die sachen nicht ist“²³).

In Wien hatten Egloffstein und Knorr von dem Ueberfall auf die Gesandtschaft des Preußischen Bundes gehört, die auf dem Wege zum Kaiser in Mähren gefangen gesetzt worden war. Dadurch wurde der Richttag wieder um Monate verschoben. Aber der geschickte Jurist nutzte die Zeit dennoch aus: er beschaffte eine ausdrückliche Erklärung des Kaisers, daß dieser den Preußischen Bund nie bestätigt habe²⁴). So bedeutete es für den Orden tatsächlich einen Gewinn, daß er einen in Deutschland bewährten Juristen in seinen Dienst genommen hatte.

Von einer Tätigkeit Gregors von Heimburg hören wir dagegen nichts mehr. Er begnügte sich damit, nichts gegen die Sache des Ordens zu haben, seit das Veto des Nürnberger Rats seiner Tätigkeit für den Orden so schnell wieder ein Ende gemacht hatte. Seit dem Jahre 1454 hatte seine Verpflichtung gegen Nürnberg nur noch formalen Charakter, so daß er sich anderen Aufgaben widmen konnte. Aber es hatte für den Hochmeister keinen Sinn mehr, Heimburg noch einmal in Dienst zu nehmen. Im Februar dieses Jahres war in Preußen der offene Kampf der Stände gegen die Landesherrschaft ausgebrochen. Dem Orden konnte auch der beste Jurist nicht mehr helfen.

Anmerkungen.

¹⁾ Nieborowski, Der Deutsche Orden und Polen in der Zeit des größten Konfliktes (Breslau 1924). Dombrowski, Die Beziehungen des deutschen Ordens zum Baseler Konzil bis zur Neutralitätserklärung der deutschen Kurfürsten (März 1438). Diss. Berlin 1913.

²⁾ P. Joachimsohn, Gregor von Heimburg (Bamberg 1891).

³⁾ Joachimsohn l. c. S. 31 ff.

⁴⁾ Haller, Concilium Basiliense II 512.

⁵⁾ Haller l. c. III 90.

⁶⁾ Joachimsohn l. c. S. 105.

⁷⁾ Vgl. SS. rer. Pruss. III 45.

⁸⁾ Joachimsohn l. c. S. 42.

⁹⁾ Stein, Monumenta Saalfurtensia historica (Schweinfurt 1875) S. 12, 239, 348, 459. Vgl. Joachimsohn l. c. S. 45.

¹⁰⁾ Zum Folgenden vgl. C. Brockhaus, Gregor von Heimburg (Lpz. 1861) S. 84-87.

¹¹⁾ Vgl. das Anm. 13 genannte Schreiben.

¹²⁾ Joachimsohn l. c. S. 120 ff.

¹³⁾ Original im Staatsarchiv Königsberg, Ordensbriefarchiv.

¹⁴⁾ Undatiertes Konzept in der Anlage zu dem Anm. 13 genannten Schreiben. Es weicht von dem bei E. Schneider, Eine Urkunde Gregors von Heimburg in ZKG. VI, (1884) S. 113 gedruckten Original in Einzelheiten ab. Das Datum des Originals an dem *suntag letare zu mittevasten* = 11. März ist, wie aus dem Zusammenhang des oben wiedergegebenen Schreibens hervorgeht, zurückdatiert.

¹⁵⁾ Staatsarchiv Königsberg, Ordensbriefarchiv.

¹⁶⁾ Joachimsohn l. c. S. 43.

¹⁷⁾ Ebenda.

¹⁸⁾ Bericht des Komturs von Virnsberg an den Hochmeister von 1453 Mai 11 im Staatsarchiv Königsberg, Ordensbriefarchiv.

^{18a)} Bayer. Staatsarchiv Nürnberg, Briefbuch 23 fol. 220a. Auch dem Lizentiaten Martin Mair, der gleichfalls im Dienste Nürnbergs stand, erlaubte die Stadt nicht, für den Orden einzutreten: Staatsarchiv Nürnberg, Briefbuch 23 S. 249 von 1453 Juli 9 und Staatsarchiv Königsberg, das Anm. 18 genannte Schreiben.

¹⁹⁾ Ebenda.

²⁰⁾ Ebenda.

²¹⁾ Vgl. oben S. 275 und Anm. 15.

²²⁾ Bericht des Vogts von Leipe an den Hochmeister von 1453 Juni 21 Wien, im Staatsarchiv Königsberg, Ordensbriefarchiv.

²³⁾ Ebenda.

²⁴⁾ Toeppen, Akten der Ständetage Ost- und Westpreußens III (1882) S. 682 und S. 715 f.

²⁵⁾ Dem Preußischen Staatsarchiv Königsberg und dem Bayrischen Staatsarchiv Nürnberg sei für freundliche Auskünfte und die Ueberlassung des ungedruckten Materials bestens gedankt.

Der Hochmeister-Harnisch im Staatlichen Historischen Museum zu Dresden.

Von Alfred Rohde.

Das Staatliche Historische Museum zu Dresden erwarb vor wenigen Jahren einen kostbaren Prunkharnisch, der für die Geschichte des Deutsch-Ritterordens in Ostpreußen besonders wertvoll ist, so daß man es eigentlich bedauern muß, daß er damals, obwohl er lange im Berliner Kunsthandel war, nicht für eine der hiesigen Sammlungen erworben werden konnte. Es handelt sich um nichts weniger als den einzigen erhaltenen Harnisch eines Hochmeisters des Ordens.

Der aus Brust- und Rückenstück sowie Bein- und Nackenstück bestehende Harnisch ist in Aetztechnik reich dekoriert. An den Randfeldern trägt diese Ornamentik einen textilen Charakter und erinnert mit ihren Granatäpfeln und Blattwerkmustern an die schönen Samt- und Brokatstoffe des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Neben dieser Blattwerkornamentik sind die Innenfelder an ihren Rändern mit umlaufenden gotischen Bogenlinien fein umzogen. Der Kürass trägt auf seinem oberen Teil einen breiten horizontalen Streifen mit den noch ungedeuteten Buchstaben G. V. D. M. T. E. einer Devise; darunter zieht sich über den ganzen Kürass das breite schöne Kreuz mit dem auf aufgerauhtem Grund stehendem zierlichen Stabkreuz des Ordens, dessen Stabenden in heraldische Linien auslaufen. Auf dem Schnittpunkt der Kreuzarme sitzt auf weißem Feld der einköpfige schwarze Adler.

Stilistisch weist der Harnisch auf die Zeit von etwa 1500 bis 1520 hin, so daß als Besitzer und einstige Träger die letzten beiden Hochmeister, also entweder Friedrich von Sachsen (1496 bis 1510) oder Albrecht von Preußen (1511 bis 1525) in Frage kämen. Der Direktor des Historischen Museums in Dresden, Dr. Hähnel, dem ich für die freundliche Ueberlassung der Photographien zu Dank verpflichtet bin, möchte ihn für Friedrich von Sachsen in Anspruch nehmen, womit er zugleich die Erwerbung für die Dresdener Sammlung begründet. Diese Zuweisung hat sicher viel für sich, um so mehr als der zierliche ganz erstaunlich leichte Harnisch mehr

dem feinen Naturell Friedrichs als der derben Körperkonstitution Albrechts entspricht. Eine endgültige Lösung dieser Besitzerfrage wird aber erst die einwandfreie Deutung der Devise ergeben können. Die bei der ersten Veröffentlichung unseres Stückes (Zeitschrift für historische Waffenkunde, Bd. II, Seite 145) versuchte Deutung in „Gott verleihe dir Mut, Tapferkeit, Ehre“ dürfte sicher völlig aus der Luft gegriffen sein, um so mehr, als die Auflösung wohl nur in Form einer lateinischen Devise zu suchen ist. Andererseits braucht die bekannte Devise Albrechts am Osttor des Königsberger Schlosses „Turris fortissima nomen domini“ (also T. F. N. D.) noch nicht von vornherein Albrecht auszuschließen, da diese Devise naturgemäß erst nach der Reformation und der Umgestaltung des Ordensstaates in das Herzogtum Preußen entstanden ist und sich dem Sinne nach dem bekannten Lutherliede anpaßt.

Die Herkunft unseres Harnischs aus der fürstlich Radziwillschen Rüstkammer zu Nieswiez ist deshalb besonders interessant und wertvoll, weil diese Herkunft erneut die Frage der Rüstkammer des Herzogs Albrecht berührt, und — ganz läßt es sich mit Sicherheit noch nicht beweisen — Eingeweihte scheinen vor der erschütternden Tatsache zu stehen, daß diese alte Rüstkammer des Herzogs Albrecht in der Radziwillschen Rüstkammer noch erhalten war und erst vor wenigen Jahren öffentlich versteigert worden ist und zwar völlig unerkannt in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Deutschordensstaates und Preußens. So bedauerlich diese Tatsache ist, so gibt der Hinweis auf unseren Harnisch und seine Herkunft vielleicht doch Anhaltspunkte, um diese Rüstkammer wenigstens zu rekonstruieren, wenngleich die einzelnen Stücke heute unwiederbringlich verstreut sind, der größere Teil sich zudem in Amerika befindet.

Diese Radziwillsche Sammlung wurde am 29. Juni 1926 in London bei Christie Manson & Wood's versteigert unter der Katalogbezeichnung: „Catalogue of Fine Armour Removed from the Armoury of a Russian Prince in Whose Castle it has Remained from the 16. th. Century until now“. Teile der Sammlung erwarb noch der 1857 geborene bekannte englische Waffensammler Samuel James Whawell, der aber am 5. Dezember 1926 starb. Am 3. Mai 1927 kam auch die Whawell-Sammlung bei Sotheby in London zur Versteigerung und damit wechselten auch die Radziwill-Stücke, soweit sie in die Whawell-Sammlung gelangt waren, von neuem ihren Besitz. Der Dresdener Panzer wurde bei der Christie-Auktion unter Nr. 104 versteigert und ging dann in den Handel über, aus dem ihn das Dresdener Historische Museum erwarb.

Auf die Zusammenhänge der Radziwill-Sammlung mit der alten Königsberger Rüstkammer hat der Direktor der historischen Abteilung

des Münchener Armeemuseums Dr. Stöcklein hingewiesen. Das häufige Vorkommen von Augsburger und Nürnberger Marken, insbesondere derjenigen des Kolmann Helmschmidt läßt diese Zusammenhänge wahrscheinlich erscheinen, und auch Ehrenthal, der die Radziwillsche Rüstkammer zu Nieswiez zuerst 1902 publizierte und dabei auch unseren Harnisch abbildete, weist auf die Herkunft der Rüstungen aus der Königsberger Rüstkammer hin.

Diese Königsberger Rüstkammer wird mehrfach erwähnt. Zuerst erfahren wir von ihr als Georg Friedrich nach 1578 am Haberturm Umbauten durchführte, um sich und seinem Hofstaat eine menschliche Unterbringung im Schloß zu ermöglichen. Bei dieser Gelegenheit mußte das dort unter Albrecht untergebrachte Zeughaus ausquartiert werden. Im 1584 begonnenen Westflügel wurden dann besondere Räume unter der Schloßkirche im Erdgeschoß als Zeughaus vorgesehen. 1644 beschreibt dann Caspar Stein die inzwischen „unter dem großen Ebersaale“ untergebrachten Rüstkammern. Er erwähnt dabei sieben Reiterrüstungen, „gemeinhin Kürassier genannt, auf Böcken, vorzüglich poliert von den Meistern des deutschen Ritterordens, darunter die des Marschalls Hennig Schindekopf mit Streitkolben, die Martin Wallenrods mit Lanze und einem Kranz, welcher alljährlich von den Rüstkammerwächtern für ein seitens der Wallenrodschen Familie gestiftetes Faß Bier erneuert wurde“.

Als um 1700 der Marstall gegenüber dem Ostflügel des Schlosses erbaut wurde, wurde hierher und zwar „oben auff dem rechten Flügel“ die Rüstkammer verlegt und noch 1724 wird in einem Bericht im Erläuterten Preußen erwähnt: „man siehet daselbst noch unterschiedene schöne Rüstungen der Hohemeister des deutschen Ordens, insbesondere Markgraff Albrecht“. Dann hören wir nichts mehr von der Rüstkammer, und besonders fällt auf, daß die 1750 erschienene Schrift über Leben und Taten Albrechts des Aelteren die Rüstkammer mit keinem Wort mehr erwähnt, obwohl in der gleichen Schrift z. B. der Silberbibliothek ausführlich gedacht ist. Wann die Rüstkammer in Königsberg verschwunden ist, ob, was das Wahrscheinlichste ist, unter Friedrich dem Großen etwa an die Radziwills verpfändet oder gar erst 1808, als Marschall Soult in Königsberg einzog, stehe dahin, ebenso wie die allerdings unwahrscheinliche Möglichkeit, daß Boguslaw I Radziwill, der 1620 in Danzig geboren, 1669 als Generalgouverneur der Provinz Preußen in Königsberg starb, Teile der Rüstkammer — u. a. unseren Harnisch — an sich genommen haben soll. Die endgültige Festlegung der Dresdener Hochmeisterrüstung für Friedrich von Sachsen oder Albrecht von Brandenburg wird erst auf Grund der Lösung der Devise möglich sein. Bei Stein

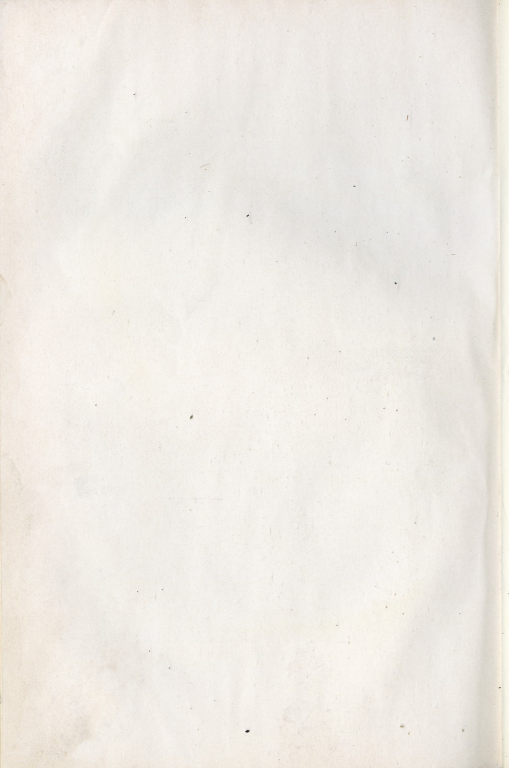
wird eine Rüstung des Friedrich nicht besonders erwähnt, wenngleich es naturgemäß nicht ausgeschlossen ist, daß sie unter den sieben Rüstungen vorhanden war. Dagegen wird eine Rüstung des Hochmeisters Albrecht aufgeführt „Rüstung und Schwert Albrechts, des letzten deutschen Ordensmeisters“.

Und wir wissen auch, daß Albrecht 1515 einen „hübschen fußknechtischen Harnasch“ bei Kolmann Helmschmidt in Augsburg bestellte und drei Jahre später 1518 bei demselben Meister erneut einen weiteren mit folgender Bestellung: „Wir bestellen bei dir durch unsern Plattner drei Küras den ersten für uns, gar glatt geschlagen, die Brust für Schießen machen; uf die Prust dasjenig, wie dieser gemalte Zettel mitpringt, auch darauf machen, und ob du sonst was daran machen wilt, daß der Küras davon eine gute Gestalt gewinnt wollen wir dir solchs heimgesetzt haben“.

Fast möchte man in dieser Beschreibung eines einfachen Harnisch's diejenige unseres Harnisch's erblicken. Die Skizze, die Aufschluß geben könnte, fehlt natürlich bei der Abschrift der Bestellung im Königsberger Staatsarchiv: dann wäre allerdings die Rüstung diejenige des 28jährigen Hochmeisters Albrecht von Brandenburg.



Abb. 1



Über die Arbeitsmethode und die Quellen des Lukas David.

Von Schmauch.

Die heute übliche Arbeitsweise des Historikers, die von vielen als eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts angesehen wird, reicht in ihren Anfängen recht weit zurück: bis in das Zeitalter der Reformation lassen sich ihre Spuren in Ostpreußen verfolgen. Kein Geringerer als der aus Allenstein stammende Magister Lukas David (1503—1583) gilt mit vollem Recht als der Begründer der wissenschaftlichen Geschichtsforschung in Preußen.

Zur Vertiefung dieser Auffassung sei hier eine Reihe von Briefen und Aktenstücken des Königsberger Staatsarchivs angezogen, die uns einen recht guten Einblick in die Arbeitsweise des Lukas David gestatten und gleichzeitig über die von ihm verwerteten Quellen Aufschluß geben. Zwar hat schon M. Töppen in seiner „Geschichte der preußischen Historiographie“ (Berlin 1853) aus Davids-Preußischer Chronik¹⁾ selbst zum großen Teil seine Quellen festgestellt, doch dürften jene oben genannten Archivalien immerhin als weitere Beweisstücke dafür dienen und Töppens Aufzählung in nicht unerheblichem Umfange ergänzen.

Jahrelang hat Lukas David Material zusammengetragen, bevor er an die Abfassung seiner Chronik selbst heranging. Schon in Löbau hatte er damit begonnen, wo er seit 1541 als Kanzler im Dienste des Culmer Bischofs Tiedemann Giese stand. Diesen begleitete er auch bei seiner Versetzung auf den ermländischen Bischofsstuhl; doch war er im Ermland selbst nur noch so kurze Zeit tätig, daß er hier urkundliches Material gewiß nicht hat sammeln können. Anders in Königsberg, wo wie ihn, von Bischof Giese warm empfohlen, seit 1550 als Hofrat in Herzog Albrechts Diensten finden²⁾. Urkunden und Originalschreiben ebenso wie alte Registranten und sonstige Berichte der herzoglichen Kanzlei standen ihm hier in reichem Maße zur Verfügung. Doch begnügte er sich damit nicht, sondern bemühte sich nach bestem Vermögen, auch jenes Material heranzuziehen, das an anderen Orten aufbewahrt war. Auf seinen

Wunsch hat der junge Herzog Albrecht Friedrich zu wiederholten Malen an die verschiedensten Behörden des (polnisch gewordenen) benachbarten Preußen königlichen Anteils entsprechende Gesuche gerichtet.

Zum ersten Mal hören wir in einem Briefe an Herrn Hans von Baisen zu Subicz und Schöneck (vom 29. Mai 1572) von des Herzogs Absicht, eine Chronik der Lande Preußen herstellen zu lassen; Hans werde gewiß von seinen Vorfahren, die ja zu den Vornehmsten des Landes gehört und öfters das Amt des Gubernators bekleidet hätten, mancherlei von alten Geschichten und Händeln bekommen haben; diese Aufzeichnungen möge er ihm zum Abschreiben übersenden oder, falls er Bedenken dagegen habe, wenigstens gestatten, daß sie bei ihm durch einen Schreiber kopiert würden³⁾. Dieses schriftliche Ersuchen scheint indessen nicht den gewünschten Erfolg gebracht zu haben, so daß Magister Lukas David trotz seiner fast 70 Jahre sich persönlich auf die Reise machte, um an Ort und Stelle alles, was zur Förderung seines Werkes dienlich war, selbst herauszusuchen. Am 14. Juli 1572 empfahl ihn der Herzog nicht nur bei dem genannten Hans von Baisen, sondern auch beim Bischof von Löbau (Culm) sowie bei den Domkapiteln von Frauenburg und Culmsee, und in gleicher Weise schrieb er in derselben Zeit auch an den Rat der Städte Thorn, Danzig, Elbing und Kulm, an die Aehte und Konvente der Zisterzienserklöster zu Oliva und Pelplin wie an die Karthäusermönche (zu Karthaus in der Kaschubei). An alle diese Orte wollte Lukas David sich also zur Sammlung des Quellenmaterials begeben; er habe bisher nicht — so ließ er in diesem von ihm selbst entworfenen Beglaubigungsschreiben sein Vorhaben begründen — hinter alle Dinge kommen können, derowegen denn solch nützlich Werk der Preußischen Chronik nicht wenig gehindert und aufgehalten werde⁴⁾.

Wohl überall fand David anscheinend die erbetene Unterstützung. So antworteten Bürgermeister und Ratmannen der Stadt Elbing dem Herzog bereits am 24. Juli 1572 unmittelbar nach Empfang des Empfehlungsschreibens: sie hätten Befehl gegeben, alles, was in ihrer Stadt zur Förderung eines solchen notwendigen und löblichen Werkes zu finden sei, fleißig aufzusuchen und ihm zuzustellen⁵⁾. Mit gleichem Wohlwollen scheint man dem gelehrten Magister auch in Thorn begegnet zu sein, wohin er freilich erst im Frühling 1573 gereist war. Man habe ihm, so versicherte der Rat dieser Stadt am 18. Juni des genannten Jahres dem Herzog Albrecht Friedrich, allerlei aus alten Büchern, Rezessen und Briefen ganz willfährig zu sehen gegeben und ihm gern gestattet, was ihm gefallen, fleißig und rechtschaffen abkopieren und schriftlich mitteilen zu lassen.

„Auch was man itzo“, so fährt der Rat in seinem Schreiben fort⁶⁾, „so baldt in der eyle nit aufsuchen und finden hatt khonnen, haben wir nachmals mit erster gelegenheitt und mit vleiß waitter tzu thun uns erbotten und gleichergestaldt zu communiciren tzu zugesaget, wie er dan selbst personlich und mundtlich E. F. D. ferner wirdt wissen in underthenigkheit tzu berichten“. Doch war Magister David offenbar mit dem ihm tatsächlich nach wenigen Monaten übersandten Auszügen wenig zufrieden; er vermutete hinter dieser Zurückhaltung, die mit der vor kurzem gegebenen Zusage in starkem Widerspruch zu stehen schien, eine ganz bestimmte Absicht; anscheinend befürchtete man in Thorn, die Stadt könne hier und da wegen ihres manchmal geübten Verhaltens nicht gerade in günstigem Lichte erscheinen. Daher hielt er es für zweckmäßig, solche Bedenken eines ehrbaren Rates durch den Hinweis darauf zu zerstreuen, daß die Tatsachen selbst ja auch sonst hinlänglich bekannt seien, daß sich aber gerade mit Hilfe der städtischen Akten die maßgebenden Beweggründe herausstellen lassen dürften, die die jeweilige Stellungnahme der Stadt erklären und so eine gerechtere Beurteilung ihres Verhaltens ermöglichen würden. An einem praktischen Beispiele — dem Verhalten Thorns nach der Tannenberger Schlacht (1410) — suchte er den edlen und wohlweisen Herren des Rates das klar zu machen⁷⁾. Seine Versicherung, daß er es bei seiner Darstellung der geschichtlichen Ereignisse ehrlich meine und lediglich zum Nutzen des gemeinsamen Vaterlandes den lügnerischen Ausstreuungen anderer Geschichtsschreiber entgentreten wolle, scheint auf den Thorner Rat nicht ohne Wirkung geblieben zu sein. Am 10. Februar 1575 bedankte sich nämlich Herzog Albrecht Friedrich bei diesem für das Buch, das auf Wunsch seines Hofrats dort abgeschrieben worden sei; er habe dem Thorner Stadtphysikus zehn Taler zur Bezahlung des Schreibers aus seiner Rentkammer anweisen lassen. Er höre indessen, so heißt es weiter in diesem Brief⁸⁾, daß noch viele solche Sachen, die zur Vollziehung der Preußischen Chronik nützlich seien, bei ihnen vorhanden seien; sie möchten auch diese abschreiben und übersenden lassen; sollte es nötig sein, daß Lukas David selbst dorthin komme, damit er „die Dinge colligire und zusammenlese“, so werde er ihn gern dorthin abfertigen.

Auch beim ermländischen Domkapitel fand der preußische Historiograph bereitwilligste Unterstützung. Schon bei seinem ersten Besuch im Jahre 1572 hatte man ihm zugesagt, an alten Geschichten und Händeln alles aufsuchen zu lassen, was sich für eine Chronik eigne. Demgemäß mahnte der Herzog den Domdechanten Eggert von Kempen am 16. März 1573, ihm das gefundene Material baldigst mitzuteilen⁹⁾. Im folgenden Jahre reiste Magister Lukas David von neuem nach Frauen-

burg; inzwischen hatte er nämlich in Erfahrung gebracht, daß der hochgelehrte Domherr Johannes Hannau (der Aeltere), der ihm ohnehin schon mancherlei Anleitung zur Abfassung seiner Chronik gegeben hatte, ein Buch besitze, daß zu solch einem Werk gute Dienste leisten könne — es war nichts anderes als die Chronik des Simon Grunau. In seinem Empfehlungsschreiben von Ende Juni 1574 bat Herzog Albrecht Friedrich nun, dieses Buch seinem Hofrat nach Königsberg zum Kopieren mitzugeben; falls indessen Bedenken dagegen beständen, möge man es an Ort und Stelle abschreiben lassen¹⁰⁾. Der Domdechant Eggert von Kempen nahm sich der Sache mit besonderer Liebe an und ließ dem Magister David, wie wir aus einem Dankschreiben des Herzogs vom 4. August 1574 entnehmen können¹¹⁾, beim Domkapitel solche Förderung zu teil werden, daß ihm alles Wissenswerte mitgeteilt wurde; ja er stellte sogar, als der oben erwähnte Johannes Hannau die offenbar sehr seltene Chronik Simon Grunaus nicht herausgeben wollte, seinen eigenen Diener zum Abschreiben zur Verfügung. Als der Tod Hannaus¹²⁾ dann eine Unterbrechung dieser Arbeit eintreten ließ, wandte sich Herzog Albrecht Friedrich am 12. April 1575 an dessen Erben, den Frauenburger Domherrn Johann Hannau (den Jüngeren), mit der Bitte, dem Diener des Domdechanten das Abschreiben auch des zweiten Teiles der Grunauschen Chronik zu gestatten¹³⁾. Als die Sache trotzdem nicht vorwärtsging, reiste Lukas David selbst, da er die genannte Chronik zur Vollendung des angefangenen Werkes nötig brauchte, von neuem nach Frauenburg mit einem Empfehlungsschreiben seines Herzogs (vom 21. September 1575¹⁴⁾). Auch ein anderer Frauenburger Domherr, der bischöfliche Offizial Samson von Worein, gewährte ein paar Jahre später dem gelehrten Magister tatkräftige Unterstützung. David hatte ihn wiederholt um ein gewisses Stück aus den Annalen der ermländischen Kirche gebeten; Samson fertigte nun eigenhändig eine Uebersetzung von der Geschichte der ermländischen Bischöfe Johannes Striprock (1355—1372) und Heinrich Sorbom (1373—1401) an und sandte sie ihm am 16. Oktober 1579 zu. Hierbei handelte es sich wahrscheinlich um Stücke aus der Chronik des Johannes Plastwick¹⁵⁾.

Wie die anderen preußischen Städte, so hat auch die größte und reichste Stadt des Preußenlandes, Danzig, sich den Wünschen des Lukas David gewiß nicht versagt, wenn uns auch aus dem Briefwechsel zwischen dieser Stadt und dem Herzog Albrecht Friedrich nur noch zwei Stücke erhalten sind. Schon am 28. Juli 1572 legte David persönlich den Bürgermeistern und Ratmannen der gesamten Stadt ein tags zuvor ausgestelltes Empfehlungsschreiben seines Herzogs vor^{16a)}; und am 13. Januar 1576 wandte sich dieser im Interesse des bereits angefangenen Werkes der

Preußischen Chronik von neuem an den Danziger Rat. Lukas David — er hat diesen Brief selbst entworfen¹⁶⁾ — habe ihm berichtet, daß ein Danziger, Mehlbaum genannt, eine Chronik, ein anderer, Heinrich Steffan mit Namen, zwei alte preußische Chroniken besäßen und daß einer ihrer Diener, der sich in der Mühle aufhalte, „viel gutes Dinges von alten preußischen Geschichten colligiret und zusammengebracht“ habe; ferner sollten im Schwarzen Kloster noch folgende Bücher vorhanden sein, welche von preußischen Geschichten fleißige Meldung täten: 1. Christianus episcopus totius Prussiae, 2. praepositus ecclesiae Plocensis, 3. plebanus Thoroniensis veteris oppidi und 4. officialis Pomezaniensis¹⁷⁾. Da Magister David für seine Chronik allerlei alte gewisse Schriften und Kundschaften nötig habe, möchten sie dafür sorgen, daß ihnen diese Bücher zu hande kämen; dann möchten sie diese dem genannten Magister leihen. Sollten sie selbst etwas Derartiges haben, so möchten sie ihm das ihrer Zusage gemäß mitteilen. Leider ist uns die Antwort des Danziger Rats nicht bekannt, sie würde mit einem Schlage vor allem über die Existenz der Chronik des ersten Preußenbischofs Christian Aufklärung bringen können.

Jahrelang hat Magister Lukas David in nimmermüder Arbeit und unter mancherlei Beschwerden, die die öfteren Reisen ihm bei seinem vorgeschrittenen Lebensalter bestimmt gebracht haben dürften, das Material zusammengetragen, bevor er an die Abfassung seiner Chronik selbst heranging. Im September 1575 hören wir zum ersten Mal davon, daß er sein Werk begonnen habe — bezeichnenderweise erst, nachdem er den ersten Teil von Grunau Chronik abschriftlich in Händen hatte; gerade in seinem ersten Buch hat er sie ja recht stark benutzt¹⁸⁾. Sehr langsam ist er vorwärtsgekommen, trotzdem die herzoglichen Regimentsräte es sogar an geeigneten Druckmitteln (mäßigere Verpflegung) nicht fehlen ließen¹⁹⁾. Fast scheint es, als wenn die Verdeutschung und Erklärung der lateinischen Dokumente ihm Schwierigkeiten gemacht hat. Erst nachdem er in der zweiten Hälfte des Jahres 1580 in einem jungen Gelehrten aus dem Frankenlande, Valentin Tenner aus Möllersstadt, einen hierzu geeigneten Gehilfen gefunden hatte²⁰⁾, kam seine Arbeit rasch voran; in der kurzen Zeit von etwa einem halben Jahre entstanden nun Buch 2 bis 10 seiner Chronik. Mit dem Weggang Tenners aber versiegte seine Feder endgültig; über das Jahr 1410 ist er nicht mehr hinausgekommen.

Als Lukas David im Frühjahr 1583 seinen Tod herannahen fühlte und am 13. März sein Testament machte, da suchten die preußischen Oberräte das von ihm gesammelte Material sicherzustellen, indem sie noch zu seinen Lebzeiten am 13. April ein „Inventarium der vornemsten Bücher

und Schriften zu dem Wergk der Preußischen Chronika gehörig“ aufnehmen ließen, das uns einen genaueren Einblick in die von Lukas David zusammengetragenen Quellen gestattet (hier als Beilage 3 abgedruckt). Eine stattliche Reihe von Folianten und alten Chroniken, von Briefen und Exzerpten wird uns da genannt, und manch ein Name ist darunter, der bisher nicht als Quelle des Lukas David bekannt war.

Nach seinem Tode dachten die Regimentsräte sehr energisch an die Fortsetzung seines Werkes; man bemühte sich zunächst, den aus dem Paderbornschen stammenden, in Helmstedt (bei Braunschweig) tätigen Geschichtsprofessor Reinhard Reynecke²¹⁾ hierfür zu gewinnen; doch war dieser anscheinend nicht gewillt, nach Preußen selbst zu kommen; und das umfangreiche archivalische Material außer Landes gehen zu lassen, wie Reynecke gewünscht hatte, erschien den Oberräten wohl mit Recht als so bedenklich, daß aus diesen ganzen Verhandlungen nichts herauskam. Dann wandte man sich an den Danziger Historiographen Kaspar Schütz²²⁾, aber auch diese Bemühungen waren ohne Erfolg — und so ist Lukas Davids Preußische Chronik ein Torso geblieben. Das Unglücksjahr 1410, das den politischen Niedergang des machtvollen Deutschordensstaates bezeichnet, ist auch für die preußische Historiographie mehr als einmal von schicksalhafter Bedeutung geworden.

Ein warmherziger Freund seines preußischen Heimatlandes, ein uneigennütziger Charakter, der mit starker innerer Anteilnahme alle Arbeit und Unbequemlichkeit willig auf sich nimmt und in echter Frömmigkeit Gott allein die Ehre gibt, ein wahrheitsuchender Forscher, der hinter den Tatsachen die treibenden Kräfte aufzuspüren sich bemüht — so steht Magister Lukas David vor uns als der erste wissenschaftliche Historiker Preußens. In weiten Kreisen seines Heimatlandes fand er in seinen Bemühungen tatkräftige Unterstützung, bei den großen Städten vor allem und bei der hohen Geistlichkeit (ermländisches Domkapitel). Mehr als ein Jahrhundert war zwar seit der politischen Trennung von Ost- und Westpreußen (1466) vergangen; über diese politischen Grenzen hinweg aber zeigte sich hier deutlich die innere Verbundenheit der Bewohner des Preußenlandes.

Beilagen.

(Die nachstehenden Stücke finden sich im Herzogl. BA. J.-Nr. 1c (Lukas David). Auf diesen Kasten machte mich Herr Archivassistent Dr. Forstreuter liebenswürdigsterweise aufmerksam, wofür ihm hier verbindlichst gedankt sei.)

1.

1573. Oktober 17. Königsberg. — Magister Lukas David schreibt an den Rat der Stadt Thorn:

Nach Wunsch Godtlicher genaden usw. Edle, Erbare, Namhaffte und wolweisse herrn, insonder gunstige freunde. E. W. schreiben belangende die mir zugesandten Extract und Außzuge hab endtpfangen, muß aber bekennen, das dorauß wenig vorstandes, weil die sehr kurtz, auch zu Summarien zu wenig weren, schopfen mogen; derhalb auch die dem Herrn Stadtschreiber wieder zugestaldt, vorhoffendt E. Erbare Weißheit werde deme, was sie meinem genedigen Herrn und Fursten zugesagt, die Bucher selben (dorauß, was zur Historia dienen wollte, außschreiben mochte) oder die waren Abschriften alhero schicken; dorauff auch in F. D. Namen ich zugesagt, dieselben unvorletzt mit allen Treuen und ohne Argelist E. Erbaren W. widerumb zuzuschaffen. Nun hab zwar damalf Herrn D. Martino Muchingern ein Vorzeichniß hintter mir gelassen derer Dinge, so mir nottigk sein wolttten, nicht das Ich die stücke allein bedurffte, sondern das die die Zeitt mir einfillen und das die auch zum teil vorhanden sahe; dann mir ja wol wiessendtllich, das viel andere Dinge bei E. Erbaren wolweisen Rath zu Thorun vorhaltten werden, wie dan solchß mich zum teil bei Euch vornemen lassen; und dienett ja das alleß zu gemeinem Nutz des gantzen landes Preussen und E. W. stadt, und durffen E. W. sich nicht befaren oder besorgen, ob vielleicht zu Zeitten etwaß dem lande oder E. W. Stadt endtgegen darine mochte gefunden werden; dann damit Ich kurtzlich davon meldunge thue, haben E. W. ja wol zu bedencken, das dasselbige auch an andern orten wirdt beschriben funden. Nun mochte (wie zu hoffen) dasselbige bein Euch oder in Euer wolweisen Rades Buchern mit iren ursachen und umbstanden besser und weidtleufftiger verzeichnet befunden werden, damit der unglimpff, so hieraus der stadt endtstehen wollte, wurde gelindert oder gantz hinwegk gethan; und damit E. W. diß mogen dester besser verstehen und zu hertzen nemen, wil kurtzlich erzelen ein geschicht, daß sich balde noch der schlacht zum Tanenberge zutragen:

Dan do bekhomen die Polen das schloß Thorun in ire macht, die muntze wardt geplundertt usw. Und da der Konig und Wytowd mit irem Volcke wol waren auß dem lande gezogen, liessen sie doch an vielen ortten Volck in besatzunge und hiltten also ettliche stette und schlosser mechtig in irer gewaldt. Die Mannschafft und Stette dieses landes mit den ubrigen von der Herrschafft mit den Soldnern legertten sich vor Reden, das widerumb zu eröbern; und Eure stadt wardt ettlichmol dazu gefordertt, dennoch seindt sie nicht erschinen, schickten auch keine hulfte,

ja auch in iren brieffen wendten sie für kein erhebliche Ursache ires Aussensbleibens, sunder allein das man an den Herrn Stadthalter darumb schicken wollte, wie solchs des Ordens und Eurer stadt Radts brieffe außweisen.

Wo hie kein Ursache oder Umbstende, die einen Ersamen Rath und stadt endtschuldigten, mochten furgewandt werden, haben E. W. wol zu erachten, was der leser davon urtheilen mochte; dan E. W. ohne Zweifel wol wiessen, das deshalb der Radt endtsatzet und andere in ire Stadt geordenett wurden von dem folgenden Hoemeister Reuß von Plauhen wieder Eurer stadt privilegia und Freyheitt, wie dan solchß wol etlichmal unter den beschwerungen, darumb der bundt gestiefftet, angezogen wird, aber dennoch nicht abegelenett.

Dieser stücke kundte viel mer erzelen, ist aber hie nicht nöttig. Ich muß bekennen, das in Euern buchern viel Ding klerer und in besser Ordnunge und, daß allhie zum Teil zerstreihett und noch nicht gantz gefunden, darin besser vormerkt habe; hierauß E. W. wol schliessen mogen, das es treulich wirdt gemeinett, und was hierinne zu thun dienen wil. Meinen nutz such Ich hierinne nicht, sundern wolte gern meinem lieben Vetterlandt dienen und das von den unvorschembten lügen oder Unwissenheit etlicher geschichtschreiber und auch sonst bösen nochreden und gerucht (so viel möglich) erretten. Die Lust und freude, so dovon wardte, gebe dem lieben gott, dem allein Ehre geburett; Unbekwemykeit aber und Arbeit findet sich genugsam; sonder hievon meher dan gedacht hatte und wiellenß war; bitte aber solch geschwetz mir und der feder zu vorzeien . . . Datum Königsberg in Preussen den 17 Octobris 1573.

Gleichzeitige Abschrift auf Papier.

2. (Vor 1581. Februar 24.)

Ich Lukas Daud etc. Thue kundt und bekenne mit dieser meiner handt offentlichen, das gegenwertiger Valentinus Tenner bei mir nuhn fast ein halb Jhar gewesen und mir geholffen im wercke der Preuschen geschichte mit deuten die latinischen brieffe und urkunde, so im andern buche derselben geschichte zu grunden und erweisen die engefurten meinungen, so zum theil andern fast irrig zu schmelerung der Preuschen gerechtikeit und warheit furgeben und von ime do bericht (?) worden, wie denn seine arbeit, seine muhe, weil er bei mir gewesen, selbst außweiset. Fur solche arbeit hatt er keine besoldung, ja keinen pfennig bißhero entpfangen. Muß aber daneben auch bekennen, das er nicht alleine mit dem Dolmetschen, sonder auch der fast unleßliche brieffe (wie in vielmals versucht) wol kondte dienstlich sein hinfurder, wo er dazu umb eine geburende besoldung wurde bestellet oder bedinget, dazu er dann mir

tuchtig und angenehme were, so das werck soll gefordert, domit ich nuhn (Got lop) biß ins zehende buch, nemlich der Tannenbergischen schlacht (so Anno 1410 die Divisionis Apostolorum gescheen). Wo nuhn Fr. Dt. doran gelegen, wirdt man mit ime wol wissen umb geburliche besoldung zu handeln. (Original auf Papier ohne Dat.). Vgl. Anm. 20.

3.

1583. April 13. Inventarium der vornemsten Bucher und Schrifften zu dem Wergk der Preuschen Chronica gehorigk bey M. Lucas David gefunden und inventiret den 13. Aprilis anno 83 per dominum Andream Fabricium, dominum Paulum e Stein medicum, Michaellem Gisiium secretarium, Vitum Dittrich secretarium judicii.

Den 12ten Aprilis Dominus Fabricius, Dominus Paul, Dominus Giß.

1. ein geschriben buch in 4to in Roth gebunden, das leder verguldt,
2. Plebiscita Culmensia in 4to geschriben, in Roth Pergamen,
3. Ein buch uff Pergamen geschriben, in Roth leder gebunden, darinne ein transumptum enthalten,
4. Ein geschriben buch Paderea Polonorum tituliret, darinne allerlei Wapen enthalten²³),
5. Repertorium uber etzliche preussische Cronica; die bucher aber, do dasselb hinweist, hab er nicht empfangen, sonder bericht: Nickel Witmbdorff hab sie bey sich gehabt, dieselben auszuschreiben; wo sie aber bliben, sey bey ime zu erfragen; weiß eigentlich, das er ettwas geschriben,
6. Cronica des hochwirdigen Ritterlichen Ordens sampt der edlen Lande Ifflandt und Preussen Ursprung, in schwartz leder gebunden mitt Clausuren,
7. Ein geschribene Preusche Cronica in folio, in Pergamen gepappet,
8. Von der gelegenheit des Landes Preussen, ehe es zum Orden komen ist, in folio Pappen Pergamen gebunden, neben andern Preussischen geschichten geschriben,
9. Preusche Cronica geschriben in folio anno 1539, in Pretter mit gelem leder überzogen mit Clausuren,
10. Ein geschriben buch in 4to, in Pretter mitt gelem leder überzogen mitt einem vorgehenden Indice, Handveste des Bißthumbs Samlande uff Ricken gezeichnet²⁴),
11. Etzliche ungebinden lose Pogen Papier mitt alter schriftt beschriben,
12. Ein bundel briefe,

13. Ein Pergamenbuch geschrieben in 4to, gehoret zum dritten buch, der von Magistro Luca geschribenen historien, hab es an einem wunderlichen orte bekommen,

Volget, was zu seinem werck gehorig:

1. ein ungebunden Convolut in folio, in einem Pogen Pergamen zuhauff gebunden,
2. Novem libri seiner arbeith, doch jeders buch sonder sampt seiner handt concept,
- Item librum decimum, soweit er darinne kommen,
3. Ein gantz eben groß bundel Register über sein opus Cronicorum,
4. Ein eben groß bundt, darinne allerlei transumpta viler Privilegien enthalten sein und daran ad opus historicum vil gelegen sein soll; sey sein, wolle es aber F. Dt. ubergeben mitt dem bescheide, das es nicht jederm zuhanden komme, sonder in gutter verwahrung gehalten werde,
5. Excerpta ex vetusto quodam libro Larentii Heuhenschwehrt,
6. ein geschriben Cronicon in 4to in Pergamen eingeheft,
7. Noch eins in 4to von den Sudauittern und andern,
8. noch eines in 4 to, in Pergamen eingeheftet: Ursachen des großen Kriges anfahende,
9. Noch ein ungebunden convolut in 4to, in Pergamen gewickelt, alle 4 stück zusammengebunden,
10. Etzliche Convoluta in folio, welches ein Inventarium über alte briefe und documenta, Folumina obscurorum tituliret,

Item in 4 to zuhauff gebunden: Statuta Pomezaniensis Ecclesiae²⁵),

Item Grünau in 4 bunden gebunden,

Item scripta Sigismundi Regis in folio, in Pergamen zuhauff gebunden, mit fleiß zuverwahren, Arbitrorum Regis Sigismundi überschriben²⁶),

Item Vetera Culmensia: 8 paparum Concessionones,

Item pars historiae descriptae ex libro parochi,

Item Erbtheilung Graffen Bertholts und Grafen Albrechts,

Item Englische und Hollendische Sache,

Item historie Paul von Rußdorffs²⁷),

Item ein Preusche geschribene Cronica mitt gemalten Wapen, in welcher der alte seliger Cantzler Hanß von Kreitzen die ersten und letzten blath mitt eigener handt beschriben,

[Cronicon Polonorum authore Mathiae de Wechau, gehört dem Thumbrobt im Jungfraucloster zu Succau]²⁸).

Item in 4to ein geschriben in Pretter gebunden buch: Liber cancellariae Stanislai Colieck²⁹⁾,

Item das lubische Wasserrecht, ungebunden, geschrieben,

Ein klein Register der Visitation.

Unter dem Tisch in zweien Schaubladen seindt alte briefe, welche zum 10ten buch historiarum gehören sollen,

In der Kamer ein verschlagen faß voller alter briefe,

Item eine offene saltzthonne voller briefe,

Item eine Paudel überheuffet voller briefe.

Ist alles in 4 thonen und einem faß eingeschlagen.

In Magistri Lucas Davids Losamenth stehende....

(Original auf 4 Blatt Papier).

4.

Während der Drucklegung finde ich im Bisch. Arch. Frauenburg Schld. E e Nr. 87 zwei gleichzeitige Abschriften auf Papier:

a) 1533. Mai 9. Leipzig. — Rektor und Konzilium der Universität Leipzig empfehlen dem Bischof Mauritius (Ferber) von Ermland den Magister der schönen Künste Lukas David und den Studiosus Johannes Hauenschilt für ein Braunsberger Stipendium, das sie schon gemeinsam ein Jahr lang genutzt haben. Lukas habe schon mehrere Jahre hier Philosophie studiert und den Magistergrad erworben; in qua professione sic versatur hactenus, ut senes omnes valde ament, iuvenes tum observent, tum vererentur.

b) 1533. Mai 10. o. O. — Magister Lukas David bedankt sich bei dem genannten Bischof, der ihm seinen Bruderssohn Mauritius zur Beaufsichtigung anvertraut hat, für die durch diesen zum Geschenk übersandten 6 rheinischen Gulden und bittet ihn, bei den Braunsbergern dahin zu wirken, daß ihm und dem Johannes Hauenschilt wie im vorigen Jahre wiederum das stipendium domini Weneri [gestiftet 1498 von dem ermländischen Domdechanten Thomas Werner] zugeteilt werde, da aus Braunsberg in den zwei Jahren seit dem Weggang des Bartholomäus Danckwarth niemand hierher gekommen sei. Lukas war auch im Besitz eines Allensteiner Stipendiums.

Anmerkungen.

¹⁾ Herausgegeben von E. Hennig, Preussische Chronik von M. Lukas David (Königsberg 1812—1817). Vgl. über David neuerdings H. Bonk, Geschichte der Stadt Allenstein Bd. I (Allenstein 1903) S. 70 ff. und Urkundenbuch zur Geschichte Allensteins Bd. III, Teil 3: Urkunden über Lukas David und die beiden Allensteiner Stipendien in Leipzig (Allenstein 1927), der indessen die hier verwerteten Archivalien nicht benutzt hat.

²⁾ Ueber seine Tätigkeit beim Culmer Bischof vgl. Culmer UB. Bd. II (1887) Nr. 977 und 979 zum Jahre 1546. Am 6. März 1549 beglaubigte Tiedemann Giese, Bischof von Culm, nominierter und postulierter Bischof von Ermland, seinen Kanzler David als Gesandten bei Herzog Albrecht (St. A. Kbg. Ostpr. Foliant 101 fol. 355). Schon damals bemühte sich David beim herzoglichen Kanzler um Uebnahme in die Dienste Albrechts. Am 6. August 1549 schrieb der herzogliche Kanzler ihm: er habe sein Angebot seinem Herrn vorgelegt, der ihn noch etwas zu warten bitte; er werde sich „mith geburender antworth und anderm dartzu gehorigem gegen euch so baldt muglich vernehmen lassen“ (ebenda Ostpr. Foliant 69 S. 809 ff.). Am 3. November 1549 übersandte der ermländische Bischof Giese von Seeburg aus dem Herzog ein förmliches Empfehlungsschreiben, in dem es heißt: „Nachdem wir in erfahrung kommen, das E. F. D. gegenwertigen unsarn gewesenen Cantzler und lieben besondern, den achtparn und wolgelerten Magistrum Lukas David, in ihrem Dienste zu brauchen zu sich gefurdert habe, haben wir nicht konnen nachlassen, denselbigem, dieweil ehr sich in gepflogenen diensten gegen unß getreulich und auffrichtick, wie wir nicht anders wissen, gehalten hat, E. F. D. durch diese unsere kundtschafft zu commendieren.“ (Original auf Papier mit briefschließendem Siegel ebenda Herzogl. B. A. C. Nr. 1). Am 26. März 1550 leistete Lukas David den Amtseid als Rat des Hofgerichts zu Königsberg (Hennig a. a. O., Bd. I S. XIII). — Vgl. auch Beilage Nr. 4.

³⁾ Entwurf im Herzogl. Briefarchiv Konzepte C.; Abschrift im Ostpr. Folianten 74 S. 237. — Subicz ist das heutige Sobbowitz an der Südgrenze der Freien Stadt Danzig; seit cr. 1506 war diese Starostei im Besitz der Familie Bayßen, vgl. J. Muhl, Studien zur westpr. Gütergeschichte I: Geschichte der Domäne Sobbowitz (Danzig 1925) S. 9, 28 und 31.

⁴⁾ Desgl. wie vor S. 258 ff. — Nur eine Behörde fehlt hier, der Bischof von Ermland. Kardinal Hosius weilte indessen seit mehreren Jahren in Rom; sein Stellvertreter, der Koadjutor Martin Kromer, war aber gerade der Verfasser der Historia Polonorum (1568 zu Basel gedruckt), gegen den das Lukas David Arbeit sich in erster Linie richtete. Er ist also absichtlich übergangen worden. — Das Original dieses Empfehlungsschreibens an das ermländische Domkapitel befindet sich in Stockholm nach Töppen a. a. O. S. 227.

⁵⁾ Original auf Papier mit Abdrücken des briefschließenden Siegels im Herzogl. B. A. C. Nr. 3 zum genannten Datum. — Am 16. März 1573 erinnerte der Herzog den Elbinger Rat an dies Versprechen und bat: wenn sie etwas gefunden

hätten, möchten sie es ihm baldigst unbeschwert mitteilen (Herzogl. B. A. Konzepte C und Ostpr. Foliant 74 S. 371).

⁶⁾ Original auf Papier mit briefschließendem Siegel im Herzogl. B. A. C Nr. 3 zum genannten Datum.

⁷⁾ Vgl. Beilage Nr. 1.

⁸⁾ Herzogl. B. A. Konzepte C und Ostpr. Foliant 74 S. 645 f.

⁹⁾ Wie vor S. 370.

¹⁰⁾ Zwei Schreiben des Herzogs: 1. an den Dompropst von Frauenburg, 2. an den Domherrn Johannes Hannaw, im Herzogl. B. A. Konzepte C und Ostpr. Foliant 74 S. 548 ff.; undatiert; sie stehen zwischen Briefen vom 29. Juni und 9. Juli.

¹¹⁾ Wie vor S. 562 f.

¹²⁾ Gestorben am 23. Januar 1575, wie wir einem Schreiben des Domkapitels vom 30. April d. Js. entnehmen, in dem die Neuwahl für dies erledigte Kanonikat endgültig auf den 20. Mai angesetzt wird (Original auf Papier im St. A. Kbg. Herzogl. B. A. C Nr. 1 a; vgl. auch Bischöfl. Arch. Frbg. Foliant D Nr. 74 fol. 79 vom 23. April 1575).

¹³⁾ Herzogl. B. A. Konzepte C und Ostpr. Foliant 74, S. 664 ff.

¹⁴⁾ Wie vor S. 722 ff.

¹⁵⁾ Der Brief Samsons in: Erleutertes Preußen Bd. I (Kbg. 1724) S. 572 f und neu gedruckt bei Bonk, Geschichte der Stadt Allenstein S. 115 ff. Die fraglichen Stücke der Plastwischen Chronik in SS. rer. Warm. I (1866) S. 61-82.

^{15a)} So berichtet ein Vermerk auf der Rückseite des Originals (auf Papier mit briefschließendem Siegel im St. A. Danzig 300 U 53 Nr. 721), das bis auf das Datum wörtlich mit dem oben Anm. 4 genannten Schreiben übereinstimmt.

¹⁶⁾ Herzogl. B. A. Konzepte C und Ostpr. Foliant 75 fol. 2 f. — Am 21. Januar wurde der Brief durch Herrn Johann von Kempen, den Sohn einer reichen Danziger Patrizierfamilie, dem Rat der Stadt präsentiert (Vermerk auf der Rückseite des Originals im St. A. Danzig 300 Abt. 53 Nr. 722).

¹⁷⁾ Die unter Nr. 3 genannte Chronik = *Annalista Thoruniensis* (gedruckt 188. rer. Pruss. III S. 14 ff.), das unter Nr. 4 erwähnte Buch = Chronik des Johann von Posilge (gedruckt ebenda S. 31 ff.); die beiden anderen Chroniken sind nach Töppen, Geschichte der Preussischen Historiographie S. 138 f., S. 178 ff. und S. 234 ff. Entdeckungen Simon Grunaus.

¹⁸⁾ Vgl. oben S. 286; durch die hier gegebenen Daten wird Töppen a. a. O., S. 228 berichtigt. — Am 27. Februar 1577 wird ein Gesuch des Schreibers Jakob Witte um Erhöhung seiner Besoldung von den Regimentsräten abschlägig beschieden; u. a. sagt dieser: der oberste Kanzler habe ihn durch Herrn Lukas David annehmen lassen, die Cronika ins Reine zu schreiben. Herzogl. B. A. J Nr. 1 c (Lukas David).

¹⁹⁾ Am 14. September 1580 erteilen die herzoglichen Räte auf eine Eingabe des Magisters Lukas David und seiner Schreiber folgenden Bescheid: die Wünsche der letzteren werden im ganzen abgelehnt. Dem Lukas David selbst soll aus der fürstlichen Küche, Keller und Backhaus Speisung gereicht werden, bisweilen auch zu seiner Notdurft und sonderlich zur Arznei ein Trunk Wein; sobald das Werk der Preuß. Chronik etwas gefertigt sei, werde F. D. sich wegen der erbetenen Wartung weiter zu erklären wissen (ebenda).

²⁰⁾ Vgl. dazu das in Beilage Nr. 2 abgedruckte eigenhändige Schreiben des Lukas David. — Tenner aus Möllerstadt (heute Mellrichstadt in dem bayrischen Regierungsbezirk Unterfranken) berichtet in seiner Supplik an den Herzog folgende

abenteuerliche Geschichte: er sei auf Reisen gegangen, um die Welt kennenzulernen, aber von einem ungetreuen Diener hintergangen worden; daher habe er einen Boten in sein Heimatland Franken gesandt und warte nun in Königsberg auf dessen Rückkehr; inzwischen habe er hier dem Magister David geholfen, wie dessen Schreiben bestätige; er bitte nun um eine Bestallung, damit das Werk zu Ende gebracht werde. — Diese Supplik wird (nach einem Vermerk auf der Rückseite) am 24. Februar 1581 bis zur Ankunft des obersten Kanzlers zurückgelegt. Am 12. April beschließen die Oberräte dann, dem Tenner für ein halbes Jahr die gleiche Besoldung wie den andern Schreibern zu gewähren; weiter heißt es in diesem Beschluß: „und nachdem das ganze wergk (welchs uff 10 Bucher gebracht und noch 2 mangeln) wegen manglung der schreiber zu nachteil des Landes feyert, were der herrn Rethe bedencken: F. D. zu Preußen . . . hette etwo ein zweyen derselben Rethe bevelich gethon, das sy zu beforderung solchs wergks ein par guter gesellen, einen zum lateinischen, den andern zum deutschen sampt einem Copisten verschafften und zuwegen brechten.“ — Sonderbarerweise hatte Tenner indessen keine Antwort bekommen und legte deshalb am 3. Juli 1581 eine neue Supplik vor; er hilft auch damals noch dem Magister David im Werke der Croniken und erbietet sich, wenn der Herzog ihm eine gnädige Bestallung gebe, sich weiter gebrauchen zu lassen, damit das Werk einmal zum Ende möchte gebracht werden. — Fortan hören wir nichts mehr von Tenner, der offenbar Preußen wieder verlassen hat. Am 16. November 1582 wird ein Georg Zang dem Magister zur Hilfe gegeben. Zang, „artium bonarum studiosus“, war aus weiter Ferne nach Königsberg gekommen und hatte sich zum Schreiben oder Uebersetzen angeboten; die Oberräte beschlossen nun auf sein zweites Bittgesuch hin: „F. D. haben diesem Schuldner underhalt gnediget bewilliget und soll supplicant dem Lukaß Davidt zu continuirung der Historien zugeordnet werden.“ (Herzogl. BA. J Nr. 1 c = Lukas David).

²¹⁾ Vgl. über ihn Allg. Deutsche Biographie Bd. 28 (1889) S. 17 ff.

²²⁾ Ueber die Pläne einer Fortsetzung der Arbeit des Lukas David berichteten die Oberräte am 6. April 1584 dem Markgrafen Georg Friedrich ausführlich — Entwurf auf Papier im Herzogl. BA. J Nr. 1 c (Lukas David).

²³⁾ D. i. offenbar die Banderia Prutenorum, hrsg. von Strehlke in SS. rer. Pruss. IV, S. 9 ff.

²⁴⁾ D. i. heute Ordensfoliant 106 des St. A. Kbg.

²⁵⁾ Vielleicht die Notae historicae des pomesanischen Bischofs Johannes Mönch, jetzt im St. A. Danzig, gedruckt in SS. rer. Pruss. V, S. 410 ff.

²⁶⁾ Das soll wohl „Arbitrium“ heißen; gemeint ist der Schiedsspruch des deutschen Königs Sigismund vom Jahre 1420, vielleicht der heutige Ordensfoliant 64 des St. A. Kbg.

²⁷⁾ Vielleicht der Registrant des Hochmeisters Paul von Rußdorf für die Jahre 1432—1439, heute Ordensfoliant 13 des St. A. Kbg.

²⁸⁾ Dies Stück ist durchstrichen. Gemeint ist der polnische Geschichtsschreiber Matthias von Miechow, den Lukas David nach Töppen a. a. O., S. 238 benutzt hat.

²⁹⁾ Vgl. J. Caro, Liber cancellariae Stanislaw Ciolek. Ein Formelbuch der polnischen Königskanzlei usw. Wien 1871.

Ein niederrheinisches Denkmal deutscher Kulturarbeit im Osten.

Stammtafel des Zisterzienserklosters Altenberg aus dem Jahre 1517.

Von Erich Weise.

Die unvergleichlich stimmungsvoll zwischen waldigen Höhen im Dhünntale gelegene gotische Abteikirche von Altenberg im Rheinlande barg früher in ihrem Innern als sinnreichen Schmuck, auf Holztafeln aufgezogen, einige wichtige Schriftstücke, die besonders geeignet waren, die ruhmvolle Geschichte der Abtei wißbegierigen Besuchern deutlich zu machen. Es handelte sich um eine Art archivalischer Ausstellung, wie man sie noch heute gelegentlich gerne veranstaltet.

Unter den Schaustücken befand sich auch eine Abtschronik, die in ihrer Mitte einen schön gemalten Stammbaum der Abtei mit ihren Tochtergründungen aufwies¹⁾. Sie ist später, wahrscheinlich vor dem Einbruch der Franzosen, aus der Kirche entfernt und im Klosterarchiv geborgen worden. Bei dieser Gelegenheit hat man sie wohl auch von ihrer Holzplatte gelöst. Mit den anderen Urkunden, Akten und Handschriften des Klosters ist sie schließlich in das Staatsarchiv Düsseldorf gelangt. Auf eine neue, saubere Tafel geklebt, bildet sie bei allen Führungen ein mit Recht bewundertes Ausstellungsobjekt.

Drei Pergamentstreifen von verschiedener Breite sind zu einem stattlichen Blatt von 63 cm Höhe und 82 cm Breite zusammengeklebt worden. In vier Spalten wird in der monumentalen, eindrucksvollen gotischen Fraktur von den einzelnen Aebten, ihrer Amtszeit und Tätigkeit, ihren Bauten und Verordnungen erzählt. Am untern Rande der beiden mittleren Spalten ist das Jahr der Abfassung angegeben: „Item a. D. 1517 compilata et scripta est hec tabula sub venerabili domino Heynrico Rouffer, abbate huius monasterii.“ Aber auch nach diesem Jahre ist die Chronik durch Zusätze von verschiedenen Händen bis 1739 ergänzt worden.

¹⁾ Vgl. die Beschreibung von Fried. Küch, Eine Abtschronik von Altenberg, in der Zeitschr. d. Bergischen Geschichtsver. Bd. 29, S. 171—191. Sie ist nicht ganz frei von Irrtümern.

Der Text ist bereits im Jahre 1893 veröffentlicht worden²⁾. Eine Abbildung des Stammbaums habe ich kürzlich bei einem Lichtbildvortrag gezeigt³⁾; doch verdient seine kultur- und kunstgeschichtliche Bedeutung zweifellos auch eine weitere Verbreitung.

Die ganze Zeichnung hat eine Größe von 30,5 × 44 cm. Am oberen Rande steht die Ueberschrift: „Item iste sunt filie monasterio huic immediate subiecte necnon ecclesie parrochiales eidem incorporate.“ Darunter sind neun kreisförmige Abbildungen von 6,6 cm Durchmesser zu je dreien übereinander angeordnet. Nur das Mutterkloster Altenberg in der Mitte unten ist etwas größer wiedergegeben (9,6 cm Durchmesser). Alle Bilder sind durch Stamm, Aeste und Rankenverzierungen miteinander verbunden. Umschriften geben bei jedem Kreise Namen und Gründungsjahr an.

Oben in der Mitte sieht man das Wappen des Mutterklosters von Altenberg, Morimund⁴⁾, auf schwarzem Grunde kreuzweise übereinanderliegend ein silber und rot geschachteter Schrägbalken und ein goldener Abtsstab. Rechts unten steht das Wappen von Altenberg, auf rotem Grunde ein zwischen drei grünen Hügeln emporwachsender Abtsstab, und links unten das Wappen des Abtes Heinrich Rouffer, auf blauem Grunde die aus goldener Mondsichel wachsende hl. Jungfrau mit dem Kinde nebst den Buchstaben H. und R. in Gold in den oberen Ecken.

Bei der Behandlung der einzelnen Gründungen folgt man am besten der Anordnung der Tafel, die in zeitlicher Reihenfolge, von Altenberg ausgehend, erst links von unten nach oben, dann rechts von oben nach unten die Klöster aneinanderreihet und in der Mitte die beiden Pfarrkirchen bringt.

Die Abbildung von Altenberg trägt die Umschrift „A. d. 1133 fundata est abbacia Veteris Montis per Euerardum comitem de Monte et ordini Cisterciensi incorporata“. Das Gründungsjahr steht nicht fest. Es wird in verschiedenen Ueberlieferungen verschieden angegeben. Jedenfalls ist die Stiftung vor 1136 erfolgt⁵⁾. Altenberg war eine der reichsten und bedeutamsten Abteien des Rheinlandes.

²⁾ Von F. Kück a. a. O.

³⁾ Ich möchte nicht unterlassen, auch an dieser Stelle Herrn Museumsdirektor Dr. W. Ewald, der seine vorzügliche Aufnahme schon zur Herstellung eines Diapositivs für meinen Vortrag in bewährter Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellt hatte, für sein erneutes großes Entgegenkommen durch Ueberlassung des Abzuges für die Wiedergabe in dieser Festschrift meinen aufrichtigen Dank auszusprechen.

⁴⁾ Morimund liegt in der östlichen Champagne bei Langres an der Maasquelle.

⁵⁾ S. R. Knipping, Regesten der Erzbischöfe von Köln II (Bonn 1901) 52 Nr. 326.

Das älteste Tochterkloster wird gekennzeichnet durch die Umschrift „A. d. 1136 fundata est abbacia Vallis b. Marie, prima filia Veteris Montis“. Es ist nicht Val Notre Dame bei Paris, wie F. Kück annimmt, sondern Marienthal bei Helmstedt im Braunschweigischen⁶⁾. Die Ueberlieferung des Klosters selbst nennt 1138 als Gründungsjahr. Stifter ist Friedrich II., Pfalzgraf von Sachsen und Sommerschenburg.

Viel enger als dieses und die übrigen Tochterklöster sind die beiden zeitlich folgenden Gründungen, Lekno und Łąd in Polen, mit dem Mutterkloster verbunden gewesen. Für beide hat etwa Mitte des 12. Jahrhunderts der Polenherzog Miecislaw aus dem Geschlechte der Greise, der selbst in jungen Jahren Köln besucht hatte, die Bestimmung getroffen, daß nur aus Köln stammende Mönche dort aufgenommen werden sollten. Abt Gottfried von Lekno und sein Mönch Philipp, die Missionare des Preußenlandes, waren also Rheinländer.

„A. d. 1143 fundata est abbacia de Luckna in Polonia, secunda filia Veteris Montis“, berichtet die Umschrift. Das Gründungsjahr wird auch von den meisten anderen Quellen so angegeben, als Tagesdatum wird der 26. April genannt. Ein vornehmer Pole, Zbilut mit Namen — er wird sogar als Graf von Pangrodz bezeichnet —, stiftete auf Veranlassung des Erzbischofs Johann von Gnesen reiche Ländereien in einer Seenlandschaft bei Bromberg, vor allem die Ortschaft Lekno, nach der das Kloster zuerst seinen Namen hatte. Abweichend von den sonstigen Gepflogenheiten der Zisterzienser wurde das Kloster mitten in diesem Orte erbaut, was auch auf der Abbildung deutlich erkennbar ist. Lekno ist gleichzeitig das älteste Zisterzienserkloster in Polen. Die feierliche Gründungsurkunde stammt aus dem Jahre 1153. Nicht vor Ende des 14. Jahrhunderts wurde die Abtei nach dem nahen Wągrowice (Wongrowitz) verlegt⁷⁾.

Auch das Gründungsjahr der „abbacia de Lynda in Polonia“ ist richtig mit 1146 in der Umschrift vermerkt. In diesem Jahre sind die Mönche aus Altenberg in Łąd oder Landa (an der Warthe westlich von Konin) angekommen. Die Schenkungsurkunde Herzog Miecislaws stammt aus dem Jahre 1145. Damals wird der Bau begonnen worden sein. Das Kloster wurde nicht von Altenberg, sondern von der ältern Schwester Lekno visitiert und hat schon bald schwere Zeiten durchzumachen gehabt.

⁶⁾ Val Notre Dame stammte von dem Kloster La Cour-Dieu (Curia Dei) in der Diözese Orleans ab, das seinerseits zur linea Cistercii gehörte; vgl. L. Janauschek, *Originum Cisterciensium I* (Vindobonae 1877) 6 Nr. 8 und S. 42 Nr. 104.

⁷⁾ Vgl. F. Winter, *Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands bis zum Auftreten der Bettelorden I* (Gotha 1868) 81 und II (1871) 374 f.; Janauschek, *Orig. Cisterc. I* 72 Nr. 178.

1191 wurde auf dem Generalkapitel in Citeaux beschlossen, die Abtei aufzuheben und wieder mit Lekno zu vereinigen. Da legte sich der Polenherzog ins Mittel, erhielt 1193 vom Generalkapitel die Zusicherung, daß Ląd erhalten bleiben würde, und setzte das Kloster dann wohl auch von sich aus in den Stand, die späteren Jahrhunderte zu überdauern⁸⁾.

Die Namen der Mönche sind, soweit sie sich feststellen lassen, bis zur Reformationszeit durchweg deutsch. Erst da wurden die Deutschen in blindem Haß vertrieben.

Haina in Hessen, die vierte Tochter Altenbergs, ist die Fortsetzung einer älteren Klostersiedlung in Aulesburg, die seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts bestand. Damals war sie von Benediktinern bewohnt. Erst 1214 oder 16 zogen von Altenberg her Zisterzienser in Haina ein. Der Name Aulesburg erhielt sich aber auch noch für das neue Kloster. 1527 wurde es aufgehoben, seit 1533 besteht dort ein Hospital für Männer, vorwiegend Geistesranke — die heutige Landesheilanstalt⁹⁾.

Die beiden letzten Tochtergründungen sind Frauenklöster. Kentrup, dicht bei Hamm in Westfalen, lateinisch Curia s. Mariae, Marienhof, genannt, war vom Grafen Engelbert von der Mark († 1277) zunächst in Hamm selbst gegründet worden, wurde aber vom Sohne des Stifters 1290 vor die Stadt verlegt und mit dem Hofe Keyntrup beschenkt¹⁰⁾. Die Weihe am 30. November 1295 wurde von einem Prälaten vollzogen, der dem Osten kein Unbekannter ist, nämlich Hermann, dem ehemaligen Bischof von Samland, damals erzbischöflich kölnischem Generalvikar¹¹⁾.

Zu St. Apern in Köln bestand schon 1169 eine Kapelle. Nach Gründung des Franziskanerordens wurde dort ein Nonnenkonvent eingerichtet. Erst 1474 kamen Zisterzienserinnen dorthin¹²⁾. Das Kloster wurde später häufig auch nach dem Namen des andern Patrons, s. Bartholomaeus, genannt.

Die beiden Pfarrkirchen sind Bechen bei Altenberg, das 1301 inkorporiert worden ist, und Solingen, bei dem im Gegensatz zur Angabe

⁸⁾ Vgl. Winter, Cistercienser I 81 f. und II 383—387; Jанаuscek, Orig. Cisterc. I 90 Nr. 223.

⁹⁾ Vgl. W. Dersch, Hessisches Klosterbuch, in den Veröffentlichungen d. Hist. Kom. f. Hessen und Waldeck XII (Marburg 1915) 58—60.

¹⁰⁾ Vgl. L. Schmitz-Kallenberg, Monasticon Westfaliae (Münster i. Westf. 1909) S. 17.

¹¹⁾ S. Archiv f. d. Gesch. d. Niederrheins VI (1867) 90. Urkb. d. Bist. Saml. S. 86 Nr. 177.

¹²⁾ Vgl. A. Binterim u. H. Mooren. Die Erzdiözese Köln im Mittelalter ² I (Düsseldorf 1892) 87 Nr. 56.

der Umschrift die Inkorporation erst 1374 erfolgte; 1363 erhielt Altenberg nur das Patronatsrecht.

Nicht genannt sind unter den Tochtergründungen Zinna in der Mark Brandenburg und Derneburg bei Hildesheim.

Das Fehlen von Zinna ist ein neuer Beweis für die Auflösung des Abhängigkeitsverhältnisses zwischen dieser Tochter und der Mutter Altenberg. Beziehungen zwischen beiden sind auch sonst nicht zu erkennen¹³⁾. Seit die ersten Mönche aus Altenberg ihren Einzug in die neue Gründung gehalten haben, wird weder in Altenberger Urkunden Zinna noch in Zinnaschen Altenberg je wieder erwähnt. Ja, es erscheint überhaupt fraglich, ob der Abt des Mutterklosters die vorgeschriebenen Visitationen des Tochterklosters selbst vornahm, oder ob dieses Aufsichtsrecht nicht vielmehr im Laufe der Zeit auf nahe gelegene Klöster, Marienthal, die ältere Schwester, Lehnin oder Dobrilugk übergegangen ist.

Die jüngste Tochter Altenbergs, Derneburg, war 1517 nicht von Zisterziensern besetzt. Erst 1643 ging das Kloster endgültig in deren Hände über, nachdem verschiedene Orden in seinem Besitz gewechselt hatten¹⁴⁾.

So legte sich von Altenberg aus ein weitmaschiges Netz von Tochterklöstern über das ganze deutsche Land, in Hessen, Westfalen, Braunschweig und Brandenburg befestigt, am stärksten aber verankert in dem Landstrich zwischen Weichsel und Warthe, der die nächste Nachbarschaft der erzbischöflichen Metropole Gnesen ausmacht. Damit kommt schon rein geographisch deutlich zum Ausdruck, daß die Kolonisation des Ostens, die große historische Kulturaufgabe des Deutschtums, auch den Zisterziensern im Mittelpunkt ihrer Bestrebungen stand.

Das Rüstzeug, das sie dazu mitbrachten, war geeigneter, als es je ein mittelalterlicher Mönchsorden besessen hatte: Vorbildlich straffe Organisation, stark unterstrichene Einstellung auf werktätiges Christentum — vornehmlich Urbarmachung des Landes und Ausbreitung der Glaubenslehre — und Heranziehung weiterer Kreise zu diesen Aufgaben durch die Einrichtung der Laienbrüder. Alles das hat die Zisterzienser im 12. Jahrhundert zweifellos zu den bedeutendsten Vertretern des Gedankens der Mission und Kolonisation überhaupt gemacht. Nur in einigen weniger weit nach Osten vorgeschobenen Gebieten, Brandenburg, Böhmen, Schlesien und im westlichen Pommern, machten ihnen die Prämonstratenser diesen Rang streitig.

Im Weichsellande waren sie die wichtigsten Vorläufer des Deutschen Ordens. Die losen Einzelexpeditionen eines Adalbert von Prag oder Bruno

¹³⁾ Vgl. W. Hoppe, Kloster Zinna, in den Veröffentlichungen d. Ver. f. Gesch. d. Mark Brandenburg (München und Leipzig 1914) S. 108 f.

¹⁴⁾ Vgl. Janauschek, Orig. Cistere, I 281 Nr. 741.

von Querfurt hatten weder durchgreifenden Erfolg noch bleibende Ergebnisse zeitigen können. Jetzt schoben sich in wohlberechneter Taktik die festgegründeten Vorposten des Klosternetzes der Zisterzienser gegen die Weichsellinie vor: Im Norden an der Küste Oliva, auch ein Glied der linea Morimundi, also entfernt verwandt mit Altenberg, in der Mitte Pelplin, aus dem Stamme des zweiten niederrheinischen Zisterzienserklosters Kamp, und in entsprechendem Abstände die beiden Tochterklöster Altenbergs. Weiter südlich in Großpolen bestand damals nur das Kloster Andrejew (Jędrzejów) als Stützpunkt der Zisterzienser. In den Jahren 1176 bis 1185 aber folgten im gleichen Gebiet die Gründungen von Sulejów, Wąchock (Camina, Vanchoscum) und Koprzywnica (Clara Provincia, Copronitz).

Selbstverständlich sollte der Vormarsch über die Weichsel hinaus fortgesetzt werden. Abt Gottfried von Lekno, der Mönch Philipp und Christian von Oliva, der erste Bischof von Preußen, haben zu Beginn des 13. Jahrhunderts bedeutsame Erfolge bei ihrer Missionstätigkeit im Preußenlande aufzuweisen gehabt; aber für die Gewinnung dieses starren Heidenvolkes bedurfte es stärkerer Mittel, als sie der mönchisch gebundenen Organisation der Zisterzienser zur Verfügung standen: Hier mußte der kriegerisch, politisch und asketisch zugleich eingestellte Ritterorden das begonnene Werk vollenden, nachdem er seine hochgespannten Kreuzzugs-ideale in die altüberlieferten Gedanken der Kolonisation zurückgelenkt hatte.

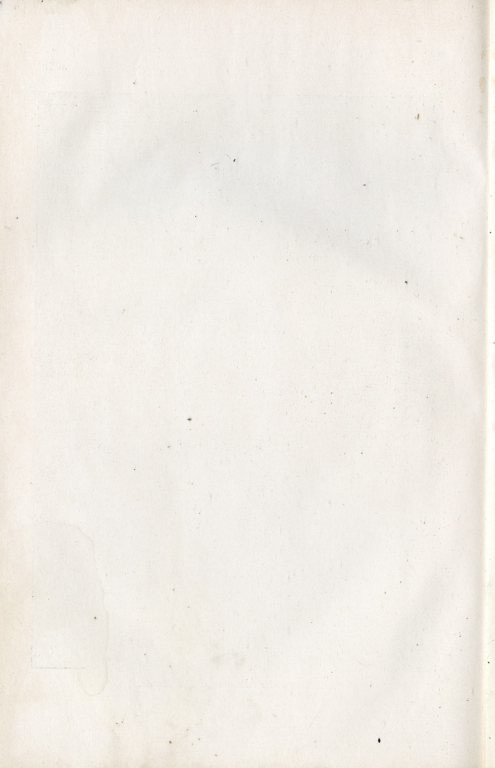
Seine Helfer wurden nicht mehr die Zisterzienser, sondern die neuen volkstümlichen Orden der Franziskaner und Dominikaner, die ihn predigend und lehrend beim Volke noch weit besser ergänzen konnten. So kommt es, daß in Ostpreußen kein männliches Zisterzienserkloster vorhanden ist.

In Westpreußen sind die genannten Eckpfeiler noch durch kleinere Niederlassungen ergänzt worden: 1305 kam das bereits 1151 für Benediktiner gegründete Stolpe an die Zisterzienser. In Garnsee und Strepow geplante Gründungen unterblieben; doch entstanden Frauenklöster zu Zarnowitz (1235), Kulm (1267) und Thorn (vor 1311). In Dirschau blieb es bei der Absicht Herzog Sambors, dort ebenfalls ein Zisterzienserkloster zu gründen; statt dessen wurde ein Dominikanerkonvent eingerichtet.

Von den polnischen Klöstern besetzte Łąd 1237 als rückwärtige Verbindung mit dem Mutterlande Obra im Odergebiet mit seinen Mönchen. In der Gnesener Gegend entstanden 1243 Spital bei Leslau und 1253 Byszewo (Bessow, später nach Koronowo, Poln. Krone, verlegt). Bei Krakau wurde 1222 Mogila (Clara Tumba) erbaut.



Mittelstück der Altenberger Abtschronik.



Mit den Schwertbrüdern im Baltenlande haben sich die Zisterzienser besser verständigt. Hier lagen die Verhältnisse auch ganz anders. Die Leitung der Mission stand dem als päpstlichen Legaten ausgezeichneten Erzbischof von Riga zu, der die Schwertbrüder nur als seine Helfer heranzog. Mittelpunkt der Zisterziensermission war das Kloster *Dünamünde*, um 1200 gegründet. 1233 stiftete Bischof Hermann von Dorpat das Kloster *Falkenau*. Beide sind von Pforta in Thüringen aus besetzt worden, das seinerseits auf Walkenried und Kamp im Rheinlande zurückgeht. Dazu gesellten sich die Frauenklöster St. Michael zu Reval (1250) und St. Jakob in Riga (1256). 1305 zogen die Mönche von Dünamünde nach Padis bei Reval hinüber¹⁵⁾.

So machte die mutvoll und tatkräftig begonnene Missionstätigkeit allenthalben stiller und friedlicher Kulturarbeit Platz, die mit Erfolg bestrebt war, das Errungene zu befestigen.

Die Altenberger Tafel, die den Anlaß zu diesen Betrachtungen gegeben hat, ist in ihrer sorgfältigen, kunstvollen Ausführung sicherlich ein deutliches Zeichen, daß man sich am Niederrhein seiner Kulturleistung im Osten mit Stolz bewußt war.

Damit sind die Beziehungen zwischen den beiden deutschen Grenzlanden aber längst noch nicht erschöpft. Es sei nur noch zum Schluß darauf hingewiesen, in welcher großen Zahl sich rheinische Namen unter den Rittern und dem Landadel Preußens und des Baltenlandes finden. Der glänzendste unter den Hochmeistern, Winrich von Kniprode, leitet seine Herkunft von einem Hofe bei Monheim am Rhein ab; doch schon die beiden ersten, die an der Spitze des Deutschen Ordens standen, waren Rheinländer. Ungezählte Bürger- und Bauernfamilien treten nur deshalb nicht mehr in die Erscheinung, weil ihre Namen nicht aufgezeichnet wurden.

Diese frühesten Beziehungen aber stellen nur einen geringen Teil von den vielen starken Fäden dar, die den deutschen Osten mit dem Mutterlande verknüpfen. Die spätere Geschichte hat unaufhörlich neue Bindungen hinzugefügt. Möchten sie, wie schon so oft in der Vergangenheit, auch in Zukunft allen Belastungen gewachsen sein!

¹⁵⁾ Vgl. Janauschek, Orig. Cisterc. I 214 Nr. 554.

Gaerte, Wilhelm: Urgeschichte Ostpreußens. Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg 1929. Mit 288 Abbildungen und 19 Tafeln. 367 Seiten. Gebunden RM. 16,00.

Seitdem Emil Hollack im Auftrage des ostpreußischen Provinzialverbandes im Jahre 1908 seine vorgeschichtliche Uebersichtskarte von Ostpreußen und die Erläuterungen dazu herausgegeben hatte, ist die Vorgeschichte Ostpreußens in zusammenhängender wissenschaftlicher Darstellung, abgesehen von der kurzen Uebersicht des Berichterstatters in der von Schumacher und Wernicke 1925 herausgegebenen Heimatgeschichte von Ost- und Westpreußen, nur in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Band IX, unter dem Stichwort Ostpreußen von Gaerte, La Baume und Ehrlich behandelt worden. Da diese aber in erster Linie archäologisch orientiert und für den Gebrauch des Forschers bestimmt, außerdem aber nicht als Sonderdruck für weitere Kreise erschienen und somit nur im Rahmen des großen Lexikons benutzbar ist, so lag das schon längst empfundene Bedürfnis nach einer dem Laien, insbesondere dem Lehrer zugänglichen auf breiterer Basis aufgebauten wissenschaftlichen Darstellung der Urgeschichte Ostpreußens trotzdem immer noch vor. War doch Hollacks Uebersicht mit der Zeit veraltet und überdies in mancher Beziehung recht anfechtbar und fehlte in ihr doch jedes Bildermaterial, und hatte doch die Vorgeschichtsforschung in Ostpreußen gerade in den letzten 20 Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen und dank der vervollkommeneten Forschungsmethode — zumal auf dem Gebiet der Siedlungsforschung — zu ganz neuen Ergebnissen geführt.

So füllt Gaertes Urgeschichte Ostpreußens eine schon lange schmerzlich empfundene Lücke in unserer heimatlichen Literatur aus. In fesselnder Darstellung und in einer flüssig-gewandten Sprache behandelt Gaerte die einzelnen Kulturperioden nicht nur nach der archäologischen Seite, sondern er gibt auch klare Uebersichten über den allgemeinen Kulturstand, über die Völkerbewegungen, über die Siedlungsformen, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, über den Handel und über die jeweilige Bevölkerung Ostpreußens. Zur Veranschaulichung dienen die zahlreichen vorzüglichen Abbildungen, die zum größten Teil in den Text eingefügt, zum kleineren auf besonderen Tafeln an den Schluß des Werkes gestellt

sind. Gerade sie sind für den Fachgelehrten insofern sehr wichtig, als dieser hierdurch in vielen Fällen der bisher so mühevollen Arbeit enthoben sein wird, das Vergleichsmaterial für seine Untersuchungen in den unzweckmäßigen, unübersichtlichen alten Prussiaberichten aufzusuchen.

In der Periodeneinteilung folgt der Verfasser im allgemeinen der auch sonst üblichen. Doch kehrt er für die Bronzezeit wieder zu der alten Einteilung Bezzenbergers zurück, indem er die älteste Eisenzeit, d. h. die Zeit von etwa 800 bis 500 v. Chr. in die jüngste Bronzezeit hineinzieht. Es erscheint uns demgegenüber zweckmäßiger, den Beginn der Eisenzeit wie den der übrigen großen Perioden mit dem ersten nachweisbaren Auftreten des betreffenden Materials gleichzusetzen, zumal da Verfasser sehr richtig ja auch für andere Kulturperioden darauf hinweist, daß sich ältere Kulturerscheinungen auch nach dem Auftreten neuerer gerade bei der ostpreußischen Urbevölkerung noch lange zu erhalten pflegten. (Vgl. z. B. S. 67, S. 77 und S. 169). Die Völkerwanderungszeit, die Stufen D und E, Tischlers und Bezzenbergers, bezeichnet Verfasser als Merowinger-Periode. Wie ich schon in Ebert, Lexikon der Vorgeschichte, Bd. IX, S. 287 betont habe, halte ich solche historischen Bezeichnungen für verwirrend. Für die spätheidnische Zeit vermisste ich eine Bezugnahme auf die Perioden F bis H Bezzenbergers. Ich meine, was für A bis E recht ist, ist für F bis H billig, Bezzenbergers Periode F hätte zudem, zumal nach den bedeutungsvollen Ausgrabungen Engels, doch wenigstens noch in einer Anmerkung oder in einem Nachtrag als eine Sondererscheinung in Ostpreußen eingehendere Berücksichtigung finden müssen. Anzuerkennen ist es dagegen, daß Gaerte die jüngste heidnische Zeit noch im Zusammenhange mit der frühen Ordenszeit, d. h. bis ins 15. Jahrhundert n. Chr. hinein behandelt. Folgerichtig hätten aber dann in dem Literaturnachweis auch die Abhandlungen über die Keramik dieser Uebergangszeit (z. B. von Dorr und von Ehrlich) angeführt werden müssen, zumal gerade für die Chronologie der vor- und frühgeschichtlichen Keramik Ostpreußens bisher noch sehr wenig Literatur vorhanden ist.

Daß Gaerte auf wissenschaftliche Anmerkungen völlig verzichtet hat, ist für den Laien, für den die allgemeinen Literaturangaben genügen, sicherlich nur angenehm, dem Fachgelehrten aber wäre doch mit genaueren Literaturangaben, zumal für die Zeit nach 1908, mit der Hollacks Literaturnachweise aufhören, gedient gewesen. Freilich wäre dann der Umfang des Buches, der dem Verleger schon ohnedies schwere Sorgen gemacht hat, durch einen solchen Anhang noch erheblich gewachsen, und die Fachgelehrten können dem Verfasser für dieses für weitere Kreise bestimmte Buch auch in der jetzt vorliegenden Form schon dankbar sein.

Auf dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Forschung sicher fußend wird es für alle, die sich mit der Urgeschichte Ostpreußens vertraut machen wollen, ein zuverlässiger Führer sein. Aber auch dem Fachgelehrten bringt es eine Reihe beachtenswerter Anregungen. Die rein archäologischen Kapitel verraten gründliche Vertiefung in den reichen Formenschatz des Fundmaterials und feines Verständnis auch für die in ihm sich zeigende Stil- und Kunstentwicklung. Auch das Problem der mannigfaltigen Grenzbeziehungen, der Kulturbeeinflussungen erfährt durch den Verfasser manche Förderung. Freilich handelt es sich hier zum großen Teil noch um tastende Versuche. Und es kann ja auch nicht anders sein; denn auf diesem Gebiet soll die eigentliche Arbeit ja erst beginnen. Um hier zur Klarheit zu kommen, fehlt uns vor allem noch die genauere Kenntnis der östlichen Beziehungen, der Beziehungen zum Baltikum, zu Rußland, zu Polen. Aber immerhin zeigen zusammenfassende Betrachtungen wie auf S. 91 über Periode V, auf S. 142 ff. über Periode VI der Bronzezeit, ferner in den Kapiteln über die römische Kaiserzeit u. a., daß wir doch schon recht brauchbare Wegweiser für die kulturellen, in manchen Fällen sicherlich auch für die völkischen Beziehungen nach verschiedenen Richtungen hin haben. Im einzelnen wird natürlich noch mancherlei als zweifelhaft bezeichnet werden müssen. Daß die Fibel mit umgeschlagenem Fuß ihren Ursprung bei den Goten in Südrußland gehabt hat, ist durch Eberts Untersuchungen klar erwiesen. Aber daß das Samland das Verbreitungszentrum und auch die Heimat der Armbrustfibel mit Ringgarnitur sein soll (S. 225), erscheint mir unwahrscheinlich angesichts ihres sehr zahlreichen Vorkommens im Weichsel-Nogat-Gebiet, dessen hohe Bedeutung für die kulturelle Beeinflussung ganz Ostpreußens, zumal auch des Samlands, von Gaerte an vielen Stellen und für viele Perioden sehr richtig hervorgehoben wird. Dagegen ist diese Form dann später zweifellos in Ostpreußen selbständig weiter entwickelt worden. Auch für Nadeln der der römischen Kaiserzeit, wie Abb. 171, g bis j, die dem masurischen und Memelgebiet entstammen, kommt das Weichsel-Nogatgebiet als Ausgangspunkt für Ostpreußen jedenfalls in Frage, wenngleich ihr Ursprung aus südöstlichen Formenkreisen möglich ist (S. 225 und 230). Sicherlich entstammen aber diesem Formenkreise Anhänger wie Abb. 185, l und Abb. 185, i und j.

Bei Abb. 185, l handelt es sich um einen Anhänger, bei dem kreuzweise übereinandergelegte Bänder, die oben durch eine Umwicklung zusammengehalten werden, eine Glas- oder Bernsteinkugel umschließen. Ein ähnlicher Anhänger, der eine *Cypraea annulus* umschließt, ist auf dem gepidischen Gräberfelde vom Neustädterfeld bei Elbing gefunden worden, und ein

zweiter noch größerer Anhänger von derselben Art bildete jedenfalls auch die Umfassung einer Schnecke. Da die Fundorte dieser Schnecke hauptsächlich das Rote Meer und der Arabische Meerbusen sind, so sind diese Anhänger sicherlich als Importstücke aus dem Südosten anzusehen. Der sichelförmige Anhänger Abb. 185, i entspricht aber einem Prachtstück des Elbinger Museums, einer gleichfalls auf dem Neustädterfeld gefundenen goldenen Lunula, die einen Edelstein in Fassung trug. Auch hier scheint der Ursprung aus provinzial-römischem Gebiet bzw. aus Südrubland sicher zu sein.

Eingehend behandelt Gaerte die Völkerprobleme in Ostpreußen. Es ist erfreulich, daß er sich jetzt auch der Ansicht der übrigen ostdeutschen Vorgeschichtsforscher angeschlossen hat, wonach Vorfahren der baltischen Preußen seit der jüngeren Steinzeit die Urbevölkerung Ostpreußens bildeten und die ostgermanischen Stämme, die seit dem Beginn des ersten Jahrtausends v. Chr. bis zum Ausgang der Völkerwanderungszeit das Weichsel-Nogat-Gebiet beherrschten, nur als Kulturträger für Ostpreußen von größter Bedeutung gewesen sind. Ostpreußen, einschließlich des Samlands und Masurens, zeigt auch während der römischen Kaiserzeit bei aller Verwandtschaft mit dem rein germanischen Kulturgebiet doch so deutliche Zeichen einer Eigenkultur, daß man höchstens von germanischen Handelsbeziehungen oder von germanischen Handelsfaktoreien im eigentlichen Ostpreußen, d. h. östlich der Passarge sprechen darf.

Einen großen Raum nehmen in dem Buche die Kapitel über den allgemeinen Kulturstand, die Siedlungsformen, die sozialen Verhältnisse, den Handel und die Religion der jeweiligen Bevölkerung Ostpreußens ein. In fesselnder Sprache entwirft Gaerte anschauliche Kulturbilder, er versteht es, aus dem toten Material, dem Archiv des Prähistorikers, das aus Gräbern und Siedlungen gehoben ist, Leben zu gestalten. Man kann ja bei dem einen oder andern Kapitel vielleicht den Stil etwas stark feuilletonistisch gefärbt finden, man kann auch darüber streiten, ob es richtig ist, z. B. das Leben des Steinzeitmenschen auf Grund der archäologischen Befunde weit entlegener Gebiete zu schildern — jedenfalls ist Gaertes Urgeschichte in dieser Beziehung ganz modern im Stile der neuzeitlichen Geschichtslehrbücher, bei denen der diesen Lehrbüchern früher vielfach anhaftende trockene Ton reiner Sachlichkeit durch eine ansprechende Form der Darstellung ersetzt worden ist. Während man aber bei diesen Lehrbüchern doch unter dem Eindruck steht, daß hinter der „fesselnden“ Darstellung der reale Gehalt an geschichtlichen Tatsachen oft allzusehr zurückweicht, kommt in Gaertes Urgeschichte auch das reale Material in angemessener Weise zur Geltung. Die Vorzüge dieser Darstellung

zeigen sich besonders in der Behandlung der letzten Periode, der Wikingerzeit und der jüngsten heidnischen und frühen Ordenszeit, für die dem Verfasser auch schon reichlicher geschichtliche Quellen zur Verfügung stehen, die er mit Recht ergiebig benutzt und auch abdruckt.

Gaertes Urgeschichte Ostpreußens wird der Vorgeschichtsforschung im eigentlichen Ostpreußen und in den nach dem Versailler Frieden an Ostpreußen angegliederten Teilen der ehemaligen Provinz Westpreußen, die gleichfalls in den Kreis der Betrachtung hineingezogen sind, sicherlich viele Freunde und Helfer gewinnen. Dem Fachgelehrten aber, dem überdies die rein wissenschaftlich gehaltenen Artikel in Eberts Lexikon der Vorgeschichte, insbesondere der von Gaerte, La Baume und Ehrlich verfaßte Artikel „Ostpreußen“ zur Verfügung stehen, wird sie gleichfalls als Ergänzung und Weiterführung wertvoll sein. Er wird auch in dem populären Gewande die Wissenschaftlichkeit anerkennen müssen und wird insbesondere das reiche Bildermaterial für sein Gewinnkonto gern buchen, zumal da dieses auch viele Abbildungen enthält, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind.

Zum Schluß seien noch einige wenige Druckfehler, die mir aufgefallen sind, berichtet.

S. 76, Zeile 8 von unten lies Abb. 45 statt Abb. 44.

S. 77, Zeile 7 von oben lies Streitäxten bezw. Bronzeäxten statt Steinäxten.

S. 100 Zeile 3 von unten ist Abb. 51 zu streichen.

S. 200, Zeile 17 von unten lies Abb. 148 statt Abb. 118 (vgl. auch Tfl. VI).

S. 260, Zeile 3 von unten lies „Solchen Pferdebegräbnissen“ statt „Solche Pferdebegräbnisse“.

S. 334, Zeile 3 von unten lies Abb. 265 k statt 266 k.

Im übrigen ist die Sorgfältigkeit des Druckes durchaus anzuerkennen. Die Verlagsbuchhandlung von Gräfe und Unzer legt sich mit diesem Buche alle Ehre ein. Neben dem gediegenen Inhalt dient dem Buche sicherlich das vorzügliche Papier, der saubere Druck und die tadellose Ausführung zur besten Empfehlung.

Elbing.

B. Ehrlich.

Kaufmann, K. J.: Geschichte des Kreises Rosenberg (I. Bd.). W. Groll, Marienwerder, 1927 (231 S.).

Mit diesem Buch eröffnet Kaufmann die groß angelegte, auf mehrere Bände berechnete Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Kreises

Rosenberg. Der vorliegende Band führt uns von den Urzeiten bis 1466. Auf Grund eingehender Forschungen entsteht hier nicht allein die Geschichte einer der interessantesten altpreußischen Landschaften, sie wird vielmehr — geschickt mit dem Gesamtgeschehen verflochten — zum Spiegelbild des gesamten preußischen Schicksals jener Zeiten. Abgesehen von dieser allgemeinen Bedeutung ist noch eine Reihe interessanter Einzeluntersuchungen bemerkenswert, wie über die ehemalige Bewaldung, Größe des preußischen Hakens a. u. m. Von der Fortsetzung dieser vortrefflichen Arbeit werden wir sicherlich noch manche Bereicherung unserer Geschichte erwarten dürfen. Wünschenswert wäre die Beigabe zum mindesten einiger historischer Skizzen.

Kaufmann, K. J.: Geschichte der Stadt Riesenburg Westpr. Verlag des Magistrats, 1928 (441 S.).

Zu den vorerwähnten Einzeldarstellungen aus der Gesamtgeschichte des Kreises Rosenberg gehört gleich der schon 1905 erschienenen Geschichte der Stadt Deutsch-Eylau auch die vorliegende, umfangreiche Arbeit. Wie nicht anders zu erwarten, beruht sie durchweg auf ausgedehntester Quellenforschung. Auf eine allgemeine Uebersicht (S. 1—45) folgt eine eingehende Behandlung der inneren Verhältnisse und zwar in origineller Anknüpfung an die Schilderung der wichtigsten öffentlichen Gebäude (S. 46 bis 362). Es ist eine erstaunlich fleißige Arbeit, von tiefer Heimatliebe durchpulst. Das Ergebnis darf als wertvolle Bereicherung unserer Provinzial-Forschung begrüßt werden. Vorzüglich sind die Abbildungen und die interessanten Stadtpläne, bei denen nur noch Angabe des Maßstabes sehr erwünscht wäre.

Kötschke-Herrmann: Die ostdeutsche Besiedlung vom 12. bis 14. Jahrhundert. Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. Verlag Teubner (1928).

Auf nur zwei Bogen wird hier an Hand besonders charakteristischer Urkundenauszüge ein Ueberblick über die ostdeutsche Kolonisation gegeben, wie er eindrucksvoller und anregender bei diesem Umfange schwerlich denkbar sein dürfte. Von besonderer Bedeutung für uns ist der letzte Teil, der Alt-Preußen betrifft. Beherzigenswert sind die guten Verdeutschungen wie z. B. „Besiedler“ für „Locator“.

Koch, Prof. Dr. Fr.: Karte der Burgen und Städte im Lande der Deutschen Ordensritter. v. Mauderode, Tilsit, 1927. (1 : 600 000).

Diese Karte ist lediglich bemerkenswert als erster Versuch einer graphischen Darstellung zur Siedlungsgeschichte des Ordenslandes. Die

unklare und widerspruchsvolle Anlage, auch ungenaue und selbst häufig unrichtige Ausführung lassen diesen Versuch leider als gescheitert ansehen. Ohne genaue Kenntnis der letzten Ergebnisse unserer Siedlungsforschung ist eine solche Karte schlechterdings unmöglich.

Weyde, A.: Mohrungen in Ostpreußen. Verlag des Magistrats Mohrungen 1927 (128 S.).

In diesem Buche hat die nun 600 Jahre lange Geschichte unserer Herderstadt durch ihren derzeitigen Bürgermeister eine lebendige, sachlich knappe, wohlgelungene Darstellung erfahren. Einschlägige Literatur und die wichtigsten Archivalien sind geschickt verarbeitet. Vorzügliche und recht interessante Abbildungen schmücken dieses empfehlenswerte Buch aufs beste.

Führer durch die Kreisstadt Labiau Ostpr. und Umgegend. Herausgegeben vom Verkehrs- und Verschönerungsverein. Labiau (o. J.) (43 S.).

Ein ansprechendes, für einen ersten, schnellen Ueberblick sehr empfehlenswertes Büchlein. Die Abbildungen sind gut gewählt.

Kelch: Bilder aus der Kultur- und Kirchengeschichte der evangelischen Kirchengemeinde Wielitzken. Verlag des Gemeindekirchenrats. Wielitzken 1927 (138 S.).

Mit dieser Arbeit hat der Verfasser seiner Kirchengemeinde eine würdige Festgabe zur Feier des 200jährigen Bestehens geschaffen. Es ist eine Reihe besonders charakteristischer Bilder, die auf Grund eingehender Studien zuverlässig und überzeugend gezeichnet sind. Am anschaulichsten und ausführlichsten ist natürlich die Schreckenszeit des Russeneinbruchs im Weltkriege geschildert worden. Unter den hübschen Bildern verdient die Handzeichnung von R. Bischoff Hervorhebung. Einige Versehen sind untergelaufen, so beginnt z. B. mit der Gründung Sobollens zwar die Besiedlung im Kreise Oletzko, im preußischen Anteil von Sudauen aber war Lyck die erste Ordensgründung (1425); Sudauen reichte übrigens weit über unsere Grenze hinaus, bestimmt bis an den Narew. In der Kulturgeschichte wäre ein Ueberblick über das Schulwesen sehr erwünscht gewesen.

Ostland-Berichte. Herausgegeben vom Ostland-Institut, Danzig, Jahrgang I (1927) Nr. 1—2, Jahrgang II (1928) Nr. 1—7.

Diesen Berichten, die als Manuskripte gedruckt jetzt in 8 Quartheften vorliegen, gebührt als einer der wichtigsten Neuerscheinungen auf dem Gebiete ostdeutschen Schrifttums die weiteste Beachtung. Den meisten deutschen Forschern und zwar sowohl den Historikern, wie den Geo-

graphen, den Juristen, wie den Theologen u. a. m. ist es aus Mangel an polnischen Sprachkenntnissen leider allzu häufig nicht möglich, die seit rund zehn Jahren außerordentlich angewachsene Literatur Polens zu verfolgen, geschweige denn selbst zu lesen. Abgesehen davon, daß uns dadurch manches beachtenswerte Forschungsergebnis polnischer Gelehrter verborgen bleibt oder nur unvollkommen bekannt wird, so sind wir doch jeder Möglichkeit einer Reaktion beraubt. Daß eine solche aber unerläßlich bleibt, ist — leider — nicht zu bestreiten. Es hängt das mit der eigentümlichen Auffassung einiger — und zwar führender — polnischer Gelehrter über das Wesen der Wissenschaft zusammen. Nach deren Ansicht ist die Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen, sondern als nationalistisches, politisches Kampfmittel zu betreiben. In eben diesem Sinne arbeiten auch „wissenschaftliche“ Institute in Posen und Thorn. Wir hätten es ja nun eigentlich nicht nötig, uns mit dieser Pseudo-Wissenschaft zu befassen. Wenn man aber bedenkt, daß wir unsere schweren Verluste an urdeutschem Kulturland in letzter Linie jener „Wissenschaft“ verdanken, daß ferner das Ausland in jenem Sinne einseitig nach Kräften beeinflußt wird, so müssen wir eben auf der Hut sein und beizeiten mit allen Mitteln an Abwehr denken. Videant consules...! Das ist einfach nationale Pflicht.

Warte und Wächter aber in dieser Abwehr sind die „Ostland-Berichte“. Sie bringen Auszüge bzw. wörtliche Uebersetzungen aus dem Inhalt der wichtigeren polnischen Werke. Die Auswahl dieser Werke geschieht nach vier Sachpunkten: Propaganda, Forschungsergebnisse, Politische Fragen, Wirtschaftliche Fragen. Wie man also sieht, sind alle wesentlichen Gebiete berücksichtigt worden. Jeder wird sein Spezialgebiet wahrnehmen können. Außerdem ist das Institut bereit, weitere bestimmte Fragen betr. polnische Publikationen zu beantworten.

Als verantwortlicher Herausgeber zeichnet Staatsarchivrat Dr. Recke. Gründlichste sprachliche Kenntnisse, praktische Erfahrungen mit Land und Leuten jenseits der Grenze, zuverlässiges, sicheres wissenschaftliches Urteil, hohes Verantwortungsgefühl, rastloser Dienst am Deutschtum: Wir können uns keinen besseren Herausgeber der Ostland-Berichte wünschen!

Gollub.

Oelmann: Haus und Dorf im Altertum. Untersuchungen zur Geschichte des antiken Wohnbaus. I. Band. Die Grundformen des Hausbaus. Berlin und Leipzig. Verlag de Gruyter u. Co., 1927.

Vorausgeschickt sei gleich, daß hier ein Werk von monumentalem Ausmaß vorliegt, daß weit über das ursprüngliche Thema hinaus eine

Grundlage für alle weitere Forschung auf dem Gebiete des Hausbaus sein wird. Gleichzeitig ist durch Schaffung von eindeutig bestimmten Fachausdrücken Ordnung in die verwirrende Fülle von Bezeichnungen der verschiedenen Haustypen gebracht und eine brauchbare Kunstsprache geschaffen, die Mißverständnisse ausschließt und eine schnelle und genaue Kennzeichnung der einzelnen Formen ermöglicht. Außerst dankenswert sind die Literaturnachweise, die in ihrer Reichhaltigkeit erstaunlich genannt werden müssen.

Bei dem ungeheuren Material ist es unmöglich viel auf Einzelheiten einzugehen. Für Oelmann steht im Mittelpunkt die kunstgeschichtliche Betrachtung. Sie war ihm Ausgangspunkt und letztes Ziel. Daß Geographen und Ethnologen von ihrem Standpunkt aus manches anders gestaltet hätten, ist klar. Sie werden aber gerade deswegen aus Oelmanns Werk ungeheuren Nutzen ziehen können und trotz anderer Auffassung von Oelmanns Methode weitgehend beeinflußt werden.

Die Oelmannsche Arbeit soll den Unterbau für weitere Untersuchungen abgeben, die den Wohnbau des Altertums in Ägypten, in Vorderasien, in Griechenland und Italien behandeln werden. Den Abschluß wird eine Darstellung des Wohnbaus in den römischen Provinzen bilden. Im ersten Abschnitt betont der Verfasser, daß der Entwicklungsgedanke zwingt, nicht nur die Monumentalbauten zu untersuchen, daß vielmehr dem primitiven Wohnbau erhöhte Bedeutung beizumessen ist, da in ihm die Keimzellen für jene zu suchen sind.

Auf zwei Hauptfaktoren sind die allgemeinen Bedingungen zurückzuführen, die Form und Ausgestaltung des Hauses bestimmen: den Menschen als Erbauer und die geographischen Gegebenheiten. Besonders das Kapitel über die Begriffsbildung ist wertvoll. Haus und Hof zum Beispiel sind verschiedene Dinge. Haus ist Einzelhaus, Hof ist Gehöft gleichzusetzen. Aus den Hausbezeichnungen, die die Größe und Festigkeit zur Grundlage haben, wie Hütte, Kate, Haus, Halle, Palast, wird nur eine einzige als bestimmt und eindeutig angenommen. Unter Hütte wird ein wandloses Gebäude verstanden, während ein Haus stets deutlich vom Dach abgesetzte Wände aufweisen muß. Eine Standhütte oder ein Standhaus wird nur einmal und für die Dauer errichtet, das Zelthaus oder die Zelthütte ist beweglich, wobei Oelmann ausdrücklich bemerkt, daß die Zelthütte nicht etwa eine Entwicklungsstufe der Standhütte darstellt. Der Zeltbau ist vielmehr eine Sonderentwicklung nomadisierender Jäger und Viehzüchter in vegetationsarmen Steppen und Tundren.

An einem Beispiel sei die Methode Oelmanns klargelegt, das insofern uns Ostpreußen besonders angeht, als wir die Möglichkeit haben, die

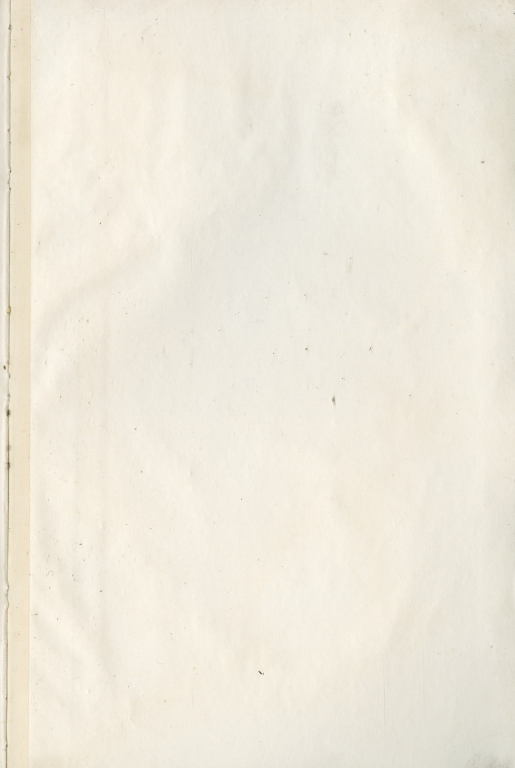
Ausführungen Oelmanns an Ort und Stelle nachzuprüfen. Wir haben im Gersaßhause einen Typ, der sich in dem sogenannten wendischen Hause zu einem Doppelhause entwickelt hat, dadurch, daß Wohnräume und Scheune unter einem Dach vereinigt wurden. In dem Abschnitt über die Raumdifferenzierung des Firstdachhauses versucht Oelmann darzulegen, daß sich der zweite Raum aus der Giebellaube, die schließlich eingewandert wird, ableiten läßt. In der Tat lassen sich alle Zwischenglieder nachweisen. Zum Abschnitt Mischformen von Rund- und Rechteckbau sei noch auf die vorzüglichen Spezialarbeiten von Tschubinaschwili, Tschitaja und Seweroff in Tiflis hingewiesen, die zum Teil schwer auffindbar, zum Teil in russischer und georgischer Sprache geschrieben, vom Referenten in seiner Abhandlung über die Hausformen in Georgien behandelt sind. —

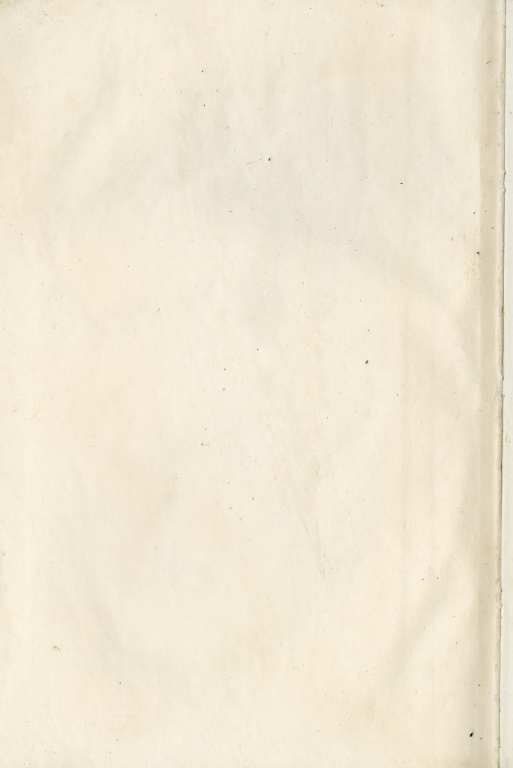
Für Geographen, Ethnographen und Volkskundler ist Oelmanns Buch von unschätzbarem Wert und berufen, die Forschung in weitestem Maße anzuregen.

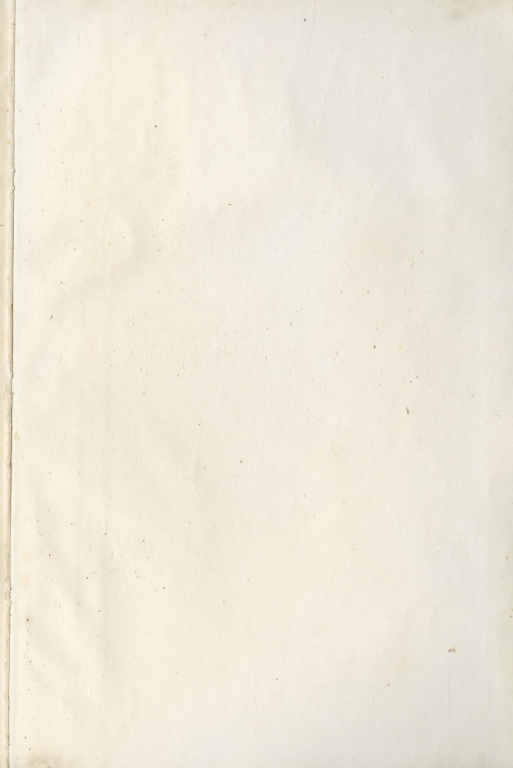
Dr. phil. F. Baumhauer.

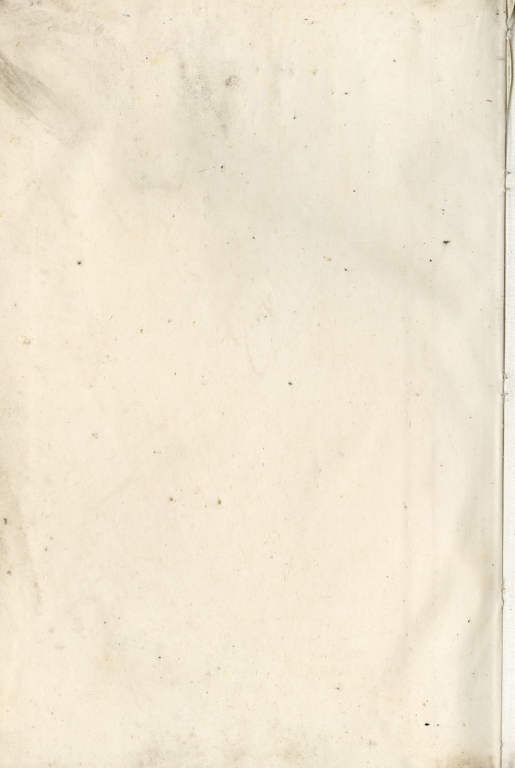












30. -

